

Concordia Seminary - Saint Louis

Scholarly Resources from Concordia Seminary

Missions-Taube

Print Publications

1-1-1881

Missions-Taube 1881

Friedrich Lohner (editor)

Carl Friedrich Wilhelm Sapper (editor)

Follow this and additional works at: https://scholar.csl.edu/missions_taube



Part of the [Missions and World Christianity Commons](#)

Recommended Citation

Lohner (editor), Friedrich and Sapper (editor), Carl Friedrich Wilhelm, "Missions-Taube 1881" (1881). *Missions-Taube*. 3.

https://scholar.csl.edu/missions_taube/3

This Article is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Missions-Taube by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact seitzw@csl.edu.

Die Missions-Taube.

Nachrichten

aus dem

Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben

von der

Ev.-luth. Synodalconferenz von Nordamerika.

In deren Auftrag redigirt

von

P. F. Lochner und P. C. F. W. Sapper.

Dritter Jahrgang.

St. Louis, Mo.

Druckerei des „Lutherischen Concordia-Verlags“ (M. C. Barthel, Agent).

1881.

P4893

Inhaltsverzeichnis.

Januar.	Seite
Singet dem HERRN ein neues Lied.....	1
Vorwort.....	1
Geschichte der Station Bethanien in Afrika.....	3
Etwas über die Kaffern.....	5
Unsere Negermission.....	6
Aus dem Bericht des Indianeramtes.....	7
Allerlei.....	8
Erklärung.....	8
Vom Buchertisch.....	8
Gaben für Mission.....	8

Februar.	Seite
Nachträgliches aus und zu dem 61sten Jahresbericht der Leipziger Missionsgesellschaft.....	9
Geschichte der Station Bethanien in Afrika.....	12
Rundschau auf dem Gebiet der Mission.....	14
Selbst uns!.....	15
„Sefuwider“.....	16
Gaben für Mission.....	16

März.	Seite
Nachträgliches aus und zu dem 61sten Jahresbericht der Leipziger Missionsgesellschaft.....	17
Geschichte der Station Bethanien in Afrika.....	18
„Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein“.....	20
Papistische Taufsprach unter den Heiden.....	20
Feuerbestattung in Indien.....	21
Die Bibel auf der „Wilben-Insel“.....	22
Missionsschriften.....	23
Nochmalige Bitte. — Gaben für Mission.....	24

April.	Seite
„Das Evangelium singen“.....	25
Kleine Bilder aus der Heidenwelt.....	27
Unsere Negermission.....	28
„Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein“.....	30
Auch ein Blindler am Wege.....	31
Eine christliche Chinesentrauung.....	32
Gaben für Mission.....	32

Mai.	Seite
Afrika.....	33
Unsere Negermission.....	35
Ueber Indianer-Mission.....	35
Ein „ehrlich Kapital“ für eine lutherische Indianermission.....	36
Aus der Zeit der Hungersnoth in Südbindien.....	37
Die römisch-katholischen Missionare.....	39
Gaben für Mission.....	40

Juni.	Seite
Henry Budd's Leben und Wirken.....	41
Unsere Negermission.....	43
Was Beharrlichkeit in der Missionsarbeit unter Gottes Segen erlangen kann.....	45
Abyssinien.....	47
„Wer mich ehret, den will ich wieder ehren“.....	47
Was rufen uns die Glocken zu?.....	47
Der weite und schlechte Kirchweg.....	47
Allerlei — Gaben für Mission.....	48

Juli.	Seite
Henry Budd's Leben und Wirken.....	49
Unsere Negermission.....	53
Eine zweitägige Predigtreise in Ostindien.....	54
Rundschau auf dem Gebiet der Mission.....	56
Gaben für Mission.....	56

August.	Seite
Henry Budd's Leben und Wirken.....	57
Sitten und Gebräuche der Eingebornen in Australien.....	59
Sind die Heiden glückliche Naturkinder?.....	61
Greuel bei dem Begräbnisse eines afrikanischen Häuptlings.....	63
Gefunden.....	63
Rundschau auf dem Gebiet der Mission.....	64
Judenmission.....	64
Das Tischgebet.....	64
Gaben für Mission.....	64

September.	Seite
Henry Budd's Leben und Wirken.....	65
Sitten und Gebräuche der Eingebornen in Australien.....	67
Eine buddhistische Gebetsweise.....	69
Unsere Negermission.....	70
Rundschau auf dem Gebiet der Heidenmission.....	71
Aus Oceanien.....	72
Die Christen in der Türkei sonst und jetzt.....	72
Gaben für Mission.....	72

October.	Seite
„Judenmission“.....	73
Henry Budd's Leben und Wirken.....	74
Rundschau auf dem Gebiet der Mission.....	75
Warum wir unsere Negermission mit allem Ernst unterstützen und fördern sollen.....	77
Ushuwaja im Feuerlande.....	78
Ein jüdisches Mädchen.....	80
„Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“.....	80
Gaben für Mission.....	80

November.	Seite
Habiba.....	81
Mission unter den australischen Papuas.....	82
Aus China.....	82
Allerlei aus China.....	83
Hawaii und Japan.....	84
Auch etwas von den mitfolgenden Zeichen.....	84
Eine indische Selbstpeinigung.....	85
Ein Brand aus dem Feuer gerettet.....	85
Die Mission in Gaza.....	87
Eine wunderbare Bewahrung.....	88
Missions-Wünsche.....	88
Gaben für Mission.....	88

December.	Seite
Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen in Brasilien. Zur ältesten Geschichte der protestantischen Missionen.....	89
Habiba.....	91
Unsere Negermission.....	92
Rundschau auf dem Arbeitsfeld der Hermannsburger Mission.....	92
Die norwegische Missionsgesellschaft.....	94
Aus der Missionsgeschichte der Südsee.....	95
Gaben für Mission.....	96



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

Januar 1881.

Nummer 1.

Singet dem HERRN ein neues Lied,
Denn Er thut Wunder.
Er sieget mit Seiner Rechten,
Und mit Seinem heiligen Arm.
Der HERR läßt Sein Heil verkündigen,
Vor den Völkern läßt Er Seine Gerechtigkeit
offenbaren.
Er gedenket an Seine Gnade und Wahrheit dem
Hause Israel.
Aller Welt Ende sehen das Heil unsers Gottes.
Ehre sei dem Vater und dem Sohne
Und dem Heiligen Geiste,
Wie es war im Anfang, jezt und immerdar
Und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Vorwort.

Bei ihrem dritten Jahresausfluge erscheint die „Missions-Taube“ in anderer Gestalt. Wälte es wünschen, hätten wir für unsere Person ihr lieber die bisherige Gestalt belassen, wenn schon in der jetzigen Gestalt der Lese-
stoff keinerlei Abbruch erleidet und sie nunmehr auch für ein größeres beigegebenes Bild Raum bietet. Warum auf das Forterscheinen in der bisherigen Gestalt verzichtet werden mußte, findet der geneigte Leser an anderer Stelle dieser Nummer.

Im Uebrigen soll sie ganz und gar dieselbe bleiben.

Sie wird deshalb nach wie vor über „unsere Negermission“ berichten. Möchte sie, wie klein da noch zur Zeit unsere Arbeit auf dem Felde der äußeren Mission ist, in diesem neuen Jahre viele und gute Botschaft den Lesern von Monat zu Monat bringen dürfen! Aber möchte auch die Zeit nicht mehr ferne sein, da sie ein Delblättlein im Munde tragen könne, auf dem einmal ums andere geschrieben stünde: „Unsere Indianermission.“ Wie wir zum Schluß des zweiten Jahrgangs aus alter Zeit berichteten, hat schon durch den Heldenkönig Gustav Adolph die rechtgläubige Kirche die Indianermission in Angriff genommen. Durch sie wurde in der Zeit der beginnenden Colonisation den Indianern zuerst wieder das Evangelium gepredigt und zwar in völliger Reinheit, und war der kleine Katechismus Luthers das erste in der Indianersprache gedruckte christliche Buch. Und nun, da sie zu Tausenden und aber Tausenden in ihren Kindern allhier gewachsen ist und in dieser letzten betrühten Zeit durchs reine Bekenntniß und unter dem Segen der vollen Gewissensfreiheit aus großer Gnade noch einmal so lieblich aufblühen durfte, nun sollte sie das vor etlichen Jahrzehnden in Michigan und Minnesota angefangene und nach schweren Opfern und saurer, thränenreicher, doch nicht gar erfolgloser Arbeit nothgedrungen aufgegebenes Werk nicht noch einmal in Angriff nehmen dürfen? Methodisten, Presbyterianer und vor allem Episcopale sind noch fort und fort thätig, dem hinsterbenden Geschlechte der Ureinwohner dieses Landes in ihrer Weise das Evangelium auf seinem Todesgange nachzutragen — und die rechtgläubige Kirche sollte für immer das Zusehen nun haben? Von unseren hiesigen

prophetenschulen ziehen alljährlich eine Anzahl junger Männer zur Sammlung der zerstreuten und verwahrlosten Glaubensgenossen hinaus nach den fernen Städten und Ansiedlungen des sich rasch bevölkernden Westens und Nordwestens — und wollte Gott, es möchte die Schaar derselben wachsen von Jahr zu Jahr, denn das Werk der inneren Mission ist und bleibt eben doch die Haupt-Missionssaufgabe der amerikanisch-lutherischen Kirche. Und die Ernte ist hier so groß und der Arbeiter sind noch so wenige! Dennoch aber ist der Wunsch so berechtigt, daß sich unter der Schar solcher jungen Männer wieder mal der eine und der andere finden möchte, das Evangelium auch den Heiden zu verkündigen, vorab den Indianern!

Wenn nun aber auch jetzt schon die „Missions-Taube“ von solcher Ausdehnung unserer Arbeit in der Heidenmission Nachricht bringen könnte, so würde sie doch in der ihren Lesern bekannten Weise und nach den schon gleich zu Anfang ihres Erscheinens ausgesprochenen Grundsätzen (S. Jahrg. I. Februarheft) fortfahren, soweit es der Raum gestattet, Nachrichten über das Heidenmissionswerk überhaupt und darum über die Arbeit auch anderer Kirchen zu bringen, ohne damit sich irgendwie der gerade in der Missionsfache so betriebenen Unionisterei theilhaftig zu machen. Wir haben uns zwar auch hierüber bereits im Vorwort des zweiten Jahrgangs näher ausgesprochen. Wir können es uns jedoch nicht versagen, auch in diesem Vorwort und zum Schluß desselben darauf wieder zurück zu kommen, und zu dem Ende ein Wort des bekannten Missionshistorikers, Dr. Warnock, hierher zu setzen. Ueber die Frage: „Ist die Mission zeitgemäß?“ schreibt nämlich derselbe im diesjährigen „Evangelischen Missions-Kalender“ Folgendes:

„Es ist auch eine erbauliche Betrachtung, dem Walten Gottes in der Geschichte hinten nachzusehen, und gerade die Missionsgeschichte gibt dazu reichlich Gelegenheit. Immer bahnte Gott durch große weltgeschichtliche Ereignisse seinen Missionsboten die Wege und gab ihnen geöffnete Thüren. So vor der apostolischen Mission durch die Zerstreung Israels, die Eroberungszüge Alexanders des Großen, die römische Weltherrschaft und den damaligen Weltverkehr. So vor der mittelalterlichen Mission durch die Völkerwanderung und die Eroberungspolitik der fränkischen, deutschen und polnischen Fürsten. Durch solche geschichtliche Vorbereitungen wurde stets ‚die Zeit erfüllet‘ für den Beginn einer neuen Missionsperiode.

„Gibt es nicht auch jetzt solche Wegbahnungen und Thüröffnungen, die uns deutlich erkennen lassen: Es ist Missionszeit heute? Wir antworten mit vollster Zuversicht: Ja, und zwar trifft hier ein Doppeltes zusammen: Gott hauchte der im tiefen geistlichen Schlafe liegenden Christenheit durch eine religiöse Erweckung einen Missionsgeist ein und er bahnte, ohne daß die erweckten Christen zuerst den Zusammenhang bemerkten, bis an die

Enden der Erde Missionswege. Das neu erwachte geistliche Leben wäre für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden unfruchtbar geblieben, hätte Gott nicht zu gleicher Zeit die Thüren der Welt aufgethan; und wiederum alle Wegbahnungen zu den fernen Heiden würden nicht zu Apostelstraßen geworden sein, hätte der Herr nicht durch ein neuerwecktes Glaubensleben Missionstrieb erzeugt und Missionskraft dargereicht.

„Woran aber erkennen wir, daß Gott die Thüren der Welt aufgethan? Zuerst daran, daß wir in einem Entdeckungszeitalter leben. Mit den Entdeckungen des berühmten Weltumseglers Cook in der Südsee ist ein Entdeckungseifer erwacht, wie ihn keine frühere Zeit gesehen. Immer kleiner werden die weißen Stellen auf unseren Landkarten, in denen geschrieben steht: ‚Unbekanntes Land‘, und es ist offenbar der Wille Gottes, wie der treue Livingstone es ausdrückt und bis auf Stanley es thatsächlich geschieht, daß ‚das Ende der geographischen That der Anfang des Missionsunternehmens‘ werde. Gott läßt die Länder entdeckt werden, damit ihren Bewohnern das Licht des Evangeliums aufgehe.

„Dazu ist unsere Zeit eine Zeit der Erfindungen: In den Eisenbahnen und Dampfschiffen sind uns ganz neue Verkehrsmittel gegeben, durch welche die weitesten Entfernungen auf ein geringes Maß zurückgeführt und ein politischer und Handelsverkehr unter den entferntesten Nationen herbeigeführt worden ist, wie ihn keine frühere Zeit kannte. Wir müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn wir da nicht die Hand des weltregierenden Gottes sehen wollten, der zu uns spricht: ‚Sehet, ich habe euch Bahn gemacht, nun gehet auch hin und prediget das Evangelium aller Creatur.‘

„Nur noch auf Eins möge hingewiesen werden. Im Laufe der letzten Jahrhunderte ist die Herrschaft zur See und damit die Colonialherrschaft von den katholischen und romanischen Staaten Spanien und Portugal auf protestantische und germanische Mächte, besonders auf England, übergegangen und damit der evangelischen (antipapistischen) Christenheit und den germanischen Völkern die Heidenwelt vor die Thüre gelegt worden. Sollen wir nun dem reichen Manne gleichen, der den armen Lazarus hilflos vor seiner Thüre liegen läßt? Müssen wir nicht vielmehr auch aus dieser Thatsache die göttliche Aufforderung heraushören: ‚Ich habe euch die Ausbreitung eurer Missionspflicht jetzt so nahe gelegt, so übt sie auch; ich habe die Thüren der Welt euch aufgethan, tretet nun auch ein in diese geöffneten Thüren.‘“ So weit Dr. Warnock.

Wenn nun die „Missions-Taube“ in der gewohnten Weise wieder „Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes“ bringen darf, so ist dies auch ein Stück Missionsarbeit. Die thut sie auf's neue gerne, thut sie mit demüthigem Dank für den bisher erfahrenen göttlichen Beistand und Segen,

thut sie mit dem Wunsche und mit der Bitte an ihre Leser um weitere freundliche und nachsichtige Aufnahme, um ihre Verbreitung und um die noch vielfach fehlende Unterstützung der Feder und regt nun die Schwingen mit dem Flehen zu dem Herrn:

Zeige Deinen Knechten Deine Werke
Und Deine Ehre ihren Kindern.
Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich,
Und fördere das Werk unserer Hände bei uns,
Ja, das Werk unserer Hände wolle Er fördern!
Amen.

L.

(Für die „Missions-Taube“ von C. S.)

Geschichte der Station Bethanien in Afrika.

Im südöstlichen Theile Afrika's, etwa 900 Meilen nordöstlich vom Cap der guten Hoffnung, liegt die im Jahre 1848 durch freie Bauern holländischer Abkunft gegründete Transvaal'sche Republik. Hier gründeten schon im Jahre 1857 Hermannsbürger Missionare einige Missionsstationen, welche sie jedoch nach etlichen Jahren, verschiedener Ursachen wegen, wieder verlassen mußten. Im Jahre 1864 wurden einige Missionare von Neu-Hermannsburg in Natal aus abermals in jene Gegenden gesandt, um zu sehen, ob daselbst ein Arbeitsfeld für die lutherische Mission zu finden sei. Dieselben kehrten mit hoffnungsvollen Berichten zurück. Ja, zwei von ihnen, die Missionare Behrens und Kaiser, blieben unterwegs auf einer Zwischenstation, um daselbst von der Regierung der Republik Antwort abzuwarten, ob es ihnen erlaubt sei, unter den Eintwohnern, den Betschuanen, zu missioniren und Stationen zu gründen.

Sobald die erwünschte Erlaubniß eintraf, machten sie sich auf den Weg nach verschiedenen Theilen der Republik, und gegen Ende des Jahres 1864 kam Missionar Behrens glücklich dort an, wo heute Bethanien ist. Er wurde von dem Volke mit Freuden aufgenommen. Der Herr hatte dafür gesorgt, daß der Mission in dieser Gegend der Boden bereits zubereitet war. Ein alter Eingeborener, Namens David, der von den Methodisten zum Christenthum bekehrt war und lesen gelernt hatte, hatte längere Zeit unter diesem Volke gepredigt und Schule gehalten, war aber vor etwa zwei Jahren fortgezogen, weil der Häuptling mehrere Male versucht hatte, ihn zu tödten. Er wurde in einer andern Gegend als Lehrer für die Eingebornen angestellt, besuchte auch später einmal den Missionar Behrens in Bethanien.

Das Häuflein, welches David gesammelt hatte, war größtentheils treu geblieben, und daher kam es, daß der Missionar so eine freudige Aufnahme fand. Die Meisten konnten schon etwas lesen und wußten viele biblische Geschichten, aber vom Katechismus wußten sie nichts. Gleich am ersten Abend nach seiner Ankunft kam eine große An-

zahl Betschuanen zum Missionar und begehrten, Ervolf mit ihnen bete und singe und ihnen Gottes Wort verkündige, welches natürlich mit Freuden geschah. Kaum war der Missionar 14 Tage bei den Leuten und hatte ihnen nicht nur Sonntags, sondern jeden Abend, sobald sie ihr Tagewerk bei den Bauern vollendet hatten, Gottesdienst gehalten, so konnte er schon die Namen 30 Heilsbegieriger zum Taufunterricht aufschreiben und auch anfangen Schule zu halten. Es war ein Fleiß und eine Lernbegierde bei den Leuten, daß es eine Lust war. Ja, so rasch lernten Manche, daß nach noch nicht einmal ganz 2 Monaten, am 5. Februar 1865, schon 20 getauft werden konnten. Miss. B. schreibt: „Das war ein Freudentag. . . Ich war schon 7 Jahre in Afrika gewesen, und hatte noch keinen Heiden getauft und nun 20 auf einmal! Wie werde ich es vergessen, was ich den Tag an Freude und Dank gegen Gott fühlte.“ Am 9. Februar wurden schon wieder aufs neue 31 Erwachsene zum Taufunterricht aufgeschrieben, von denen im April 12 getauft wurden. So ging es unter Gottes Segen fort, daß am Schlusse des Jahres 1865, also nach einjähriger Wirksamkeit des Missionars, schon 119 Personen getauft waren. Bald gab es auch Kinder zu taufen und Jahrs darauf zählte die Gemeinde, welcher der Missionar den Namen Bethanien gegeben hatte, schon 183 Seelen.

Während des ersten Winters mußten sich Missionar Behrens und seine Frau erst kümmerlich in einem Häuschen behelfen, in welchem es fast eben so viel regnete als draußen, so daß sie oft die Regenschirme über ihrem Bett aufspannen mußten. Sobald jedoch die Regenzeit vorbei war, ging es ans Bauen, wobei die Leute fleißig mithalfen, sonderlich die, welche im Taufunterricht waren. Noch vor dem Herbst war das Haus fertig, in welchem nun auch Schule und Gottesdienst gehalten wurde. Bisher hatte ein großes Zelt dazu gedient, welches der Missionar mitgebracht hatte. Sobald der Bau des Hauses vollendet war, wurde auch der Bau einer kleinen Kirche in Angriff genommen, konnte aber vor Eintritt der Regenzeit nicht mehr fertig gestellt werden. Das Bauen geht nämlich in jenen Gegenden, wo die Missionare, wenn auch mit Hilfe ihres Volks, erst Bäume fällen, das Holz schneiden, die Backsteine brennen und alles Material erst selbst zubereiten müssen, nicht so schnell als bei uns, wo man alles zubereitet kaufen, oder gar zum Carpenter gehen und demselben den Bau in Contract geben kann, wie unsere Missionare thun können.

Das Land, auf welchem die Station Bethanien erbaut wurde, war Anfangs nur von dem Eigenthümer, einem Farmer, gepachtet. Nur ein geringer Theil der Pachte wurde in Geld bezahlt, für das Uebrige mußte die Gemeinde auf dem Acker des Eigenthümers arbeiten. Später wurde das ganze ziemlich große Grundstück von 3000 acres gekauft. Das Missionseigenthum ist aber im Laufe der Jahre noch bedeutend vergrößert worden.

ropfobald die Erstlinge aus den Heiden getauft waren, Mägen sie darauf, von den Heiden wegzuziehen und sich in der Nähe des Missionars anzubauen, sonderlich um ihrer Kinder willen, damit diese nicht von den Heiden verführt würden. Dem Missionar schien solches zuerst bedenklich; als aber die beiden Unterhauptide, Joseph und Abraham, welche auch unter den Getauften waren, ebenfalls entschieden darauf drangen, sich in der Nähe des Missionars niederzulassen, widersprach er nicht mehr. Es wurden erst eine, dann mehrere Straßen und Baupläze ausgelegt und ein Haus nach dem andern gebaut: so entstand bald ein ganzes, regelmäßig gebautes Dorf.

Schon im Jahre 1867 wurde die erste Kirche zu klein, und ward daher der Grundstein zu einer neuen, größeren Kirche gelegt. Bei dem Bau derselben war die ganze Gemeinde behülflich, die Männer machten Backsteine, schnitten Holz und halfen bauen, die Weiber und Kinder trugen Baumaterialien herbei. So wurde die 62 Fuß lange und 24 Fuß breite Kirche von gebrannten Backsteinen bald fertig. Auch eine Glocke wurde angeschafft und in einem neben der Kirche aufgestellten Holzgerüst aufgehängt. Die neue Kirche erhielt den Namen Zionskirche, die alte Kirche wurde nun als Schule benutzt. Später mußte noch eine Schule gebauet werden. Die Kirche steht mitten im Dorf. Durch einen großen freien Platz davon getrennt steht das Wohnhaus, und zu beiden Seiten desselben die beiden Schulen. Von dem Wohnhaus führt über den freien Platz ein breiter mit Bäumen besetzter Weg zur Kirche. Im Pfarrgehöft befinden sich ebenfalls ein Wirthschaftsgebäude, ein Gebäude für die Diensthöten, wie auch Stalungen und Wagenremise. Von hier aus geht ein schöner großer Garten bis an einen vorbeischießenden Bach. Auch eine Quelle, die das ganze Jahr klares und kühes Trinkwasser liefert, fehlt nicht. Zwei Längenstraßen, von sechs Querststraßen durchschnitten, laufen durch das ganze Dorf. Die Häuser stehen alle 10 Fuß von der Straße ab in Baupläzen von je 40 Schritt Länge und 37 Schritt Breite. Sämmtliche Häuser sind wohl eingerichtet und weiß getüncht, was dem ganzen Orte ein freundliches Ansehen gibt. Nördlich vom Dorfe ist der Gottesacker, auf welchem schon eine Anzahl selig im HErrn Entschlafene ruhen, meistens Kinder, unter diesen auch ein kleiner Sohn des Missionar Behrens.

Als die Station sich so rasch entfaltete und Bethanien anfang, eine förmliche Ortschaft zu werden, fehlte es auch nicht an Feinden, sowohl unter den weißen Bauern, als unter den schwarzen Heiden, welche denn auch den baldigen Untergang der Station wünschten und prophezeiten. Sonderlich schien es den Neid der Bauern anzuregen, daß diese bekehrten Heiden nach der Weisung des Missionars so ein nettes Dörfchen bauten, so daß alle Fremden glaubten, es müßten hier lauter weiße Leute wohnen. Die Feinde droheten, sie würden die Kugeln durch das Dorf fliegen lassen, und nach 5 Jahren solle kein Haus mehr in Betha-

nien stehen; sie würden nicht eher ruhen, bis Alles gründlich zerstört sei. Der Oberhauptide war auch verblendet genug, auf den Rath der Bauern zu hören; und kam mit einem großen Haufen herangezogen, mit Assagaien (Wurfspeieen) und Keulen bewaffnet. Allein die Christen waren durchaus nicht Willens, so leichten Kaufs ihre Heimat aufzugeben. Auch Miss. B., bei dem kurze Zeit vorher gerade wieder drei neue Missionare aus Deutschland angekommen waren, alle drei junge, kräftig gebaute und handfeste Männer, dem Schreiber dieses persönlich wohl bekannt, rüstete sich nebst seinen Gästen zur Gegenwehr und nahm ihre Waffen zur Hand. Sie vermahnten die Gemeinde, sich ganz ruhig zu verhalten, bis sie angegriffen würden. Als nun die Feinde merkten, daß sie auf energischen Widerstand stoßen würden, bekamen sie Furcht und zogen ab. Jener Haujptide wurde auch von der Regierung zur Rechenschaft gezogen und bekam eine ernste Rüge. Seitdem ist dergleichen nie mehr vorgekommen, obgleich die Christen auch hier wie überall viel Spott und Hohn von den Feinden erleiden müssen.

So hat der HErr Gnade gegeben, daß die Gemeinde von Jahr zu Jahr zunahm. Neun Jahre nach seiner Gründung war Bethanien bereits ein Ort von mehr als 500 Seelen, lauter Gemeindegliedern, jetzt schon über 1000. Das mag uns hier ein Geringes scheinen, wo die Städte gleichsam wie Pilze aus der Erde wachsen, sonderlich an solchen Orten, wo die Menschen schnelle irdische Vortheile hoffen; bedenken wir aber, daß dies alles Heiden waren, die sich hier mitten im heidnischen Lande unter dem Spott und Hohn nicht allein der Heiden, sondern selbst der Weißen und sogenannten Christen und gebildeter Leute um das Evangelium geschaart haben, daß sie kein irdischer Vortheil, sondern allein das Verlangen nach Gottes Wort hier zusammengetrieben hat, und daß dieses sich hier Anbauen ein herrliches Bekenntniß ihres Glaubens ist; so müssen wir sagen: Es ist ein Wunder vor unsern Augen. Die Gemeinde hat auch ihre Vorsteher, ihren Vorfänger, Küster, Todtengräber und alles, was zu guter Ordnung in der Kirche gehört. Manche Glieder der Gemeinde haben viel Verfolgung erfahren müssen, Ehen sind zerrissen um des Glaubens willen. Zwei junge Leute, die mit einander verlobt waren, hatten beide ein Herz für Gottes Wort, mußten aber ihre Liebe zum HErrn geheim halten, bis sie verheirathet waren. Gleich nach der Hochzeit kamen sie in den Taufunterricht. Aber nun war der Teufel los. Die Verwandten der Frau holten dieselbe dem Manne wieder weg; da sie aber immer wieder zu demselben hinlief, wurde sie geschlagen und mißhandelt, aber sie kam trotz der Schläge zur Kirche und in die Schule. Dann wurde sie, sobald die Glocke zur Kirche oder Schule rief, mit Riemen an einen Pfahl gebunden. Doch endlich wurde man müde, und alsbald kam sie wieder nach Bethanien. Sie lernte fleißig, und Beide konnten bald getauft werden. Sie wohnen nun schon lange in Bethanien und

sonderlich die junge Frau ist eine gebiegene, erkenntnißreiche Christin. Noch ein Beispiel möge hier Platz finden.

Ein junges Mädchen kam längere Zeit aus Furcht vor ihren Eltern nur Abends im Dunkeln in die Abendandacht. Eines Sonntags aber faßte sie sich ein Herz und kam in die Kirche. Als die Kirche aus war, ließ sie sich ein Kopftuch, ging an den Bach und wusch sich den Kopf rein, band das Tuch um und sagte: „So will ich heute vor meinen Vater treten und rund heraus bekennen, daß ich eine Christin werden will.“ Sie that es. Als aber ihr Vater sie sah, ergriff er ein Stück Holz und schlug wüthend auf sie los, bis ihr Bruder es nicht mehr ansehen konnte und, dem Alten das Stück Holz entreisend, sagte: „Morden sollst du doch dein Kind nicht.“ Da verstieß sie der Vater mit den Worten: „Nie kommst du wieder vor meine Augen!“ Auch dies Mädchen ist später mit einem christlichen Jüngling verheirathet und wohnt in Bethanien. So hatten auch Viele von denen, die bei den Bauern waren und Christen werden wollten, einen harten Stand. So lange die Leute Heiden waren, herrschte unter ihnen die Vielweiberei; aber manche Männer, die zwei, vier, ja sechs Frauen hatten, verließen, da sie Christen wurden, alle bis auf Eine, die Erste, und ergaben sich dem Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Kaffern.

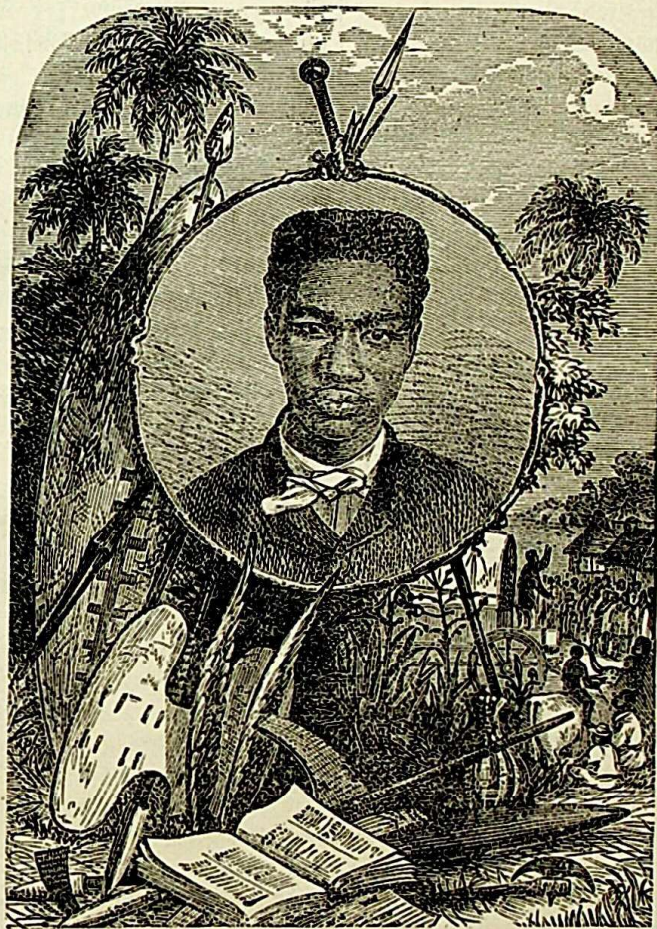
Zwischen der Cap-Colonie und Natal liegt an der Südost-Ecke Afrika's Kaffraria oder das Kaffernland. Die Kaffern sind ein schönes, kräftiges Hirtenvolk der Schwarzen, das in verschiedenen Stämmen jenen Landstrich bewohnt, und unter denen wieder der Stamm der Zulus durch den letzten Krieg mit den Engländern und durch ihre völlige Unterwerfung unter die Letzteren den Lesern durch die Zeitungen besonders bekannt geworden ist.

Es sind aber kaum 60 Jahre her, daß das Kaffernvolk den Europäern eigentlich bekannt geworden ist, und kann erst von Anfang dieses Jahrhunderts her geschichtlich nachgewiesen werden, wie die gegenwärtigen Stammesverhältnisse Kaffraria's sich gebildet haben, da aus älterer Zeit weder schriftliche, noch hieroglyphische (sinnbildliche) Aufzeichnungen sich vorfinden. So viel sich seitdem hat ermitteln lassen, ist anzunehmen, daß die Kaffern vor etwa 150—200 Jahren von Norden her durch eine großartige Völkerwanderung nach Süden gedrungen sind und die Hottentotten und Betschuanen weiter nach Westen gedrängt haben. Ihre eigentliche Geschichte aber beginnt erst mit den feindlichen Angriffen der Zulus von Osten und dem Vordringen der Engländer von Westen her, wodurch einerseits der Völkercomplex (Stämme-Zusammensetzung) vermehrt, andererseits der Landbesitz verringert wird.

Unsere heutige Illustration versinnbildlicht einen anderen Sieg über dies vielstämmige und kriegerische Volk, als den die Engländer erfochten haben. Es ist dies der trotz der nunmehrigen Gestaltung der Dinge in Kaffraria doch noch immer im Stillen fortgehende Sieg des Evangeliums. Eben darum hat der Künstler das aufgeschlagene Gotteswort als auf den mancherlei

kaffrischen Mordwerkzeugen liegend angebracht, während man im Hintergrunde einen Boten des Evangeliums erblickt, der seinen von Ochsen gezogenen Reisewagen als Kanzel benützt, wie einst der Herr Petri Schiffein, um den Bewohnern eines Kraals oder Dorfes das Wort des Heils zu verkünden. Das sinnig an kaffrischen Waffen aufgehängene Brustbild aber läßt uns das friedlich und freundlich dreinschauende Angesicht eines solchen Friedensboten aus den Kaffern selber erblicken.

Die ersten Missionare, die in das damals noch anarchisch freie Kaffernland vordrangen, waren von den englischen Methodisten oder Wesleyanern. Ihnen folgten die deutschen Herrnhuter, Missionare aus der Brüder-



gemeinde und diesen wieder nach und nach die anglikanische Hochkirche, die London Missionary Society, die United Presbyterians, die Free Church of Scotland, die Pariser Mission, die unirte Berliner Mission und von den Lutheranern die der Hermannsbürger und der Norweger. Auch von Amerika aus ist durch die Bostoner die Mission dortselbst thätig. Wie viel Zerstörung aber haben die verschiedenen schrecklichen und grausamen Kaffernkriege auf den Missionsstationen und in der Missionsarbeit schon angerichtet! Noch ist uns ja im frischen Andenken, wie schwer in dem letzten Zulukrieg gerade die Mission unserer lutherischen Brüder gelitten hat. Doch im Unterliegen siegt ja die Kirche und auch hier hat sie singen dürfen und wird noch ferner singen: „Kommt her und schauet die Werke des HErrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet; der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt, und Wagen mit Feuer verbrennt. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden. Der HErr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela. (Ps. 46, 9—12.)

Da unser Bild einen eingebornen Prediger der Kaffern zeigt, so fügen wir noch hinzu, daß der erste jener aus den Kaffern selbst hervorgegangenen Prediger, Tiyu Soga, mit Recht als eine Zierde der afrikanischen Mission bezeichnet werden kann. Dr. Wängemann, der Director der Berliner Missionsgesellschaft, der auf seiner afrikanischen Inspections- und Missionsreise im Jahre 1867 den genannten ersten Kaffernpastor besuchte, schreibt über den von dieser Persönlichkeit empfangenen Eindruck: „Abends bestiegen wir unsere Pferde und ritten (von Wartburg aus) zu Mr. Tiyu Soga, einem bekehrten Kaffern, der in England (richtiger Schottland) studirt und eine Engländerin (Schottin) geheirathet hat und dann nach Kaffernland zurückgekehrt war, um dort als Prediger und Missionar unter seinem Volke zu arbeiten. Er hat etwa 150 Communicanten und übt als Kaffer einen großen Einfluß auf seine Umgebung aus. Er ist ein Mann von feiner europäischer Bildung, großer Begabung und größerer wissenschaftlicher Tüchtigkeit, als der man sonst bei englischen Theologen zu begegnen pflegt. Sein Urtheil ist scharf und klar, und seine Sprache bestimmt, so daß er auch auf seiner Station, trotzdem er Kaffer ist, das Heft in Händen behält, sowohl im Hause, als auch den weißen Mitarbeitern gegenüber.“ Und schon im Jahre 1864 schrieb der vor ein paar Jahren gestorbene Veteran der indisch-presbyterianischen Mission, Dr. Duff, der auf seiner Rückkehr von Indien die südafrikanischen Stationen seiner schottischen Kirche besuchte und bei dieser Gelegenheit denn auch Tiyu Soga, u. A. Folgendes: „Nie werde ich die Freude vergessen, die mir die Seele durchzuckte, als ich den ersten ordinirten Kaffer-Geistlichen in seinem wohnlichen Heim, nahe an der geräumigen und hübschen Kirche, umgeben von christlichen und heidnischen Kaffern-Knaben,

befuchte. Es war ein Anblick, der die Mühe einer Reise von der Capstadt allein schon lohnte. Der freudige Eindruck wuchs, nachdem ich dem Gottesdienst und den Schulstunden der zwei Knaben- und der Central-Mädchenschule beigewohnt hatte. . . . Wenn die Glieder der heimischen Unirten Presbyterianischen Kirche mit eigenen Augen hätten sehen und mit eigenen Ohren hätten hören können, was ich an jenem Tage zu sehen und zu hören den Vorzug hatte, so bin ich überzeugt, daß sie den Eindruck empfangen haben würden, auch eine zehnfach größere als die auf diese Mission verwendete Summe wäre mehr als reichlich wieder eingebracht. Ich fühle mich verpflichtet, es auszusprechen, daß ich in ganz Südafrika keine einzige Missionsstation gefunden habe, die in einer so geordneten, kräftigen und systematischen Weise geleitet wird, als die meines bewunderungswürdigen Freundes und Bruders, des Reverend Tiyu Soga, des eingebornen Kaffernpastors der Nation Ngwali.“ — Wir hoffen daher, später so viel Raum und Zeit zu finden, um diesen Mann, der nunmehr von dieser Erde geschieden ist, in Wort und Bild unseren Lesern noch insonderheit vorführen zu können; denn obiges Brustbild stellt eine andere Persönlichkeit dar. L.

Unsere Negermission.

Aus Little Rock ist diesmal nicht von großen Fortschritten zu berichten, doch ist das immer noch kein Stillstand im Werk des HErrn. Wenn die Zahl derer, die gewonnen wurden, auch nicht zugenommen hat, so ist doch die kleine Gemeinde sowohl wie die Schule innerlich erstarkt. Da am 20. Mai die farbige Lehrerin, welche neben Lehrer Jeske unterrichtet hatte, abtrat, so mußte sich Missionar Berg selbst wieder mit ins Schuljoch spannen, und bis zu den gegen Ende Juni erfolgten Ferien mit Schule halten. Am 22. Mai wurde das jährliche Kinderfest mit Gesang, Declamation und Spiel gehalten. Da zu befürchten war, daß die Freischulen durch ihre sogenannten Sommerschulen manche unserer Kinder an sich ziehen würden, so hielt Missionar Berg auch noch während der Ferien bis Mitte August jeden Vormittag Schule mit den Kindern, welche kommen wollten. Zugleich wollte er dadurch die allzugroße Verwilderung der Kinder während der Ferien verhüten. Auch besuchte er während der Ferien die Familien, aus denen Kinder in die Schule gingen.

Am 1. September begann das dritte neue Schuljahr mit 39 Kindern. Am 1. November gehörten schon wieder 100 Kinder zur Schule. Herr Pastor Berg hat bis jetzt 43 Kinder in Little Rock getauft, von denen 25 in unsere Schule gehen, 4 sind noch zu klein für die Schule, 1 ist gestorben, 5 gehen nur in die Sonntagschule und 9 sind uns fortgenommen. Am 1. September trat Herr Lehrer C. Berg vom Seminar in Addison sein Amt als zweiter

Lehrer in Little Rock an. Da die Schule jedoch nicht die erwartete Schülerzahl erreicht hat, auch die zum Bau erforderlichen Gelder nicht aufgebracht sind, so ist der beabsichtigte Schulbau noch unterblieben, und wird es zweckmäßiger sein, Lehrer Berg in New Orleans zu verwenden, wo seine Hülfe sehr nöthig ist. Der Sonntag-Vormittag wird jetzt ausschließlich der Sonntagschule gewidmet, denn zum Gottesdienst kommen die Neger Vormittags nicht; den Wochengottesdienst ließ man ebenfalls wegen schlechten Besuchs wegfällen. Dagegen ist Sonntags am Nachmittag und am Abend Gottesdienst mit Predigt. Abends ist in der Regel eine große Zahl Zuhörer da. Am 22. August wurde das Kirchweihfest gefeiert und am Reformationsfest hielt Pastor Berg einen Vortrag über Luther, sein Leben und Wirken.

Zu unserer großen Freude können wir auch berichten, daß kürzlich zwei Frauen, welche aus der Gemeinde ausgeschieden waren, bußfertig zurück gekehrt sind. Außerdem wurde noch eine Frau aufgenommen. Eine Andere wurde getauft und confirmirt und ein Knabe von 15 Jahren getauft. Auch wurde ein Paar getraut. Einmal im Monat ist Gemeindeversammlung, zu welcher nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber der Gemeinde kommen, und worin verschiedene Sachen besprochen werden, welche die Gemeinde angehen.*) So wird jetzt über die Beichte, und die Macht der Prediger, Sünden zu vergeben, verhandelt. Diese Verhandlungen sind dadurch nöthig gemacht, daß Auswärtige zu Gemeindegliedern sagten, wir hätten die römische Ohrenbeichte. Wie früher, so wurde auch letztes Jahr den Kindern ein Christbaum und andere Weihnachtsfreude bereitet.

In New Orleans ist Missionar N. Bakke nebst seiner jungen Gemahlin glücklich angekommen. Gleich folgenden Abends fand eine Versammlung der Localcommittee für Negermission statt, bestehend aus 14 Gliedern der verschiedenen lutherischen Gemeinden. Missionar Bakke wurde mit Freuden begrüßt, und er wiederum kann nicht genug seine Freude aussprechen über den Eifer und die Liebe der Brüder zur Mission. Am 28. November wurde er feierlich in die kleine Negergemeinde eingeführt. (Nähere Berichte über die Einführung liegen noch nicht vor.) Sailor's Home, welches Gebäude bis jetzt den Zwecken unserer Mission diente, fand der Missionar in einem so schlechten, baufälligen Zustande, daß es zu bewundern ist, wie hier noch Jemand zum Gottesdienst kommen oder seine Kinder zur Schule schicken mag. Entweder muß dies Gebäude in bessern Zustand gesetzt werden, oder wir müssen versuchen, ein anderes Lokal in demselben Stadttheil zu bekommen. Geht auch das nicht, so wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als einen Platz zu kaufen und zu bauen. Die kleine, vor zwei Jahren ge-

baute Kapelle von der etliche Meilen weit von Sailor's Home entfernten Clayborne Straße hierher zu bringen, würde so viel kosten, als sie werth ist, und würde dieselbe schon von vornherein zu klein sein. Außerdem müßte dann doch ein Bauplatz gekauft werden. Wir wollen daher die Kapelle einstweilen an der Clayborne Straße belassen und versuchen, auch zugleich dort die Mission durch eine Wochenschule in den Gang zu bringen.

Aus Mobile berichtet Missionar Wahl, daß es ihm gelungen ist, ein anderes Lokal zu finden. Dasselbe ist ein wenig besser als das vorige, und ist er bereits im Monat November mit seiner Schule in dasselbe eingezogen. Die Schülerzahl hat sich in letzter Zeit bedeutend vermehrt, so daß ihm ein Lehrer als Gehülfe sehr erwünscht wäre.

Gott bringe immer mehr die Kinder Hams in die Hütten Sems! Lasset uns nur fleißig sein zu säen, zu pflanzen und zu begießen, so wird auch der Herr das Gebeihen geben nach seinem Wohlgefallen. C. S.

Aus dem Bericht des Indianeramtes

registriren wir folgende Angaben unseres Landsmannes, des Hrn. Schurz, der Zeit Minister des Innern:

Mit Ausschluß von Alaska beläuft sich die Zahl der in den Vereinigten Staaten lebenden Indianer auf etwa 255,938. Diese stehen, außer etwa 18,000, alle mehr oder weniger unter der unmittelbaren Aufsicht der Indianer-Agenten. Von den im Indianergebiet lebenden Indianern werden 60,560 als civilisirt und 17,750 als uncivilisirt aufgeführt. (Wie viel unter den civilisirten Indianern christianisirt und darum civilisirt sind, konnte leider nicht angegeben werden.) Rund 25,000 Indianer leben in Dakota, 23,000 in Neu-Mexiko, 21,000 in Montana, 17,000 in Arizona und 14,000 im Territorium Washington. Im Staate New York befinden sich über 5000 und in Michigan über 10,000. — Im Bericht heißt es ferner, daß selbst bei den uncivilisirten Indianern sehr entschieden der Wunsch hervortrete, ihre Kinder unterrichten zu lassen, so daß das Indianer-Department mit seinen beschränkten Mitteln kaum im Stande gewesen wäre, den betreffenden Ansprüchen zu genügen. Unser Landsmann, Herr Schurz, der gegenwärtige Minister des Innern, zieht aus diesen und anderen von ihm in seinem Bericht gegebenen Mittheilungen den erfreulichen Schluß, daß die gegenwärtige Lage und das Verhalten der Indianer zu den besten Hoffnungen berechtige. Ueberall trete das Verlangen der Indianer hervor, mit ihren weißen Nachbarn in friedlichen Beziehungen zu leben, für ihre Lebensbedürfnisse zu arbeiten, den Acker zu bestellen, sich dauernde Wohnsitze zu gründen, ihre Kinder erziehen zu lassen, sich — mit einem Worte — die Civilisation des Landes anzueignen. Unter diesen günstigen Umständen glaubt Herr

*) Natürlich verhalten sich dabei die Weiber wohl mehr zuhörend nach 1 Cor. 14, 34. 35. D. R.

Schurz, daß man das Indianer-Department auch künftighin dem Ministerium des Innern belassen solle. Wir glauben das auch, zumal, wenn immer dasselbe von Männern wie Herr Schurz verwaltet wird, unter dessen Verwaltung sich die so viel getretenen Indianer überhaupt besser zu befinden scheinen als je.

Über wären das nicht alles günstige Umstände für die Mission? L.

Allerlei.

Ein reicher Engländer hat der kirchlichen Missionsgesellschaft 5000 Dollars geschenkt mit der Bedingung, daß dieselben in Afghanistan verwendet werden. Er ist der Meinung, daß durch Englands Verfahren in jenem Lande das Christenthum in übeln Ruf kommt, und trägt deshalb Sorge, daß jenem Volk das Evangelium vom Fürsten des Friedens verkündigt wird. (Pilger.)

Der chinesische Gesandte in Washington bekennt sich zum Christenthum. Er hält täglich Hausgottesdienst und unterrichtet seinen Sohn in der biblischen Geschichte. Er selbst war in seiner Jugend von einem Missionar in China unterrichtet worden und vollendete seine Ausbildung in einem amerikanischen Institut. (Pilger.)

In China gibt es mehr Muhammedaner, als man wohl bisher gemeint hat. Nach sorgfältiger Erkundigung des französischen Generalconsuls beläuft sich deren Zahl auf 20,000.

Erklärung.

Es ist bereits in der Nummer von December v. J. angezeigt, daß die „Missions-Taube“ mit dem neuen Jahrgang in veränderter Form erscheinen werde. Es dürfte vielleicht die lieben Leser befremden, weshalb diese Veränderung getroffen sei, war doch das Format so bequem und gefällig. Die Missionscommission war aber durch die Umstände genöthigt, eine Veränderung vorzunehmen, wollte sie nicht aus der Missionskasse die Herstellungskosten des Blattes bestreiten helfen, anstatt einen kleinen Ueberschuß für dieselbe zu erzielen. Durch diese Veränderung aber werden gegen \$300.00 jährlich erspart, kostete doch das Heften und Schneiden allein etwa \$250.00. — Zu möglichster Sparsamkeit sah sich die Commission auch noch durch den Umstand genöthigt, daß die Gelder für das Blatt so sehr langsam eingingen, hatte doch die kleine, junge „Missions-Taube“ vor wenigen Wochen den ziemlich großen Ausstand von über \$800.00.

Uebrigens sind die lieben Leser durch die Veränderung durchaus nicht im Nachtheil; denn trotzdem die Herstellungskosten durch dieselbe bedeutend verringert sind, ist der Raum für Lesestoff beträchtlich vermehrt, und wir

hoffen, unser „Täubchen“ wird auch in der neuen Gestalt gar nicht die häßlichste aller Tauben sein.

In die Preisliste, wie in der Nummer von December angegeben, hat sich ein (allerdings leicht in die Augen fallender) Druckfehler eingeschlichen. Dieselbe ist wie folgt:

1 Exemplar.....	\$.25
10 ".....	2.00
25 ".....	5.00
50 ".....	9.00
100 ".....	17.00

C. S.

Vom Bächtisch.

In der „Pilgerbuchhandlung“ zu Reading, Pa., sind erschienen und werden hiermit unseren Lesern empfohlen:

1. Liebergeschichten. II. Zwei Weihnachtslieder Dr. M. Luthers. 16 Seiten in hübschem Umschlag und elegantem Druck. Preis mit Ausschluß des Porto: Einzeln 5 Cents, das Duzend 50 Cts., 50 Stück \$1.75, 100 Stück \$3.50.

Zu der That wieder liebliche Geschichten zu den beiden Lutherliedern: „Gelobet seist du, Jesu Christ“ und: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“, welche dieses zweite Heftchen enthält. Zugleich sind auch einige Winke, einer von Schamelius, der andere von Scriver, zum weiteren Verständniß und zur Würdigung beider Lieder eingeflochten.

2. Vergißmeinnicht oder Christliches Gedentbuch. Bibelprüche und Liederverse, auch historische Gedenttage, auf jeden Tag des Jahres. Hübsch in Leinwandband mit Goldtitel 35 Cents, Porto 5 Cts.; im Duzend 23 Cts.; im Hundert 20 Cts. Fein gebunden mit Goldschnitt 50 Cts., Porto 5 Cts.; in Partien 40 Cts.; im Hundert das Stück 35 Cts.

Auf dieses vom Herrn Pastor Ründig in Reading, Pa., in glänzender Ausstattung herausgegebene, fast in allen lutherischen Kirchenblättern dahier empfohlene und bereits in zweiter und nunmehr verbesserter Auflage erschienene liebliche Büchlein machen wir unsere Leser auch darum aufmerksam, weil es zugleich ein Kalendarium ist, das aus der Kirchen- und Missionsgeschichte die wichtigsten Gedenttage, sowie die Geburts- und Sterbetage unserer Liederdichter und ausgezeichneten Missionare notirt hat. Die leeren Blätter neben dem Text dienen dazu, die Namen, Geburts-, Hochzeits- und Sterbetage dem Besitzer theurer Person-, Familien-, Gemeinde-, Synodalereignisse u. dgl. kurz zu notiren. L.

Berichtigung.

In der Decemernummer 1880, Seite 140, 3te Zeile von unten steht: „weder das reine Evangelium, noch die rechte Taufe ist, welche“ &c.; es sollte aber heißen: „weder das reine Evangelium überhaupt, noch insbesondere die rechte Lehre von der Taufe ist, welche“ &c. C. S.

Milde Gaben für die Negermission:

Durch P. J. Barth aus des sel. G. B. Sparbüchle S. 71, von ihm selbst 1.29. Durch P. Büniger von P. Chr. Vock 1.00, von F. Vollhöfer .50. Durch P. Berg 184.00. Durch P. Meyer, Theil einer Missions-Collecte der Gem. in Caledonia, Wis., 10.00. Durch Hrn. M. C. Barthel von C. G. Dypen: Pauline Slipste 1.00, Familie Kleinschmidt 2.00, S. Wohlfeil .25; von P. Junker in Burr Oak, Wis., Collecte 5.88, von Ritter Kössler 75, Aug. Stirrandt .50, Vater Rich .25. Durch P. Sapper von P. K. Menke .50, Frau Laudel 1.00. Durch P. List von W. Schröder 1.00. Durch P. Köhler in Hustisford, Wis., von fr. Gem. 8.00. Durch P. Melcher von J. Hoar 2.00. Von Frau Lorenz in Burton View, Ill., 10.00.

J. Umbach, Kassirer.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlags“.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. Sapper.

3. Jahrgang.

Februar 1881.

Nummer 2.

Nachträgliches aus und zu dem 61sten Jahresbericht der Leipziger Missionsgesellschaft.

Aus dem „Missionsblatt“ dieser Gesellschaft hat die „Missions-Taube“ bereits in der Octobernummer des vorigen Jahrgangs einen Auszug aus dem Bericht des Directors Hardeband gebracht. Inzwischen sind uns die weiteren Nummern dieses Blattes zugekommen und wir beeilen uns, zunächst aus dem Gesamtbericht des greisen Seniors und treusleißigen Visitors Schwarz einen Nachtrag unseren Lesern zu geben, soweit wir daraus einen Einblick in das Leben der tamilisch-lutherischen Kirche in Indien, wie in ihre Bedrängnisse von Seiten der dort missionirenden Secten und des auch auf dem Missionsfelde tobenden Bekenntnikampfes erhalten nach dem Wort: „Ich halte Frieden, aber wenn ich rede, so fahen sie Krieg an.“ (Ps. 120, 7.)

Ueber die seit den letzten Jahren erstaunliche Ausdehnung des Missionswerkes auch in Indien überhaupt äußert sich Senior Schwarz also:

„Wenn wir nun einen Blick auf das Missionswerk im Ganzen werfen, so müssen wir anerkennen, daß dasselbe zu unseren Zeiten eine Ausdehnung gewonnen habe, wie sie in der Kirche kaum noch dagewesen ist. Selbst Solche, die noch vor wenigen Jahren Spott für die Mission hatten, fangen nun an, sie zu beachten und in ihr eine Macht zu erkennen, die man nicht länger unbeachtet lassen dürfe. Ob aber die Missionsfache so, wie an Ausdehnung, auch an Tiefe gewinne, dürfte fraglich sein, und es drängt

sich nicht selten der Gedanke auf, daß sie in Gefahr stehe, etwas zu veräußerlichen. Das möchte auch daran zu erkennen sein, daß man immer so viel rechnet, daß man nur immer von großen, ja außerordentlichen Erfolgen hören will und so das stillegehende Werk des Herrn mißachtet, und daß man die Bekehrung der Welt am liebsten wie im Nu durch selbsterdachte Mittel erzwingen möchte.“ Da man bei der im Laufe des Jahres 1879 von Vertretern verschiedener falschgläubiger Missionsgesellschaften zu Bangalur abgehaltenen Missions-Conferenz mancherlei plante, besonders aber für die höhere Schulbildung sich zu begeistern suchte, so sagt Schwarz in lutherischer Nüchternheit und Einfalt: „Mögen indeß diese Männer ihre eigenen Wege gehen und ihre eigenen Pläne verfolgen; wir werden nicht scheel sehen, wenn sie dadurch auch etwas wirken zur Evangelisirung der Heidenmassen in diesem Lande. Aber folgen werden wir ihnen nicht auf diesen Bahnen, sondern unverrückt werden wir dabei bleiben, daß der Herr durch die Predigt des Evangeliums die Sünder zu seiner Gnade und zu seinem Reiche rufe, und daß er geboten hat, sie alles zu lehren, was er uns befohlen. Also die Predigt des Wortes an Alle, und Schulen für unsere christliche Jugend sind uns hiermit vorgezeichnet. Das ist Gottes gnädiger und guter Wille, an dem die Mission unserer Kirche fast das vorige ganze Jahrhundert hindurch festgehalten hat zum großen Segen der Gemeinden, und dabei wollen auch wir bleiben.“

Ueber die Anfechtung und Feindschaft, welche der dortigen Mission gleichfalls von den Secten widerfährt, vernehmen wir in einer späteren Stelle des Be-

richtes Folgendes: „Daß wir und unser Werk hier den vielgestaltigen Secten und Parteien, die sich hier in Indien finden und fast jährlich vermehren, ein Dorn im Auge seien, gegen den sie zuweilen mit rechter Bitterkeit angehen zu müssen meinen, ist eine bekannte Sache, die uns auch nicht Wunder nehmen darf. Wir legen ja fortwährend Zeugniß für die Wahrheit und damit gegen sie und ihre Irrthümer ab, und das stört ihre Ruhe. Da wir ihren Grundsatz, man müsse es um der Liebe willen mit der Wahrheit, d. h. mit dem Worte Gottes, nicht so gar genau nehmen, nicht anerkennen, sondern dabei bleiben, daß die Liebe zum Herrn sich in dem treuen Festhalten an seinem ganzen Worte, ja an jedem seiner Worte bezeugen müsse, wie er sagt: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, so geben sie nicht selten ihrer feindseligen Gesinnung gegen uns auch in einer Weise Ausdruck, die man von Leuten, welche fortwährend das Wort ‚Liebe‘ auf den Lippen haben, nicht erwarten sollte. Einen öffentlichen Angriff hat im Laufe des Jahres Herr Missionar Dr. Bower, welcher die neue, von uns abgelehnte tamulische Uebersetzung der Bibel gefertigt hat, auf uns machen zu müssen geglaubt. Da wir die treffliche Uebersetzung des seligen Fabricius mit gutem Gewissen nicht aufgeben, und die Bower'sche nicht annehmen konnten, so theilte sich die Bibelgesellschaft in Madras, Fabricius' Uebersetzung weiter für uns zu drucken, und hoffte uns so zu zwingen, unser gutes altes Gold für ihr schön polirtes Messing umzutauschen. Da uns nun aber, was man nicht erwartet hatte, unsere theuren lutherischen Brüder aller Orten durch kräftige Unterstützungen in den Stand setzten, zunächst das Neue Testament selbst wieder zu drucken, so erregte das auf's neue ihren Zorn. Herr Missionar Bower schrieb nun in tamulischer Sprache eine kurze Geschichte der indischen Missionen, worin er natürlich auch auf uns und das von uns gedruckte Neue Testament zu sprechen kam, und versicherte seinen Lesern, er habe bei einer sorgfältigen Vergleichung unserer Ausgabe mit der Originalausgabe des seligen Fabricius gefunden, daß wir den Text an mehr als 400 Stellen geändert hätten. Da diese völlig unwahre Beschuldigung ganz geeignet war, bei unsern Gemeindegliedern Zweifel zu erregen und sie zu verwirren, so glaubten wir dazu nicht schweigen zu dürfen, und wiesen nun in einem Artikel in unserer Zeitschrift nach, daß Herrn Bower's Beschuldigungen ganz grundlos seien, und daß er nicht einmal die Originalausgabe von Fabricius, wie er doch vorgab, mit unserer Ausgabe verglichen habe, sondern eine viel spätere Ausgabe, die von willkürlichen Aenderungen und Fehlern voll ist. Zugleich haben wir ihm auch ein paar Verfälschungen vorgehalten, deren er sich in der Geschichte unserer alten Mission schuldig machte. Bis jetzt hat er stille dazu geschwiegen.“*)

*) Während bei einem Luther und seinen Mitübersetzern Einigkeit in allen „Artikeln der Lehre und des Glaubens“ herrschte, war

Von besonderem Interesse für unsere hiesigen Leser wird es sein, zu hören, daß Missionar Blomstrand, der namentlich durch Schreiben und durch Unterricht im theologischen Seminar der Mission dient, eine Uebersetzung der symbolischen Bücher in die Tamulensprache geliefert hat, die zur Zeit des Berichts im Druck begriffen war und bis zur 300jährigen Jubelfeier der Concordia erscheinen sollte und daher nunmehr erschienen ist. „Da eine gemeinschaftliche und die Schätze des göttlichen Wortes klar und unverfälscht darlegende Erklärung der heiligen Schrift schon längst als ein dringendes Bedürfnis erkannt und gefühlt ist, so hat sich Br. Blomstrand entschlossen, einer solchen Arbeit sich zu unterziehen, wozu ihm auch der Unterricht bei den Seminaristen so gute Gelegenheit bietet. Er ist damit auch schon bis zum Propheten Hesekiel gekommen.“ Gleichfalls war eine von Senior Schwarz nach dem richtigen Text des sel. Fabricius revidirte Ausgabe des tamulischen Gesangbuchs im Druck und bald sollte auch mit dem Drucke des tamulischen Alten Testaments begonnen werden und zwar nach den Grundsätzen und in der Form, in der bereits das Neue Testament gedruckt ist. „So wird“, heißt es, „unsern Gemeinden ein gutes Buch nach dem andern geboten, aus dem sie Trost für ihre Seelen, Befestigung in ihrem Glauben und Erkenntniß ihrer Lebensaufgabe schöpfen können. Und das ist hier auch nöthig; denn ein sehr großer Theil dessen, was hier in Indien von den verschiedenen Secten gedruckt und verbreitet wird, enthält keine gesunde Nahrung und keine stärkende Speise für solche Seelen, die ihres Glaubens gewiß werden wollen und nach dem festen Anker einer ewigen Hoffnung suchen.“

es bei diesen Uebersetzern anders, wenn schon der alte „treuerdiente“, eine gründliche Kenntniß der Grundsprachen besitzende Hay an der Spitze der Uebersetzungskommission stand. In Bangalore, so bezeugt Missionar Schmidt, wurden an den Abenden von den einzelnen Revisoren „die Messer des Angriffs und der Vertheidigung geschliffen für den etwaigen Kampf des nächsten Tages“. Als Beispiel eines solchen Kampfes führt er die Verhandlungen über Matth. 28, 19. 20. an, wo die Baptisten die dem griechischen Grundtexte und dem Satzbau der dravidischen Sprachen am besten entsprechende Uebersetzung: „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie tauft“ zc. durchaus nicht leiden wollten. — Mit wie gutem Grund die lutherischen Missionare in der Fabricius'schen Uebersetzung nicht gutes altes Gold mit schön polirtem Messing vertauschen wollten, zeigt folgendes Zeugniß Schmidt's: „Obgleich die tamulische Bibel erst kürzlich revidirt worden ist und sehr von der alten Uebersetzung von Fabricius abweicht, so fanden wir doch fast immer, daß Fabricius dem Grundtexte folgte, und daß die neue Uebersetzung oft sehr mißdeutend ist. Der Text: ‚Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe‘, ist in der neuen tamulischen Bibel übersetzt: ‚Wie man Schafe unter die Wölfe sendet (!?), so sende ich euch‘ —.“ Das Leipziger Missionsblatt, dem obige Mittheilung entnommen ist, setzt hinzu: „Wie verkehrt! Es soll doch wahrlich dieser Text nicht einer etwaigen Thorheit des Senders, sondern falschen Hoffnungen der Gesandten entgegengetreten. Man sieht, zum Bibelübersetzen gehört ein ungewöhnlich feines geistliches Verständniß.“

Unter den Stationen, auf welchen des Seniors Bericht eine kurze Umschau hält, ist es die Station Madura, eine der jüngsten Stationen, auf welche wir aus mehrfachem Grunde die Aufmerksamkeit unserer Leser nochmals richten möchten. Von ihr, die in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren aus kaum 200 Christen auf 949 angewachsen ist, hat es ja auch im Bericht des Directors geheißt, daß sie glänze „wie vom Thau aus der Morgenröthe“, des Seniors Bericht aber zeigt zugleich, wie auch dort die Secten sich zur Missionsarbeit der Lutheraner stellen.

Schwarz schreibt: „Auf dieser Station befanden sich am Schlusse des Berichtsjahres 949 Gemeindeglieder, die in 20 Ortschaften wohnten. Dieselbe steht unter der Pflege des Bruder Krenmer, dem in den letzten Monaten der Landprediger Perianajacham beigegeben wurde. — Durch die besondere Gnade des HErrn war auch in diesem Jahre wieder in dem Districte eine große Ernte einzubringen, und es war dem Bruder vergönnt, in dieser Zeit über 500 Personen aus den Heiden durch die heilige Taufe in die Gemeinde des HErrn aufzunehmen zu dürfen. Daß die fortdauernde Noth und Theurung in jener Gegend vieles dazu beigetragen habe, die Leute der trostreichen Predigt des Evangeliums zugänglicher zu machen, ist gewiß; wenn jemandem um Trost bange ist, dann verschließt er nicht leicht sein Herz dem tröstlichen Worte, das ihm entgegengebracht wird; aber eben so ist auch zu bemerken, daß das Volk in jener Gegend im allgemeinen der Predigt des Wortes zugänglicher ist als hier herum. — Da die Arbeit auf der Station in solchem Maße zunahm, daß Br. Krenmer allein sie nicht mehr bewältigen konnte, so wurde ihm der Landprediger Perianajacham zugegeben, der besonders die Gemeinde nördlich von der Stadt Madura versorgen sollte. Dem Br. Krenmer verblieb so der südliche Theil des Districtes, und auf diesen beschränkte sich bisher auch hauptsächlich der Zubrang aus den Heiden zum Taufunterrichte. Die Hauptorte, wo die meisten der Neugetauften wohnen, liegen südwestlich von Madura und heißen Sempatti, Bereiur, Mandarei u. s. w. (Auf Grundemann's Missionsatlas, Asien Nr. 15, steht Bereiur verzeichnet als Paryur.) — Madura ist ein großer District (Collectorat), der über zwei Millionen Einwohner zählt. Die Stadt Madura selbst ist wegen ihrer frühern Gelehrtenschulen, wegen des sehenswerthen Palastes und der großen Minatschi (die Fischhäugige) = Bagode berühmt. Abgesehen von römischen Missionaren, die schon frühzeitig dahin kamen, ist in der dortigen Gegend das reine Evangelium zuerst von unsern lutherischen Vätern und deren Gehilfen im vorigen Jahrhundert gepredigt worden, was auch zur Gründung kleiner Gemeinden führte. Wegen Mangel an Arbeitern aber versielen diese mehr und mehr und lösten sich endlich ganz auf. Schon aber waren amerikanische Missionare von Ceylon herübergekommen und hatten den District in Besiz genommen. Da aber

nicht bloß einige Zweige von der alten lutherischen Mission noch geblieben waren, sondern auch von unsern andern Gemeinden mehrere Glieder dahin zogen, die nun von uns christliche Bedienung wünschten, so sammelten sich bald wieder kleine, zu unserer Kirche gehörige Gemeinden in Panschampatti bei Dindigal, in Ammapetta, in Madura u. s. w. Und als nun auch Heiden zum Taufunterricht kamen, die wir doch nicht abweisen konnten, so erweiterte sich das Arbeitsfeld, und wir wurden so genöthigt, wenn auch nach einigem Zögern, einen Missionar nach Madura zu setzen. Daß die amerikanischen Missionare, die Madura als ihnen allein zugehörige Provinz betrachteten, damit nicht zufrieden waren, ist leicht erklärlich. Um ihnen aber jeglichen Grund zu Beschwerden abzuschneiden, wurden unsern in jener Gegend angestellten Missionsgehilfen unsere Regeln besonders streng eingeschärft, daß sie sich jeglicher Einmischung in die Gemeinden jener Mission, ja jeglichen Scheines, als ob sie Christen von dort an uns zu ziehen suchten, auf das entschiedenste enthalten sollten. Diese Regeln haben unsere Gehilfen auch bisher genau beobachtet; nur die Predigt des Evangeliums an die Heiden, und die Annahme solcher zum Taufunterrichte, die darnach verlangen, nehmen wir als unser Recht für uns in Anspruch, und wir meinten auch, daß uns dieses niemand streitig machen könnte. Da erhielt ich nun vor kurzem ein Schreiben vom Herrn Missionar Herrick in Tirumangalam, in welchem er sagte, der lutherische Missionar in Madura habe in einem Falle, wo er eine Frau taufte, dadurch ein großes Unrecht gegen ihn und seine Mission begangen, und hätte gegen die christliche Religion entehrend (dishonorable) gehandelt. Ich schrieb sofort an Br. Krenmer und bat um Aufschluß. Dieser theilte mir dann Folgendes mit. Im Jahre 1858 wurde in einem Orte unweit Nadukotei ein Mann vom amerikanischen Missionar getauft; Frau und Kinder aber blieben Heiden. Nach Jahren wurde eine der Töchter mit einem Heiden in heidnischer Weise verheirathet. Dieser Mann starb aber nach kurzer Zeit und ließ seine Wittve mittellos zurück. Dazu kam dann die Hungersnoth, wodurch die junge Frau veranlaßt wurde, auf die Balaniberge (Pullney hills) zu gehen, um auf einer Kaffeepflanzung zu arbeiten. Sie wurde dort aber fieberkrank und mußte die Berge verlassen. So im größten Elende kam sie eines Tages nach Tirumangalam in's Haus unseres Katecheten David, der ihr bekannt war. Hier fand sie Aufnahme und Pflege, und da David von der Liebe unsers HErrn Jesu Christi zu ihr redete, that ihr der HErr das Herz auf und sie bat um Unterricht und die heilige Taufe. Nachdem sie von Br. Krenmer getauft worden war, bat sie den Katecheten, ihr zu erlauben, auch ihre heidnische Mutter herbeizurufen, damit auch sie Frieden und Heil für ihre Seele finden möchte. Als der Katechet das gern erlaubte, so kam auch die alte Frau und begann den Katechismus zu lernen. Obschon ihr das im Anfang recht

schwer wurde, so hielt sie doch aus, und als Br. Kremmer wieder hinkam, hatte sie soviel gelernt, daß sie getauft werden konnte. Vor der Taufe aber erkundigte sich Br. Kremmer, wie das bei uns Regel ist, nach ihren Umständen, und da er nun erfuhr, daß sie die Ehefrau eines zur amerikanischen Mission gehörigen Christen sei, der vor 22 Jahren getauft wurde, so erklärte er der Frau, er könne sie nicht taufen, es sei denn, daß ihr Mann zustimme, daß solches bei uns geschehe. Darauf erklärte die Frau, daß sie sich von dem amerikanischen Missionar nicht würde taufen lassen, der sich während der langen Zeit nicht um sie gekümmert habe, und da auch ihr Mann freudig zustimmte, so wurde sie vom Br. Kremmer getauft und ihre Ehe mit ihrem Mann eingesegnet. — Diesen einfachen Hergang der Sache theilte ich Herrn Herrick mit und bemerkte zugleich, ich vermöchte nicht einzusehen, daß unser Missionar irgend welche Ungerechtigkeit gegen ihn oder seine Mission begangen hätte, da die fragliche Frau kein Glied seiner Gemeinde, ja nicht einmal eine „Anhängerin“ (adherent) gewesen sei. Den Heiden aber, besonders in solchen Gegenden, wo sie (jene Missionare) kaum eine Gemeinde hätten, das Evangelium zu predigen, dieselben zu unterrichten und zu taufen, würden wir uns nicht verbieten lassen. Darauf erwiderte er, daß er besagte Frau allerdings als eine zu seiner Mission gehörige „Anhängerin“ (adherent) betrachtet habe; denn er selbst habe sie ein paarmal im Gottesdienste gesehen, und daher habe sich unser Missionar eines großen Unrechtes gegen sie schuldig gemacht. — Also, volle 22 Jahre läßt man die Frau mit ihren Kindern im Heidenthume hingehen, ohne sich weiter um sie zu kümmern, und als nun ein lutherischer Missionar sie unterrichtet und mit Zustimmung ihres Mannes tauft, da behauptet man, sie sei eine „Angehörige“ gewesen, und beschuldigt diesen, er habe ein großes Unrecht begangen! Das wirft ein eigenthümliches Licht auf die Tausende von „Anhängern“ (adherents), die diese Missionen immer in ihren Listen aufführen. Diese Frau hat diese vielen Jahre wenigstens nichts davon erfahren, daß sie eine „Anhängerin“ der amerikanischen Mission sei. Bei uns ist es Regel, daß, wenn Heiden kommen und ihren Wunsch ausdrücken, Christen werden zu wollen, sie sofort allem heidnischen Wesen und Götzendienste entsagen müssen und Unterricht empfangen. Während des Unterrichts muß es sich herausstellen, ob sie zur heiligen Taufe zugelassen werden können. Wer nach erhaltenem Unterrichte bei seinem Verlangen bleibt und die nöthigen Kenntnisse besitzt, wird getauft, und an ihm wird dann, wie an jedem Gemeindegliede, durch Wort und Sacrament gearbeitet, damit er zunehme an aller Gnade und Erkenntniß.“

(Schluß folgt.)

(Für die „Missions-Taube“ von E. S.)

Geschichte der Station Bethanien in Afrika.

(Fortsetzung.)

Schon oft dachte Missionar Behrens, wenn er eine Anzahl Taufbewerber zur heil. Taufe vorbereitete, wenn diese getauft seien, würden sich wohl keine mehr finden; aber der Herr führte immer wieder neue herzu. Nicht allein aus der nächsten Umgebung kommen Leute zu ihm in den Taufunterricht, sondern auch Solche von ganz entlegenen Stämmen, die bei den Bauern aufwuchsen und nach beendeter Dienstzeit nach Bethanien zogen, um hier zu lernen und Christen zu werden. Es ist leicht zu errathen, daß der Satan solche gesegnete Wirksamkeit des Missionars mit neidischen Augen betrachtete und Feinde erweckte, wo er konnte. Doch hat der Herr zuweilen seine Auserwählten auch unter den Feinden, und zu ihnen muß Gottes Reich kommen trotz Satans Macht und List. So ist der Herr auch hier manchem hartnäckigen Sünder zu stark geworden. Da war unter anderen ein Mann, der eine Ehre darin suchte, sich seiner Sünden und seiner Feindschaft gegen das Christenthum zu rühmen. Niemand dachte daran, daß der noch ein Christ würde. Aber siehe, eines Sonntags verirrt er sich in die Kirche, vielleicht um Stoff zur Verspottung der Christen zu bekommen, das Wort erfaßt ihn und läßt ihm keine Ruhe, er muß ein Buch haben und lernen. Etliche Tage später kommt er mit seinen beiden Frauen zum Missionar und sagt: „Mit meiner ersten Frau wünsche ich angeschrieben zu werden zum Taufunterricht, und diese meine zweite Frau will ich verlassen.“ Kurze Zeit darauf sieht ihn sein Dienstherr in der Mittagszeit unter einem Baum im Schatten sitzen mit einem Buche in der Hand und fragt ihn: „Apeil, was machst du denn da?“ Antwort: „Baas, ich lerne.“ „Du alter Heide lernst?“ „Ja, Baas, unser Lehrer hat eine große Angel, damit hat er mich gefangen und ans Land geschleppt; ich kann nicht mehr gegen Gottes Wort, es ist mir zu stark geworden.“ Dieser Apeil ist denn mit seiner ganzen Familie getauft worden, und wohnt nun schon lange in Bethanien. Er wollte nicht, aber Gott wirkte in ihm beide das Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Seine zweite Frau, die er um des Christenthums willen verließ, wurde später auch eine Christin und verheirathete sich mit einem christlichen Jüngling.

Daß es in Bethanien mit dem Werk des Herrn so rasch vorwärts ging, hat außer in dem besonderen Segen des Herrn auch in mancherlei äußeren Verhältnissen seinen Grund. Das Volk war durch die Wirksamkeit des alten David schon etlichermaßen für das Evangelium vorbereitet. Es fühlte sich unglücklich unter dem Druck der selbststüchtigen Bauern, und fand im Evangelium Trost. Eine Hauptursache aber war gewiß die, daß unter den Zuerstgetauften zwei Unterhauptide waren, Joseph Mahuma

und Abraham Morfa, zu denen später noch ein Dritter, Eliezer Kope, kam. Wenn nun die Häupter den Weg des Herrn gehen, so wird es dem Volke leichter zu folgen. Die Häuptlinge unter den Heiden sind es meistens, welche das Heidenthum aufrecht zu erhalten suchen. Jene Häuptlinge zu Bethanien aber sind nun durch Gottes Gnade recht aufrichtige, zuverlässige Christen. Wie überall, so ist auch hier das Wort Gottes ein heilsamer Sauerthaugewesen, der das Volk durchdrungen hat, daß die Gemeinde wuchs nach innen und nach außen. Jährlich werden etwa 30 Kinder in der Gemeinde geboren, und auch von außen kommen immer noch Heiden, die nach dem Wort des Lebens fragen. Auch an den Herzen der Kinder läßt sich der Herr nicht unbezeugt. Letztes Jahr starb hier ein Kind von 10—12 Jahren, das wollte nichts von der Welt und weltlichen Dingen sehen und hören; sondern sprach nur vom lieben Heiland und verlangte zu ihm zu gehen.

Man könnte es vergessen, daß die Christen zu Bethanien jemals, ja, daß sie noch vor wenigen Jahren Heiden waren, würde man nicht durch ihre schwarze Hautfarbe daran erinnert. Zur Kirche und zum heiligen Abendmahl kommen sie fleißig. Die Kirche ist meistens so voll, als hinein können, sonderlich Vormittags, gewöhnlich etwa 300 Zuhörer. Dabei sind sie anständig, reinlich und doch ohne Luxus gekleidet. Die Frauen tragen ein einfaches Kleid, Schürze, Umschlagetuch und ein rothes oder rothbuntes Tuch um den Kopf; dabei sind die Meisten barfuß, doch tragen Etliche auch Schuhe. Die Männer trachten darnach, einen schwarzen Kirchenanzug zu bekommen. Nur etliche Nachlässige, und zwar meistens Frauen, kommen noch mit einer Decke oder Karosse um die Schultern geschlagen in die Kirche; doch die schämen sich und setzen sich ganz hinten. Im Gottesdienst herrscht Ordnung und Ruhe. Die Mütter bringen ihre kleinen Kinder mit in die Kirche, weil das besser ist, als um ihretwillen zu Hause zu bleiben; so bald aber ein Kind in der Kirche unruhig wird, sind die Mütter verständig genug, mit demselben hinaus zu gehen, damit nicht Andere gestört werden.

Die Gottesdienste werden nach der Lüneburger Kirchenordnung gehalten, und zwar nach recht lutherischer Weise, mit voller Liturgie. Der Gesang wird mit einem Harmonium begleitet. Fast jeden Sonntag ist Abendmahl. Die Beichte ist am Samstag-Abend. Außerdem ist auch Privatbeichte. In derselben thut es sich recht kund, daß bei den Meisten das Christenthum Herzenssache ist. Jeden Samstag-Morgen ist ein kurzer Beicht- und Abendmahlsunterricht für die, welche zum heil. Abendmahl gehen wollen, sich aber schon vorher dazu angemeldet haben. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang wird geläutet und 10 Minuten darnach versammelt sich die Gemeinde in der Kirche zur gemeinsamen Morgenandacht; jeden Abend von 8 bis 9 Uhr ist Bibelstunde, welche mit der Abendandacht schließt. Jeden Sonntag-Abend von 8 bis 10 Uhr ist Singunterricht. In dem Gesangbuch stehen 232 Gefänge,

die fast alle, mit wenigen Ausnahmen, vierstimmig gesungen werden, sowohl von der Gemeinde in der Kirche, als von den Kindern in der Schule, ja die kleinen Kinder singen die Melodien vierstimmig, wenn sie auf der Straße gehen oder im Sande spielen. Selbst die Heidenfrauen und -Mädchen lernen die Melodien. Ueberhaupt können sich die Heiden des Einflusses des Christenthums nicht erwehren. Viele heidnische Eltern bringen ihre Kinder zum Missionar in den Taufunterricht.

Schon im Jahre 1874 zählte die Schule nahe an 200 Kinder, welche in 2 Klassen unterrichtet wurden. Die meisten Kinder gehen vom 6ten Jahre an in die Schule, mit dem Lernen aber geht es in der Regel bis zum 12ten Jahre sehr langsam. Gewöhnlich sind sie bis zum 10ten Jahre Abs-Schützen. Manche gehen bis zum 16ten oder 17ten Jahre in die Schule, wenn sie sich nicht vorher verheirathen. Außer den Gesängen singen die Kinder in der Schule auch andere vierstimmige Lieder. Viele Engländer und andere Fremde haben sich schon an dem vierstimmigen Gesang erquickt und sich nicht wenig gewundert, mitten in Afrika unter den Schwarzen solchen Gesang zu finden. Das Betragen der Kinder in der Schule ist durchschnittlich ziemlich gut, am meisten ist über Mangel an Fleiß zu klagen, und muß daher die Ruthe häufig nachhelfen. Viele Kinder kommen noch halbnackt zur Schule, haben ein kleines Fell um die Hüften und ein zweites um die Schultern, viele der Größeren jedoch, sonderlich der Mädchen, sind vollständig bekleidet. Den halbnackten Kindern wird es an kalten Wintertagen in der Schule, in welcher nicht geheizt werden kann, sehr kalt; sie erwärmen sich dann dadurch, daß sie sich draußen ein wenig in den Sonnenschein hocken.

Ogleich die Christen in Bethanien im Allgemeinen durch ihren Wandel ein Licht unter den Heiden sind; so geht es doch auch ohne einzelne Sündenfälle nicht ab, wie das ja kaum anders zu erwarten ist. Ein junger Mann mußte wegen grober Sünden in Kirchenzucht genommen werden, aber anstatt Buße zu thun, fiel er ganz vom Christenthum ab und zog fort. Eine junge Frau, die als Kind sehr wohlgezogen und die beste Schülerin des Missionars war, hatte kurz vor ihrer Verheirathung Ehebruch mit einem andern Manne getrieben, der ebenfalls bis dahin eins der besten Gemeindeglieder war. Sie wurden von der Gemeinde ausgeschlossen (wahrscheinlich waren sie erst unbußfertig), betrauertten dann aber ihren Fall und thaten demüthig Kirchenbuße. Sonst leben die Leute in der Gemeinde einfach und friedlich, grobe Sündenfälle sind wenige zu melden. auch eigentliche Säufer gibt es in der Gemeinde nicht.

Nachdem die Gemeinde durch Gottes Gnade so weit gediehen war, glaubte Missionar Behrens, es sei nun auch an der Zeit sie anzuhalten, selbst etwas zur Erhaltung des heiligen Predigtamts beizutragen. Er belehrte die Gemeinde über diesen Punkt und sie nahm seine Belehrung

willig an. Dabei wurde aber nicht so in evangelischer Weise verfahren wie bei uns, daß einem Leben überlassen bleibt, nach seinen Kräften und Vermögen beizusteuern; vielmehr wurde, wie es scheint von der Missionsbehörde oder von einer Conferenz der Missionare, ein Kirchengesetz gemacht, durch welches jeder Familienvater verpflichtet wurde, jährlich 1 Pfund Sterling, (etwa 5 Dollars), jede Wittve, jeder Jüngling, der confirmirt ist, und jede einzelne Person 10 Schillinge (etwa 2½ Dollars) an die Kirche zu zahlen. Zu gleicher Zeit wurde ein Schulgesetz gemacht, welches bestimmte, daß jedes Schulkind 2 Schilling und 6 Pence (etwas mehr als 60 Cents) jährlich bezahle. Missionar Behrens fand nicht die geringste Schwierigkeit, diese Gesetze in seiner Gemeinde einzuführen, Alle drückten ihre Zufriedenheit aus und an demselben Tage, da das Gesetz vorgelegt wurde, wurden schon 25 Pfund und 10 Schilling eingezahlt. Daran könnten sich so manche unserer jungen Leute ein Beispiel nehmen, die so häufig in dem Wahn sind, so lange sie nicht stimmberedigte Glieder der Gemeinde seien, brauchten sie die Lasten der Gemeinde nicht mit zu tragen. Sonderlich meinen Jünglinge und Jungfrauen, sie wären der Pflicht überhoben, für Erhaltung des Predigtamts Sorge tragen zu helfen, als stünde Gal. 6, 6. 7. für sie nicht in der Bibel.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau auf dem Gebiet der Mission.

Canada. Auf der Walpolo-Insel in St. Clair arbeitet seit 1845 der bischöfliche Missionar A. Jamieson unter den Indianern. Anfangs bediente er sich eines Dolmetschers, lernte aber schließlich die schwere Sprache, in der er nun 25 Jahre lang gepredigt und Gottesdienst gehalten hat. Als er anfing, waren die Indianer noch alle Heiden; jetzt hat er eine zahlreiche Gemeinde und eine nette kleine Kirche.

Californien. Hier treiben jetzt die Presbyterianer Mission unter den Chinesen und zwar, wie es scheint, mit mehr Erfolg, als vor etlichen Jahren die lutherische Kirche. Es sind schon einige junge Chinesen gewonnen, die sich zum Predigtamt ausbilden lassen.

Neuseeland zählt nur noch 54,000 Heiden, dagegen 400,000 Christen. Unter diesen auch 5643 Lutheraner mit drei lutherischen Pastoren, davon Einer in den Anstalten der Missionsynode in Nordamerika ausgebildet ist. Auch gibt es zu allem Ueberfluß 1400 Juden auf Neuseeland.

In China warnt man jetzt ernstlich vor den christlichen Missionaren und deren Büchern. Man gaukelt den Leuten vor, die Bücher der Missionare seien mit giftiger Tinte gedruckt, welche die Wirkung habe, denen, die sie lesen, den Verstand zu verwirren. Dasselbe Gift, sagt man, mischten die Missionare auch unter allerhand Speisen

und Leckerbissen, welche sie den Leuten, sonderlich den Kindern, beibrächten und durch deren Genuß schon viele blödsinnig geworden seien.

Loyalty-Inseln (Neucaledonien). Hier hatten schon vor 25 Jahren protestantische Missionare den heidnischen Götzendienst, Vielweiberei und Menschenfresserei ausgerottet. Später kamen auch römisch-katholische Missionare und begannen hier ihre Arbeit. Vor einiger Zeit geschah es, daß eine Anzahl der protestantischen Mission angehörige Eingeborne am Wege lagerten und ihr Mittagessen bereiteten. Da wurden sie plötzlich von einem Haufen katholischer Eingeborner, die mit eisernen Stangen und mit Todtschlägern bewaffnet waren, überfallen. Da die Protestanten unbewaffnet waren, so ergriffen sie die Flucht. Durch diesen ersten Erfolg kühn gemacht, sendeten die Katholiken Waffenherolde zu den Protestanten, um dieselben zu einem Kampfe herauszufordern, in dem durch Gottesurtheil festgestellt werden sollte, welche Religion die bessere sei. Die Protestanten verweigerten die Annahme des Kampfes, um die Sonntagsruhe nicht zu stören, und vertagten die Sache auf den nächsten Tag. An diesem Tage fand der Kampf statt; die Katholiken wurden vollständig geschlagen und flüchteten sich auf einen Hügel, der leicht zu vertheidigen war. Umzingelt und vom Hunger bedroht, sendeten sie Parlamentäre an die Sieger, und man kam überein, daß die Besiegten die Kriegskosten bezahlen sollten. Nun forderten die katholischen Missionare die katholischen Eingebornen auf, keine Entschädigung zu leisten, indem sie das den Ketzern gegebene Versprechen nicht zu halten schuldig seien, und versprachen ihnen den Schutz der französischen Soldaten. Wüthend über die Einmischungen der Priester, durchzogen nun die protestantischen Eingebornen trotz aller Bitten und Warnungen ihrer Missionare die Insel, und mekelten alle von der feindlichen Partei nieder, die ihnen unter die Hände kamen, was ja gleichfalls eine fluchwürdige That war. „Die Schuld dieser scheuslichen Ereignisse“, sagt die „Republique Francaise“, „fällt den katholischen Missionaren zur Last, welche die von ihnen Befehten schon lange Zeit gegen die Protestanten aufgehetzt hatten.“ Die Zeitung, welcher wir diese Nachricht entnehmen, setzt spöttischer Weise die Ueberschrift darüber: „Die Segnungen der Heidenmission“; da beweist es sich wieder, daß um der falschen Heuchelchristen willen der Name des Herrn von den Ungläubigen gelästert wird. Das ist der Fluch der Mission des römischen Antichrists.

Auf Sumatra, einer der vier großen Sundainseln im indischen Archipel, hatte die Barmer Mission bis jetzt einen Missionar. Nun erklärte sich aber auf dem letzten Barmer Missionsfeste ein Freund der Mission bereit, mehrere Jahre hinter einander jedes Jahr 1500 Mark zu zahlen zur Aussendung eines zweiten Missionars. Ein anderer Freund versprach, ein Gleiches zu thun, und ein dritter versprach den Inhalt seiner Sparbüchse. In Folge

dessen ist beschlossen, noch zwei Missionare nach Sumatra zu senden.

Südafrika. Wieder scheint durch Schuld der länder-raubfüchtigen Politik Englands ein Krieg das Gebiet der evang.-lutherischen Mission in Südafrika verheeren zu wollen. Die Transvaal-Republik, in welcher auch die unseren Lesern schon bekannte blühende Station „Bethanien“ liegt, wurde im Jahre 1848 von Bauern holländischer Abkunft, dort Boers genannt, gegründet, welche, der englischen Bedrückung müde, aus der Capcolonie ausgewandert waren. Die Engländer machten ihnen erst lange ihre Unabhängigkeit streitig. Erst 1852 wurde sie von England anerkannt. Jetzt versucht nun die englische Regierung, welche schon bedeutende Länderstrecken in Südafrika besitzt, die Republik zu ihrem Eigenthum zu machen. Die Einwohner der Republik protestirten auf das entschiedenste gegen diese ungerechte Besitzergreifung. Aus Holland selbst ist ein Aufruf zu Gunsten der stammverwandten Boers an das britische Volk ergangen, nicht zu dulden, daß seine starke Regierung ein so schwaches Gemeinwesen unterjochet, dessen Bürger weiter nichts wollen, als ruhig und friedlich unter eigenen Gesetzen leben und den schwer errungenen Boden mit eigener freier Hand bebauen. Wahrscheinlich werden noch andere benachbarte Staaten, vor allem die Orange-Republik, mit in den Krieg hineingezogen werden; denn auch seine weiße Bevölkerung ist vorwiegend holländischer Abstammung. Ja, selbst die Bevölkerung von Natal und der Capcolonie ist zum großen Theil holländisch, und schon regt sich der kühne Gedanke einer Losreißung ganz Südafrika's von englischer Gewalt. Die Engländer wurden von den Boers gewarnt, keine Truppen auf das Gebiet der Transvaal-Republik vorzuschicken, weil man der Gewalt Gewalt entgegensetzen würde. Dennoch geschah es. Aber die englischen Truppen wurden von den Boers aufgefordert, über die Grenze zurückzugehen; als sie sich weigerten, wurden sie frisch angegriffen und geschlagen. So haben also die Feindseligkeiten begonnen und das Ende dieses ungerechten Krieges ist nicht abzusehen. Möge Gott seine schützende Hand über die Mission halten!

New Orleans. Unser Negermissionar N. Bakke missionirt in New Orleans auch unter den dortigen Norwegern und ist in diese Mission durch Gottes Führung hineingezogen worden, ohne sich derselben erwehren zu können. Eine Anzahl dort wohnende Norweger, deren sich bereits ein Methodistenprediger bemächtigt hatte, wie auch mehrere norwegische Schiffscapitäne, hatten erfahren, daß Miss. B. ein Norweger ist, und baten ihn daher dringend, ihnen einen Gottesdienst zu halten. Er that es mit Zustimmung des Methodisten. Nachdem sie nun aber einmal die lutherische Predigt gehört hatten, wollten sie von dem Methodisten schlechterdings nichts mehr wissen. Sie sind unermülich in Bitten und Flehen, daß Miss. Bakke ihnen ferner predige, und da er die Neger am Sonntag-Vormittag doch nicht zum Gottesdienst bringen kann,

so hält er mit Erlaubniß der Missionscommission, zum großen Verdruß jenes Methodisten und zu eben so großer Freude der norwegischen Lutheraner, jeden Sonntag-Vormittag norwegischen Gottesdienst vor einer zahlreichen Zuhörerschaft. Er hat auch schon zweimal das heil. Abendmahl verwaltet. C. S.

Helft uns!

Die große Mildthätigkeit, mit welcher viele Christen dem Missionar Berg entgegen gekommen sind, gibt mir Muth, auch eine Bitte um Unterstützung für arme Negerkinder in New Orleans an sie zu richten.

Wie groß die Noth, und wie schrecklich das Elend unter den Schwarzen hier ist, kann nur derjenige am besten wissen, der täglich mit ihnen Verkehr hat. Viele Kinder, die in unsere Schule zu kommen pflegen, können nur dann kommen, wenn das Wetter angenehm ist, theils, weil unser Schullokal von solcher Beschaffenheit ist, daß man es nicht heizen kann, theils, weil die Kinder so schlechte Kleider haben. Viele Kinder, die gern in unsere Schule gehen möchten, können aber deswegen nicht kommen, weil sie keine Kleider haben. Man bedenke nun: in diesem kalten Winter, wo wir Leute vom hohen Norden, trotzdem wir in allen Zimmern einheizen, tüchtig frieren, habe ich auf meinem Rundgang Familien gefunden, die keine Kohlen, kein Stück Holz und keine Bettdecken im Hause haben, die Tag und Nacht frieren müssen. Hier sind Wittwen mit kleinen Kindern, die lange krank gewesen sind und sich und die Ihrigen nicht ernähren können; diese bedürfen am meisten unserer Hülfe, denn sie sind die allunglücklichsten.

Freilich sind nicht Alle, für welche ich um Hülfe bitte, Christen, gehören auch nicht alle zu unserer Kirche, aber wir wollen sie so gerne zu Christen machen, wollen sie so gerne für unsere Kirche gewinnen: dazu ist Liebe und Mildthätigkeit ein gutes Mittel.

Ihr lieben Christen und Freunde unserer Mission, denkt an uns! Doch damit ist uns nicht geholfen, kommt uns zu Hülfe! Wenn ihr selbst gut und warm gekleidet in die Kirche gehet, denkt an die armen Leute hier unten, die wegen Mangel an Kleidern und Schuhen nicht in die Kirche kommen können! Während eure Kinder, gut gekleidet, in schönen, warmen Schulen sitzen, haben die kleinen Schwarzen keins von beiden. Während viele Kinder nicht einmal gern zur Schule wollen, sind unsere kleinen Schwarzen begierig, etwas zu lernen, und gehen mit tausend Freuden in unsere Schule, die im Winter für Alles zugänglich ist, nur nicht für Wärme.

Unsere Schule hat trotzdem, Gott sei Lob und Dank, in der letzten Zeit in dem Maße zugenommen, daß wir weder Platz noch Lehrkräfte genug haben. Damit der Katechismus schnell und gut gelernt werden sollte, habe ich manches Paar Hosen, Hemden und Schuhe je nach Be-

dürfnis versprechen müssen, in der Hoffnung, daß die lieben Christen mir meinem Versprechen nachzukommen helfen würden. Jetzt werde ich immer gefragt, ob die versprochenen Sachen noch nicht da sind. Es ist für Kinder von 6 bis 15 Jahren zu sorgen, Knaben und Mädchen und arme Frauen.

Wohlan, liebe Missionsfreunde! Ihr, die ihr um Gottes Segen und Ausbreitung seines theuren Wortes unter den Heiden täglich bittet und seufzet, schließet auch uns in eure Gebete ein, kommt uns zu Hülfe mit Geld und Kleibern, damit wir auch hier mit dem Wort Gottes fortfahren können zur Ehre seines Namens und zur Seligkeit der armen Seelen! Helft uns um Jesu willen, Amen.

New Orleans, den 21. Jan. 1881.

N. J. Batke, Missionar.

„Jesu wider.“

Ein Theil von den aus Frankreich vertriebenen Jesuiten beabsichtigt, eine „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens in Afrika“ zu bilden. Natürlich hat der Pabst diesem Unternehmen seiner Leibgarde alsbald die Zustimmung ertheilt. An dem, was die „Missions-Taube“ in der April- und Juninummer des vorigen Jahrgangs über das Treiben der etlichen Vorläufer dieser Glaubensverbreiter am Hofe des Kaisers Mtesa mittheilte, kann man genug ersehen, was der durch Livingstone und Stanley vorbereiteten, von Schottland und England aus im Innern Afrika's so opferfreudig und hoffnungsvoll gepflanzten Mission bevorsteht. Gott steur auch hier „des Pabsts und Türken Mord“!

Hierbei sei noch eines anderen verwandten Ereignisses erwähnt. Der Kenner der Missionsgeschichte dieses Jahrhunderts weiß, welche schnellen und herrlichen Fortschritte die Mission einst auf den Südsee-Inseln gemacht hatte, namentlich auf den Gesellschaftsinseln, welche letzteren sich der junge Missionseifer Englands zunächst zugewendet und mit dem Evangelio insonderheit auf Tahiti vom Jahre 1815 an so herrliche Erfolge erzielt hatte, daß in wenigen Jahren die ganze Insel wie umgewandelt war. Da kam aber der Feind und säete Unkraut durch papistische Missionare, welche, von der französischen Regierung gesendet und geschützt, auf einmal auf Tahiti erschienen. Da nun die Tahitier sich diese ungeladenen Gäste und ihre Arbeit aufs ernstlichste verbat, so fing die französische Regierung (Louis Philipp) mit ihnen einen Krieg an, der seinen Abschluß dadurch fand, daß am 6. Februar 1847 die Königin Pomare das französische Protectorat nothgedrungen anerkennen mußte. Ungehindert konnten die Missionare des Pabstes ihr Wesen treiben und dem evangelischen Missionswerk hindernd und schädigend entgegen arbeiten. Neueren Nachrichten zufolge hat nun aber die gegenwärtige Republik Frankreich die Gesellschaftsinseln, sammt

den Freundschaftsinseln, sowie die Insel Hirava im Marquesas-Archipel in die Tasche gesteckt, hat sie annectirt, d. h. „mit List und einem Schein des Rechts“ an sich gebracht. Darob werden sich insonderheit die Herren Jesuiten vergnügt die Hände reiben; denn ob ihre jetzige Vertreibung aus Frankreich auch sich auf dessen überseeisches Gebiet erstreckt, so sind sie ja doch nicht zum ersten Male auch aus diesem Lande vertrieben, und bleiben daher bei ihrem alten Sprüchlein:

Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen,
Als Wölfe regieren wir,
Wie Hunde wird man uns vertreiben,
Aber wie Adler werden wir uns verzüngen. L.

Milde Gaben für die Negermission:

Durch P. Bolz \$5.00. Durch Frn. G. D. Rastad, Kassirer der Norwegischen Synode, 160.00. Durch P. Strafen von Aug. Gann 5.00. Durch P. C. Engelder von J. Tifer 5.00, von seiner Sonntagsschule .75. Durch P. M. Girich von Fr. Wiesner 1.00. Durch Lehrer J. Neils in Hustisford, Wis., 5.00. Durch P. Wap-gazer von fr. Gemeinde bei Reed City 2.66, Gem. in Big Rapids 1.78. Durch P. Sapper von fr. Gem. 9.50, von Louis Laudel 3.00. Durch M. C. Barthel von J. Kröger in Akron, O., .70, G. Olga Steeling 1.00, A. Vormann in St. Olaf .30.

J. Umbach, Kassirer.

Bei dem Unterzeichneten sind folgende Gaben eingegangen:

A. Für den Weihnachtsbaum der Negerkinder: Von N. N. in Milwaukee durch P. Zäfel \$2.00; P. Obermeyer 1.00; J. C. Geyer in Little Rock 1.00; Dreieinigkeitschule in Milwaukee: Lehrer Wagners Klasse 2.20, Lehrer Wisbecks Klasse 2.00, Lehrer Weigles Klasse 1.30, Lehrer Steubers Klasse 1.25; Fr. L. Woltmann und Schwestern in Watertown, Wis., 2.00; von N. N. durch Kassirer Barling 50; P. Rüdles Gem. in Milwaukee 11.35; von einem begnadigten Mitbruder, N. N. v. N., in Boston 1.00. Herr Mehrmann in Little Rock 2.50. An Gegenständen: Von „Freund der Neger“ durch Jg. Kohler's Buchhandlung 1 Duzend Sonntagsschulalbums; von N. N. durch „Pilgerbuchhandlung“ 1 Duz. Life of Christ und 1 Duzend Life of Joseph; ein Brl. Nessel von den Herren Benzel und Reichardt in Little Rock. An Rabatt beim Einkauf: Pilgerbuchhandlung 1.00; Norwegische Buchhandlung in Decorah, Iowa, 5.00.

B. Für arme Negerkinder: Anzahl Kleidungsstücke für Mädchen und Knabenhemden durch P. Rüdle in Milwaukee; Knabenkleider und Stüd Zeug durch Kassirer J. Umbach.

C. Für die Mission in Little Rock: Durch P. Bretscher in Buena Vista, Iowa, von N. N., 1.00, von ihm selbst 1.00; durch Frn. P. J. Stechholz, Collecte bei der Christbescherung seiner St. Pauls-Schule in Paterson, N. J., 8.20.

Little Rock, Ark., 14. Januar 1881. J. Berg, Missionar.

Für arme Negerkinder in New Orleans erhalten:

Durch Lehrer Sauer von seinen Schülern 4 Packete Zeug und von denselben collectirt \$4.00. Von P. Döschler 1.00. Von dem Missions-Berein in New Orleans 5.45. Von norwegischen Kapitänen und Seelenten 3.50. Collecte bei der Weihnachts-Bescherung in unserer Negerschule 2.85.

New Orleans, 3. Januar 1881. N. J. Batke, Missionar.
584½ Dryade Str.

„Die Missions-Taube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar.....	\$ 25
10 „	2.00
25 „	5.00
50 „	9.00
100 „	17.00

Die Partie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffenden Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, 119 West Jefferson st., Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Kochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

März 1881.

Nummer 3.

Nachträgliches aus und zu dem 61sten Jahresbericht der Leipziger Missionsgesellschaft.

(Schluß.)

So viel aus dem Gesamtbericht des Seniors. Wenn nun in demselben bemerkt wird, daß in Madura und Umgegend „das reine Evangelium zuerst von unseren lutherischen Vätern und deren Gehilfen im vorigen Jahrhundert gepredigt worden“ und dies „auch zur Gründung kleiner Gemeinden führte“, die aber „wegen Mangel an Arbeitern“ verfielen und sich endlich „ganz auflösten“, so ist hier die Zeit des kläglichen Verfalls der tamilisch-lutherischen Kirche überhaupt berührt, und da wohl viele unserer Leser mit der Geschichte der ostindischen Mission der lutherischen Kirche wenig bekannt sein werden, so nehmen wir hier Gelegenheit, unserem Auszuge Diesbezügliches noch beizugeben.

Die beiden Districte und Missionsgebiete vom südlichen Vorderindien, Madura und Tinnevelly, grenzen an einander, und nicht weit von der Grenze des letzteren liegt Madura, die gleichnamige Hauptstadt des Districts. Es ist jetzt, da wir dies schreiben, gerade ein Jahr, daß man zu Palamkotta das 100jährige Jubiläum der Einführung des Christenthums in dem District Tinnevelly beging. Außer dem Lord-Bischof von Madras und den beiden Missionsbischöfen Caldwell von der „Ausbreitungsgesellschaft“ (Propagation Gospel Society) und Sargent von der „Kirchlichen Missionsgesellschaft“ (Church Mission Society), beide Gesellschaften der anglikanischen Kirche angehörig, wohnten dieser Jubelfeier eine große Zahl euro-

päischer Missionare verschiedener Benennung, sowie 90 eingeborne Prediger bei. Und siehe, in seiner Festrede hob Bischof Caldwell hervor, daß der von Halle ausgegangene lutherische Missionar Schwarz, der Mann, dessen Name „der denkwürdigste Name in der Geschichte der südindischen Missionen“ sei, auch der Begründer der christlichen Kirche in Tinnevelly wäre.*) Nachdem er von Madras, resp. Tritschinopoli, aus die Stadt Palamkotta mehrmals besucht hatte, kam es im Jahre 1780 zur Gründung der ersten kleinen Christengemeine daselbst. Dieses Gemeinlein, dessen Kirchenregister noch vorhanden, zählte damals 40 Seelen, unter denen sich ein gewisser Devasagayam, ein Dichter, befand, dessen Sohn Bedanayaga Sastriyar, der nach Tanjore zog, den Vater an poetischer Tüchtigkeit weit übertraf, dem die christliche Tamul-Literatur viel verdankt und von dessen Liedern viele heute noch gesungen werden.***) Im Jahre 1783 weihte Schwarz die erste Kirche zu Palamkotta ein und Satyanathan, ein eingeborner ordi-

*) Die Leser des „Lutheraner“ können über den Gottesmann Schwarz Näheres im 28. Jahrgang Nr. 22 und 24 finden.

**) Auch die aus dem Deutschen einst ins Tamulische übersehten Kirchenlieder werden dort noch gesungen. Im „Allgemeinen Missionsfreund“ erzählt Missionar Baiertein: „Als ich in Tinnevelly den englischen Missionar D. besuchte, ließ er von seinen braunen Kostschülern zum Morgenseggen ein deutsches, von unseren alten Missionaren ins Tamulische übersehtes Lied nach deutscher Melodie anstimmen. Als ich nun sagte: ‚Ich sehe, Sie können nicht ohne uns auskommen!‘, antwortete er: ‚das wollen wir auch nicht, und es wäre ein böses Zeichen, wenn wir's wollten.‘ So zehren nicht bloß wir, sondern auch die englischen Missionen von der treuen Arbeit unserer alten Väter.“

D. R.

nirter Pastor, übernahm darauf die Leitung der Gemeinde, die dann in Folge einer geistlichen Bewegung unter den Schanars auf mehr denn 4000 Seelen anwuchs. Aber was Schwarz und seine Nachfolger hier gesät hatten, das ernteten hernach Andere. Nachdem seit 1806 die confessionlose Londoner Missionsgesellschaft vorübergehend in die Arbeit eingetreten war, visitirte im Jahre 1816 zum ersten Male ein Bischof der englischen Kirche, Middleton von Kalkutta, die Station, deren Angehörige in Folge einer verheerenden Pest und aus Mangel an seelsorgerlicher Pflege bedeutend zusammengeschmolzen waren. Und als in Folge seines Besuchs der Caplan Hough, „der zweite Vater der Tinnevely Mission“, nach Palamkotta kam und alle ländlichen Gemeinden visitirte, wurde sein Bericht die Veranlassung des Eintritts der „Kirchlichen Missionsgesellschaft“ in dieses Arbeitsfeld, dem dann noch im Jahre 1835 der der „Ausbreitungsgesellschaft“ folgte. Diese beiden Gesellschaften hatten bis zum Juni 1879 in ihrer Pflege 97,605 Christen. So verlor dieses Missionsgebiet die lutherische Kirche an die anglikanische. Und nicht nur dieses. Ach, es war ja die Verheerung durch den Nationalismus daheim angegangen. Es erlosch der Missionseifer, es wurden der Missionare immer weniger, die von der Heimath zu den Heiden ausgingen, während auf dem Missionsgebiet die reformirten Secten desto mehr Eifer entwickelten und namentlich die bischöfliche Kirche thätig war. Bis auf einen dürftigen Rest fielen fast sämmtlich die lutherischen Gemeinden Ostindiens der letzteren und anderen Secten anheim. Aus Mangel an Arbeitern übergab im Jahre 1820 der deutsche lutherische Missionar Kämmerer in Trankebar 1300 Christen mit 17 kleinen Kirchen der englischen Kirche, und als nun nach dem Jubeljahre 1817 in Folge des wieder erwachten Missionseifers von Halle und Berlin aus Missionare nach Ostindien gingen, so konnten diese noch bis zum Jahre 1835 nur unter der Bedingung dort Arbeit und Unterstützung finden, daß sie zur anglikanischen Kirche übergingen. Gott Lob! inzwischen hatte man in der lutherischen Kirche Deutschlands sich wieder unter das Panier der Concordia gesammelt. Bald kam es auch wieder zu einer lutherischen Mission. Von Lutheranern aus verschiedenen Gauen wurde im Jahre 1836 in Dresden ein Missionshaus errichtet, welches dann später nach der Universitätsstadt Leipzig verlegt wurde, und als im Jahre 1840 der Missionar Cordes ausging zu den Heiden, da wies man ihn nach dem alten lutherischen, aber zuletzt so vernachlässigten Arbeitsfeld in Ostindien. War manche der in anglikanische Pflege gerathenen lutherischen Tamulen ergriff dann ein Heimweh nach der Mutter und ihrer vernünftigen lauterer Milch des Evangeliums und sie haten um Wiederaufnahme. Und nun — das hat auch der Leser dieser Auszüge aus den Jahresberichten der Leipziger Mission gemerkt, der bisher wenig Kunde von ihr hatte — nun ist wieder das alte Missionsfeld der lutherischen Kirche, Ostindien und insbesondere

das Volk der Tamulen, ihr schönstes und hoffnungsvollstes geworden.

Und doch mischt sich bei uns in die große Freude über das alles und in den Dank gegen den Herrn für alle Errettung und alle Förderung, die er der tamulisch-lutherischen Mission und Kirche hat widerfahren lassen, Behemuth und — wir können es nicht verhehlen — in unsere Hoffnungen auch Besorgniß für die Zukunft, wenn wir daran gedenken, daß vor wenigen Jahren etliche Missionare Gewissens halber um ihre Entlassung aus dem Dienst der Leipziger Mission nachsuchen mußten, weil man ihren Bitten, der ostindischen Mission eine solche Stellung zu sichern, „daß dieselbe weder nach Schein, noch Wesen Kirchengemeinschaft oder Subordinationsverhältniß*) mit Solchen hat, welche irgend einer Bekenntnißwahrheit offen widersprechen“, nicht willfahren zu können glaubte. Ach, möchten doch jene Bitten noch ihre rechte Würdigung, allseitige Zustimmung und erwünschte Folge finden und daher der Vater aller Barmherzigkeit verleihen, daß die „Missions-Taube“ auch von unserer Mit Hilfe an der Arbeit der Leipziger Mission berichten könnte! Brünstig dies wünschend und hoffend flehen wir daher auch in Bezug auf die tamulisch-lutherische Kirche und Mission:

Erhalt, was du gebaut
Und durch dein Blut erkaufst,
Was du dir hast vertrauet,
Die Kirch', auf welche anlaust
Der grimme Sturm des Drachen;
Sei du ihr Schutz und Wall,
Daß, ob die Welt will krachen,
Sie nimmermehr verfall! Amen.

(Für die „Missions-Taube“ von E. S.)

Geschichte der Station Bethanien in Afrika.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es geht jetzt nicht mehr so rasch mit dem Unterricht der Tauffchüler als im Anfang. In den ersten Jahren kamen sie meistens in 6 Monaten, oft in noch kürzerer Zeit so weit, daß sie getauft werden konnten. Jetzt gebrauchen die Meisten ein Jahr oder länger. Theils kommt dies daher, weil die Taufbewerber der ersten Jahre in der Regel schon etwas vorbereitet waren, wenigstens schon buchstabiren konnten. Jetzt dagegen kommen sie ganz unvorbereitet. Selbst nachdem sie ein ganzes Jahr mit dem größten Fleiß unterrichtet sind, geben sie oft noch ganz entsehrlich dumme Antworten. O, es gehört auch dort in Afrika Geduld, viel Geduld dazu, das Amt eines Missionars zu verwalten, wie denn im Predigt- und Lehramt überhaupt viel Geduld vonnöthen ist. Um Geduld

*) Unter Subordinationverhältniß verstanden jene Missionare das Verhältniß, nach welchem sie Falschgläubige, insonderheit falsche Lehrer für ihre kirchlichen Vorgesetzten und Wächter ansehen mußten. Siehe überhaupt „Lutheraner“, Jahrg. XXXII., Nr. 3 und 9.

und Ausdauer für die Missionare müssen daher die lieben Christen besonders bitten.

Außer der Kinder- und Tauffchule werden allezeit noch zwei andere Schulen auf der Station gehalten, wenn auch nur wöchentlich 2 bis 3 Stunden. Die eine ist die Beicht- und Abendmahlschule mit denen, die getauft sind und auf das heilige Abendmahl vorbereitet werden. Solcher sind oft 30 bis 40 im Unterricht. Sodann die Confirmandenschule mit den erwachsenen Kindern der Gemeinde. Die ganze Woche hindurch reiht sich eine Schule an die andere und am Mittwoch ist Katechismuspredigt, nach welcher die Kinder der großen Schule vor dem Altar katechisirt werden.

Das ganze Leben und Treiben in Bethanien ist christlich, Gottes Wort in Kirche, Schule und im Hause ist das Salz unter allen. Ja, das darf man mit Freudigkeit sagen, daß die lieben Leute nicht allein Christen sind, wenn sie in der Kirche und Schule sitzen, sondern sie sind auch Christen im Hause, in ihrer Arbeit und unter einander. Die Eheleute leben in häuslicher Ehre und im Frieden mit einander, es kommt da fast nie etwas Ungebührliches vor. Die Kinder werden in christlicher Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen, und kommen Unarten und Widersetzlichkeiten vor, dann fangen die christlichen Eltern doch an, die Kinder ordentlich zu züchtigen, welches sonst bei den Heiden eine Seltenheit ist. Es ist übrigens hier in Afrika ein guter Zug bei Schwarzen und Weißen, daß die Kinder ehrerbietig gegen ihre Eltern sind. (Welches man von den Kindern in Amerika leider im Allgemeinen nicht sagen kann.) Auch stehen sich die Gemeindeglieder gegenseitig bei und helfen einander mit Rath und That. Den Heiden und den Bauern gegenüber ist die Liebe der Christen herzlich, doch kann man das Wort „herzlich“ mitunter streichen, wenn sie mit einander etwas haben. Darüber darf man sich aber nicht so sehr wundern, denn die lieben Leute sind eben keine Engel, sondern nur arme Sünder, und bei armen Sündern will sich das Sprüchwort: „Ein Jeder ist sich selbst der Nächste“ gar zu gerne bewahrheiten, so sündlich das auch ist.

Da das Christenthum bereits eine Macht auf der Station geworden ist, und weil so Viele zur Gemeinde gehören, so schwindet das Ansehen des Heidenthums immer mehr, und darum auch der Gegensatz des Heidenthums gegen das Christenthum. Solche Berrücktheiten, die die Heiden in den ersten Jahren vom Christenthum glaubten, sind längst verschwunden. So z. B. glaubten die Heiden früher, daß in das Taufwasser das Gehirn von Todten gethan und die Leute damit getauft würden. Als darum das erste Kind aus der Gemeinde starb, haben die alten Heiden die Leiche nicht verlassen, bis sie ins Grab gesenkt wurde, um zu sehen, ob Miss. B. wirklich die Leiche öffnen und Gehirn, Leber und Lunge herausnehmen würde. Denn ersteres sollte er ja nöthig haben, in das Taufwasser zu thun, Leber und Lunge aber den Christen im heiligen Abendmahl zu essen geben. Als sie dann sahen, daß nichts

an der Leiche gethan wurde, als nur mit christlichen Ehren zur Erde bestattet, waren sie hoch verwundert; ja, ein kleiner Häuptling, der heute noch ein Heide ist, der dem Begräbniß mit beigewohnt hatte, ging in die Stadt und pries die Christen, die so sehr ihre Todten ehrten; wir, sagte er, begraben unsere Todten wie Hunde. Viele hielten aber dennoch den Glauben fest, daß bei den Sacramenten Gehirn, Leber und Lunge der Todten gebraucht würden, und sagten, der Lehrer ließe sich das von Deutschland schicken und betröge hier die Leute damit.

Aus solchem Glauben kam dann natürlich der Widerwille gegen das Christenthum und der Haß gegen die Christen. Trogdem haben sich doch die Christen allezeit den Heiden gegenüber liebevoll und freundlich betragen. Es ist wohl vorgekommen, daß aufgeblasene christliche Jünglinge im fleischlichen Bekehrungseifer unter den Heiden wirthschafteten; denen wurde indeß von den Kirchenvorstehern und vom Missionar das Handwerk gelegt. Nun ist es so weit gekommen, daß Christen und Heiden ganz friedlich unter einander arbeiten. Die Verfolgung und der Spott von Seiten der Heiden hat aufgehört. Auch sind Christen und Heiden mit einander verwandt, die meisten Christen haben ihre Eltern und Geschwister unter den Heiden. Aber viele Kinder nehmen ihre alten heidnischen Eltern zu sich, geben ihnen Nahrung und Kleidung und verpflegen sie.

Daß aber diese alten Heiden sollten zur Bekehrung kommen, daran ist, menschlich geredet, nicht zu denken. Miss. B. schreibt: „Komme ich zu ihnen und spreche mit ihnen über ihren Seelenzustand, vermahne sie auch zur Bekehrung, so haben sie meistens die eine und nach ihrer Meinung triftige Entschuldigung: Wir sind schon zu alt, um zu lernen und zu glauben. Auf die Alten ist fast gar nicht zu rechnen, daß sie sich noch bekehren sollten; um so mehr aber auf das junge Volk. Wenn es durch Gottes Gnade so fortgeht, so wird es nicht lange dauern, daß die Jugend allhier sammt und sonders ins Reich Gottes eingetht. Die jungen Leute bekennen sich meistens erst dann entschieden zum Christenthum, wenn sie verheirathet sind und ihren eigenen Hausstand gründen. Doch gibt es auch Jünglinge und Jungfrauen, die um alles nichts geben, sondern zum Glauben durchdringen. Ist die Gemeinde auch schon ziemlich groß, so wohnen doch noch mehr Heiden als Christen hier. Wenn diese nach und nach noch alle eingehen, und, wie bisher, noch mehrere von den Bauern herziehen, so kann die Gemeinde noch bedeutend wachsen. Der Herr wolle uns vor Kriegsunruhen bewahren und Gnade geben, daß alles ruhig seinen geordneten Weg fortgehe; dann ist hier Aussicht genug für das Reich Gottes. — Dieser Wunsch des Missionars ist leider nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr ist durch die Eroberungssucht der Engländer ein blutiger Krieg in Transvaal entbrannt und ist zu befürchten, daß das Werk der Mission großen Schaden leidet.

„Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.“

Erstes Bild.

Auf der im J. 1879 in Berlin abgehaltenen ersten Generalsynode der unierten Kirche Preußens hielten die beiden Missionsdirectoren Dr. Fabri und Dr. Wangemann den versammelten Vertretern einen Spiegel vor, den wir auch den Unseren zur Warnung, wie zur Ermunterung zeigen wollen, aber auch zur Reizung, Gott über seine Gnade an den Heiden zu danken.

Dr. Fabri, der Director der Barmer Missionsanstalt, theilte zunächst der Versammlung folgende Thatfachen mit. In der Kapkolonie hat die Rheinische Mission 11 Christengemeinden mit etwa 13000 Seelen. Obwohl nun diese aus den Heiden gesammelten Gemeinden aus lauter Leuten bestehen, die dem Arbeiterstande angehören oder höchstens dem Kleinbäuerlichen, so bringen diese gleichwohl alljährlich ungefähr 66,000 Mark (15,840 Dollars) für ihre Kirchen- und Schulbedürfnisse auf, und als im Jahre 1878 die Rheinische Missionsgesellschaft ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, wurde zu Ehren derselben, in einer dieser Gemeinden, die etwa 1000 Mitglieder zählt, eine Collecte von 3600 Mark (864 Dollars) gesammelt. Auf Grund dieser Mittheilungen machte Dr. Fabri denn den ironischen Vorschlag, man möchte doch aus der Reichshauptstadt ein paar Delegirte zu diesen aus Kaffern und Mischlingen bestehenden Missionsgemeinden nach Südafrika schicken, „um an ihnen zu sehen, wie man kirchlichem Gemeinde-Bankerott wehren und was kirchlicher Sinn in Beziehung auf Selbstunterhalt leisten kann!“ Bei dieser Anspielung auf einen Gemeinde-Bankerott und bei diesen letzteren Worten überhaupt denken wir lebhaft an einen Bericht aus Berlin, den wir dieser Tage in einem Wechselblatte fanden. Während nämlich nach demselben in Berlin unlängst für einen Circus ohne Schwierigkeit 900,000 Mark (216,000 Dollars) aufgebracht wurden, konnte in der 70,000 Seelen zählenden Marcus-Gemeinde aus Geldnoth die Besetzung der zweiten Predigerstelle nur mit Mühe geschehen, die Besetzung der dritten Stelle aber mußte aus diesem Grunde ganz und gar unterbleiben; desgleichen war und blieb die Kirchenkasse der Andreas-Gemeinde schon vor ein paar Jahren so leer, daß zur Ausbesserung des äußerst schadhast gewordenen Kirchdaches die Kirchenverwaltung vom Magistrat 674 Mark (nahezu 163 Dollars) borgen mußte, und da auch diese geringfügige Summe zurückzahlen sie nicht im Stande ist, sich der Magistrat nun in der Lage befindet, die Niederschlagung der städtischen Forderung bei den in ihrer Majorität jüdischen Stadtverordneten zu beantragen!

Dr. Wangemann, der Director der Berliner Missionsanstalt, führte bei der gleichen Gelegenheit folgendes Beispiel an: Als vor 8 Jahren das neue Berliner

Missionshaus gebaut wurde, forderte er sämtliche Stationen der Berliner Missionsgesellschaft in Südafrika auf, auch einige Bausteine dazu beizutragen. Demgemäß gingen die Missionare an, in ihren Gemeinden zu collectiren. Auf einer derselben lastete aber gerade eine schwere Hungersnoth, und der betreffende Missionar konnte sich nicht entschließen, unter diesen Umständen etwas vom Geldgeben zu sagen. Da kamen die Schwarzen zu ihm — Getaufte und noch Ungetaufte — und fragten ihn: „Aber, Lehrer, warum wirfst du uns weg? du bittest alle Anderen und erlaubst ihnen, daß sie mitarbeiten dürfen an der großen Schule jenseits des Meeres, — warum nicht auch uns?“ Der Missionar entschuldigte sich mit der Hungersnoth und meinte, die Leute würden dieselbe auch für sich selbst als Entschuldigung gelten lassen. Da hatte er sich aber geirrt. „D“, sagten sie, „wenn wir nur geben wollen, können wir auch beim Hunger geben.“ Und sie gaben wirklich reichlich, trotzdem daß einige von ihnen thatsächlich den Hungerriemen umgeschlallt hatten. „Meine Herren“, bemerkte der Redner hierzu, „lassen Sie uns zusehen, daß nicht die Letzten die Ersten werden.“

Papistische Gauspraxis unter den Heiden.

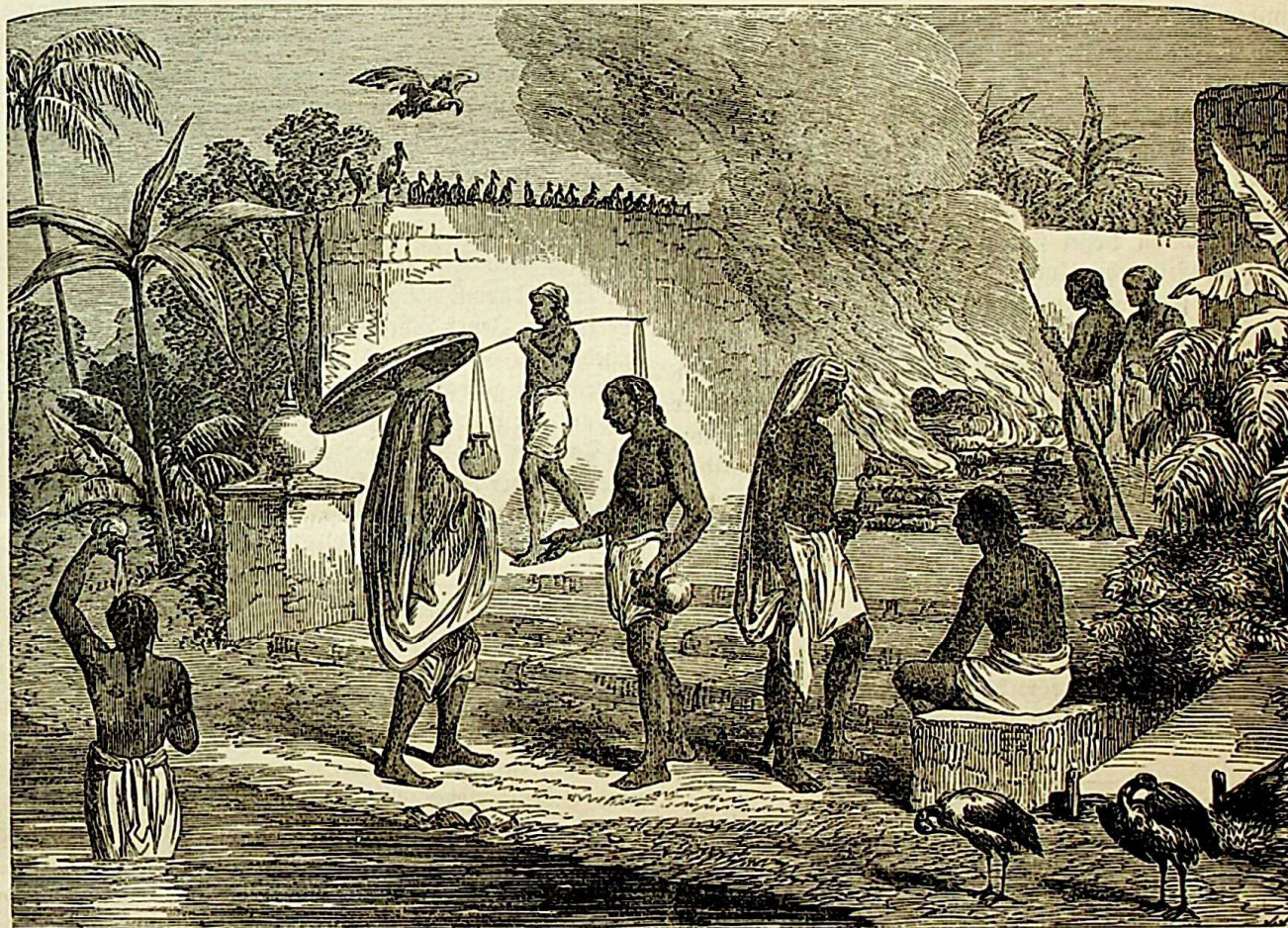
Pater Tschepe erzählt in den „Katholischen Missionen“ von zwei chinesischen Schwestern, die als „Täuferinnen“ gute Dienste leisten: „Die beiden Schwestern sind Jungfrauen von 35—40 Jahren; in diesem Alter sehen aber die Chinesen und Chinesinnen aus, als ob sie schon 60 Jahre alt wären, und deshalb ist es den chinesischen Jungfrauen, wenn sie 40 Jahre alt sind, gestattet, allein auszugehen und fremde Häuser zu besuchen. Das thun denn auch unsere beiden Jungfrauen mit Freuden. Hören sie, daß irgend ein Heidenkind krank ist, so besuchen sie dessen Eltern und bieten ihre Hilfe an. Sie sind aber ganz absonderliche Doktorinnen: sie haben vom Missionar europäische Arzneien empfangen gegen Augenkrankheiten, Fieber u. s. w. und damit wirken sie oft die merkwürdigsten Kuren. Daher haben sie überall Zutritt, auch werden sie natürlich gern zu den kranken Heidenkindern zugelassen; finden sie nun, daß das Kind sehr krank ist und sicher sterben wird, so ziehen sie ein kleines Schwämmchen hervor, das sie immer mit einem Fläschchen Weihwasser bei sich tragen, und indem sie dann dem todkranken Kinde die Stirn damit waschen, taufen sie es zugleich, ohne daß die heidnischen Eltern es merken. Auf diese Weise haben sie schon vielen armen Kindern die Pforten des Himmels geöffnet.“

Das „Ev. Miss. Magazin“, dem Vorstehendes entnommen ist, bemerkt hierzu: „Diese ebenso naive als merkwürdige Mittheilung wirft ein eigenthümliches Licht auf die große Zahl von Neugetauften, welche alljährlich in den katholischen Missionsberichten erscheint.“

Feuerbestattung in Indien.

Die Feuerbestattung ist das vierzehnte der 15 brahmanischen Sacramente. Die gewöhnlichen Todten aller Brahmanen- und anderer Kasten der Hindus werden verbrannt. Nur die heiligen Weltentsager (Sanyasis), welche beim Verlassen der Leibeshütte die höchste Bahn erreichen und in Brahm, den Ocean aller Wesen, versinken, werden ihrer Heiligkeit und Vorzüglichkeit wegen beerdigt, und ihre

den Anwesenden eine Lamentation angestellt worden, während welcher der Leichenbestatter sich auf der Erde zu wälzen hat, wird schließlich der Holzstoß von letzterem angezündet. Wenn der Verbrennungsproceß vorüber ist, hat derselbe zu seiner eigenen Reinigung, zur Günstigstimmung der (in Vogelgestalt) aus der Unterwelt erscheinenden Geister und zur Labung der Seele des Hingeshiedenen noch allerlei zu verrichten. Am dritten Tage nach der Feuerbestattung wird die Asche gesammelt und in einen heiligen Fluß geworfen.



Grabstätten wurden (und werden noch) nicht selten im Lauf der Zeit berühmte Wallfahrtsorte.

Dem nächsten Erben des Verstorbenen liegt die Pflicht ob, Leichenbestatter zu sein. Er hat deshalb schon vor der Bestattung ein Opfer darzubringen und muß sich auch den von allen Männern getragenen Schnurrbart und Haarschopf abrasiren lassen. Die Leiche wird, nachdem sie gewöhnlich vorher gewaschen, geschmückt und auf ein Schaubett gesetzt worden, auf einer jedesmal zu fertigenden Tragbahre von 4 Männern unter allerlei Ceremoniell auf den Verbrennungsplatz getragen. Nachdem dort noch verschiedene Ceremonien unter Gebetsformeln vollzogen, z. B. der Leiche auch ein Goldstück in den Mund gelegt und von

Die Furcht vor den abgeschiedenen Seelen, deren Fortexistenz durchaus nicht bezweifelt wird, und das Streben, alles, was sie anziehen könnte (worunter natürlich der Körper und der Ort, wo er liegt, eine Hauptrolle spielt), zu beseitigen, dürften das Meiste dazu beigetragen haben, daß man darauf kam, die Leichen zu verbrennen und die Asche in fließendes Wasser zu werfen. — Wenn die Hindus die „Brandstätte“ nur sehen oder an sie denken, wandelt sie ein „Gruseln“ an. Wie viel unbehaglicher und fürchterlicher das Leben und der Wandel auf einer Erde voller Grabstätten! Es gibt auch indische Sprichwörter, welche Bezug haben auf die „Brandstätte“ und Feuerbestattung. Von Sprichwörtern dieser Art, welche unter den Kana-

resen existiren, mögen zwei hier angeführt werden. „Wenn die Leiche (hena) auch verbrannt wird, die Schulden (rena, ein Ausdruck, der sowohl Geld- als andere Schulden bezeichnet) sind damit nicht verbrannt.“ „Angeborenes kriegt man erst los, wenn man verbrannt worden.“

So beschreibt uns der „Heidenbote“ eine indische Feuerbestattung. Unter den alten Heiden Indiens fanden somit jene neuen Heiden Deutschlands die Leichenverbrennung als herrschende Volkssitte, deren Einführung sie ja an Stelle des Begrabens mit so viel Reden und Schreiben vor einigen Jahren forderten, nunmehr aber ziemlich stille geworden sind, weil sie nicht höheren Orts das gewünschte Gehör fanden.

Was nun die beigegebene Illustration betrifft, so ist ohne Zweifel das, was der im „heiligen“ Fluß stehende Mann durch Baden und Begießen vornimmt, eine jener Reinigungen, von denen oben die Rede ist, und die umherstehenden vielen Vögel sind wohl jene Vogelgestalten, in denen die Geister der Unterwelt bei der Leichenverbrennung erscheinen sollen und zu deren Günstigstimmung allerlei zu verrichten ist.

Armes Volk der Heiden! O wie glückliche Leute sind doch wir, die wir zu Christi Gemeine gehören, welche er „gereinigt“ hat „durchs Wasserbad im Wort“, die wir glauben eine tägliche und reichliche Vergebung der Sünden, deren wir in dieser Christenheit auf Erden durch Wort und Sacrament theilhaftig und vergewissert werden, und eine Auferstehung des Fleisches am jüngsten Tage, in der wir auch unser „Angebornes“, die Erbsünde, gar los werden, um nach Seel und Leib völlig gereinigt und geheiligt einzugehen in ein ewiges Leben — und die das alles fort und fort besiegeln können und sollen mit einem: „Amen, das ist gewißlich wahr!“ L.

Die Bibel auf der „Wilden-Insel“.

Auf dem Jahresfeste der Britischen und Ausländischen Bibel-Gesellschaft, die durch ihre großartige Förderung immer neuer Bibel-Übersetzungen eine Haupthelferin aller Missionen ist, pflegen unter den Rednern stets auch Missionare aufzutreten. So rebete unter andern auch der bekannte Missionar Latwes von Neu-Guinea, um im Namen der wilden Völkerschaften, denen durch den Dienst der Bibelgesellschaft die heilige Schrift in ihrer Muttersprache gegeben worden ist, den Förderern dieses Werks Dank zu sagen. Und zwar erzählte er von der sogenannten „Wilden-Insel“ (Savage island), die ihren Namen den grausamen, heulenden, ungestaltlichen Menschen verdankt, welche s. Z. der Weltumsegler Cook hier antraf. Sechzig Jahre später kam John Williams hin und fand es ebenso. Erst im Jahre 1849 siedelte sich ein christliches

Ehepaar aus Samoa dort an, die ersten Missionare auf der Wilden-Insel. Auch sie fanden es nicht anders. Man riß ihnen die Kleider vom Leibe, um zu sehen, was ihre Hautfarbe sei. Man tödtete die Schweine und Hühner, welche sie mitgebracht hatten, stahl oder raubte ihre Habseligkeiten u. s. f. Und dabei ließen es die Insulaner nicht bewenden. Zwei berühmte Krieger wurden abgeordnet, die Missionare, diese fremdländischen Eindringlinge, zu tödten. Sie kamen ins Dorf, wo der Samoanische Evangelist sich niedergelassen hatte, sie kamen an sein Haus, sie guckten hinein: da saß er ruhig, in einem Buche lesend. Sie warteten ein wenig, gingen und kamen wieder; aber immer noch las er in dem Buche. Furcht und Zittern kam sie an. Sie vermochten nicht, Hand an den Mann zu legen. Endlich fingen sie eine Unterredung mit ihm an und kehrten schließlich unverrichteter Sache nach Hause zurück. Die Hand dessen hatte sie gehalten, der gesagt hat: „Tastet meine Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid.“ Der Mann des Buches trug den Sieg davon. Das Wort Gottes wuchs und nahm überhand. Jener Lehrer aus Samoa, selbst einem Volke angehörig, das noch 25 Jahre zuvor in eben so tiefem Heidenthum gesteckt hatte, schrieb das erste Abc-Buch und fing an, die heil. Schrift zu übersetzen. Es war ein großer Tag für die Wilden-Insel, als im Jahr 1861 das erste Stück der heil. Schrift in ihrer eigenen Sprache ihnen gebracht wurde. Ich war der Ueberbringer desselben, zugleich der erste europäische Missionar auf der Insel. Das neue Buch — es war das Evangelium Marci — wurde begierig aufgenommen, alles wollte lernen, Alte und Junge kamen zur Schule und waren entzückt, wenn sie die ersten Worte buchstabieren konnten. Es war keine leichte Aufgabe. Da saßen die Leute um ihren Lehrer, ihre Bücher zum Theil ganz verkehrt in der Hand haltend. Aber sie lernten lesen. Mit mir war der gelehrte und geübte Bibelübersetzer Miss. Georg Pratt aus Samoa gekommen. In kurzer Zeit hatte er alle vier Evangelien und die Apostelgeschichte vollendet. Die Bibelgesellschaft ließ dieselben drucken, und bald waren die Bücher in den Händen der Insulaner. Bis 1866 hatte ich das ganze Neue Testament übersetzt, und als ich 1872 nach England zurückgekehrt war, ließ die Bibelgesellschaft schon eine neue, revidirte Uebersetzung des neuen Testaments, dazu die ersten Bücher Moses und den Psalter für die Wilden-Insel drucken. Die Bücher, in Kalbleder gebunden und mit Goldschnitt verziert, waren den Leuten mehr als willkommen, und heute kann ich mittheilen, daß die Kosten dieser Sendung von ihnen selbst getragen worden und daß die Bibelgesellschaft von dem Winkel der Erde, für den Cook einst keinen passenderen Namen, als die „Wilden-Insel“ wußte, mehr als 15,400 Mark erhalten hat! Ja, ich kann mittheilen, daß jene ganze Auflage bereits vergriffen ist, und daß mein Bruder, der jetzt meine Arbeit übernommen hat, nächstens eine neue Auflage und dazu

einige weitere Theile des Alten Testaments durch die Presse führen wird. *)

Und was hat denn das Wort Gottes auf der Wilden-Insel gewirkt? Nun, von 5000 Einwohnern sind jetzt 1670 würdige Gemeindeglieder und Abendmahlsgenossen. Die Veränderung, welche mit ihrem Leben vorgegangen, beweist die Echtheit ihres Glaubens. Das Wort Gottes hat ihnen Licht und Leben gebracht. Deswegen haben sie daselbe auch so lieb. Ein alter Mann, der grau geworden war, ehe er den Namen Christi gehört, der dann aber geduldig lesen gelernt hatte, wurde vor einigen Jahren vom Tode ereilt. Er konnte seine nächsten Angehörigen nicht mehr erkennen, auch sein Weib nicht. Auf die Frage aber, ob er Jesum kenne, rief er aus: „Wie sollte ich Ihn nicht kennen? Vor so und so viel Jahren habe ich ihn kennen gelernt und jetzt ist er meine einzige Zuflucht.“ Bald darauf durfte er heimgehen: um den Abend war es licht geworden. Das Wort Gottes hat auf der Wilden-Insel aber auch eine neue Ordnung des bürgerlichen Lebens begründet. Es ist zu einer Gesetzgebung und Regierung gekommen, und in ihren Rathsversammlungen ist das Wort Gottes immer die höchste Instanz, auf welche man sich beruft. Neulich machte Sir Arthur Gordon, der Gouverneur von Fidji, einen Besuch auf der Insel und schloß einen Vertrag mit den Bewohnern, wodurch das von ihnen selbst eingeführte Gesetz gegen den Branntweinhandel bestätigt wird. Das Wort Gottes hat ferner Bildung und Civilisation gebracht. Die Zahl derer, die lesen und schreiben können, ist so groß als in irgend einem christlichen Lande, und während früher die Insel von den Seefahrern gemieden wurde, ist sie jetzt das Ziel vieler Handelsschiffe geworden. An die Stelle von Krieg, Elend und Mangel sind Friede und Wohlstand getreten; und das alles verdanken die Insulaner der Einführung des Wortes Gottes. Ja, so groß ist die mit ihnen vorgegangene Veränderung, daß ein Reisender, der im Jahre 1864 einige Stunden auf der Wilden-Insel zubrachte, in seinem später veröffentlichten, 40 Mark kostenden Buche uns belehren kann, die Eingeborenen seien immer ein sanftes, friedfertiges Völklein gewesen; der große Entdecker, der jenen Namen für ihre Insel erfunden, habe sich sehr geirrt!

Eine fast 20jährige Missionserfahrung hat mich gelehrt, daß wir am Wort Gottes den einzig wahren Civilisator haben, daß jede andere Civilisation nichts werth ist und daß da, wo das Wort Gottes einmal Fuß gefaßt hat, es einem Banyanenbaum gleich sich auch immer weiter ausbreitet. Kaum waren die Einwohner der Wilden-Insel Christen geworden, so entstand auch eine Missionsgesellschaft auf derselben, und die 100,000 Mark, welche im

*) Das ist die 17te Sprache der Südsee, welche durch die Mission zur Schriftsprache erhoben ist, und in all diesen Sprachen ist die Bibel oder ein Theil derselben das erste gedruckte Buch gewesen.

Lauf von 17 Jahren zu derselben beigeuert wurden, sind der beste Beweis dafür, wie hoch diese Leute das Wort Gottes schätzen und wie sehr es ihnen anliegt, die Segnungen desselben auch weiter zu tragen. Ja, mehr als ein Wilden-Insulaner hat schon in Neuguinea als christlicher Märtyrer sein Leben gelassen, während andere noch dort in der Arbeit an den Heiden Gott dienen. Erst letztes Jahr sind 6 von ihnen als ein Opfer der Grausamkeit derer gefallen, welchen zu helfen sie gekommen waren. Und noch vor 30 Jahren wäre jeder Fremdling getödtet worden, der es gewagt hätte, auf der Wilden-Insel zu landen.

Die Missionsgesellschaft und die Bibelgesellschaft sind Zwillingsgeschwister: die eine kann ohne die andere nicht sein. Die Bibelgesellschaft kann den Heiden das Wort nicht geben, bis Missionare ihre Sprache gelernt und die heil. Schrift darin übersetzt haben, und der Missionar weiß, wie bereit die Bibelgesellschaft immer ist, seiner Arbeit die Krone aufzusetzen durch den Druck alles dessen, was er zu übersetzen im Stande ist.

Die Wilden-Insel auf der einen, Neuguinea auf der anderen Seite, das Große, was schon ausgerichtet ist, das viel Größere, was noch zu geschehen hat — wahrlich, alles sollte uns treiben, weiter zu arbeiten und nicht müde zu werden. Die Bibel ist das große Lehrbuch der Völker, der Brief des Vaters im Himmel an seine Kinder auf Erden. Wie herabgekommen sie auch sein mögen, dies Wort findet in ihren Herzen einen Wiederhall.

(Bibelblätter 1880.)

Missionschriften.

I.

Herr Pastor August Emil Frey gibt in Taschenbuch-Format eine „Missions-Bibliothek für Jung und Alt“ heraus, von der bereits drei Bändchen erschienen sind. Die Ausstattung (Muslinband mit Goldtitel) ist geschmackvoll, der Druck gut, der Preis gering. Jedem Bändchen sind eine Anzahl Bilder beigegeben. Vor allem aber ist Inhalt und Darstellung der Art, daß wir gerne zur Anzeige und Empfehlung unseren Lesern von jedem Bändchen Folgendes berichten:

Das 1. Bändchen enthält auf 161-Seiten mit 14 Bildern: „**Drei Jahre in Asante**, oder: Missionare als Kriegsgefangene unter den heidnischen Asanteern. Bearbeitet nach den Tagebüchern (herausgegeben von H. Sundert).“ Eine in 38 Capitel eingetheilte ergreifende Leidensgeschichte der Missionare Ramsayer und Kühne, nebst der Frau und dem dreivierteljährigen Söhnlein des ersteren aus den Jahren 1869—1873. Der Ausgang dieser an Wunderwegen und Thaten des großen, gnädigen und mit seiner Kraft in den Schwachen mächtigen Gottes reichen Geschichte ist die endliche Befreiung der Missionare aus den Händen der afrikanischen Majestät, aber nicht durch Loskauf, wie diese es endlich bestimmt

hatte, sondern durch die Heeresmacht der Engländer, die der Herr zum Gericht über die Heere kommen ließ.

Das 2. Bändchen schildert in 11 Capiteln auf eine ebenso eingehende, als anziehende und lebendige Weise, dazu in schlichter Sprache das Leben von „Bartholomäus Ziegenbalg, oder: Die ersten Anfänge der lutherischen Mission unter den Tamulern in Ostindien.“ Im Vorwort heißt es: „Ziegenbalg nun erwählt als Fortsetzung, geschah, weil Ziegenbalg doch eigentlich wohl der Urtypus aller Missionen der Neuzeit ist, wie sein Missionswert es für alle neueren Missionsunternehmungen bleiben wird. . . . Ziegenbalg's Leben . . . bietet auch darin noch großes Interesse, daß man so eigentlich an seiner Seite das Missionswert der Neuzeit sich entwickeln und anbahnen sieht.“ Ein köstliches Büchlein, das Jung und Alt nicht ohne großen Segen lesen wird, dazu trefflich geeignet zum Vorlesen in Missionsstunden, Jünglings-, Jungfrauen- und Frauenvereinsversammlungen und kann hierbei und sonst bei Missionsversammlungen das als Anhang beigegebene brünstige „Missions-Gebet“ Ziegenbalg's gebraucht werden. Es umfaßt 111 Seiten mit 13 Bildern, wovon aber wohl das Bild auf Seite 61 nicht Ziegenbalg, sondern irgend einen ostindischen Heiden predigenden Missionar der Gegenwart darstellen soll.

Das 3., in der Weihnachtszeit erschienene Bändchen beschreibt auf 148 Seiten das „Leben und Wirken der heiligen Apostel des Herrn.“ Im Vorwort sagt der Verfasser: „Die Geschichte der Gründung und Ausbreitung der christlichen Kirche bildet die Grundlage für jede Missions-Geschichte. Das Leben und Wirken der heiligen Apostel des Herrn, als der vom Herrn selbst abgeordneten ersten Missionare — Gesandte —, zeigt vorbildlich, was wir vom Leben jedweden rechten evangelischen Missionars erwarten sollen. Daher glaubten wir uns berechtigt, der heiligen Apostel Leben und Wirken mit in den Rahmen unserer „Missions-Bibliothek“ herein ziehen zu dürfen, wohl wissend, daß das Apostelamt, wie auch der Apostel Wert, einzigartig dasteht.“ In dieser anschaulichen Darstellung des Lebens und Wirkens der heiligen Apostel, in welcher zugleich die Schriften der betreffenden Apostel nach ihrer jeweiligen geschichtlichen Veranlassung besprochen werden, hat sich der Verfasser „zunächst an die allein authentischen Quellen des Wortes Gottes selbst gehalten“, von der so unsichern Tradition aber einen ebenso spärlichen als vorsichtigen Gebrauch gemacht, indem er nur das aufnahm, „was durch Andeutungen frühzeitiger, mehr zuverlässiger Berichterstatter Wahrscheinlichkeit erhielt“, und auch dieses in der entsprechenden sprachlichen Form dem Leser vorführt. Es bietet daher das Büchlein Material nicht nur zu Missionsvorträgen, sondern auch für die Predigten an Aposteltagen, insofern man dabei, wie der selige Arnd, nach Hebr. 13, 7, die Geschichte des Lebens, Wirkens und Endes des betreffenden Apostels kurz einzufügen pflegt. Nur das bei Darstellung des Streitens Pauli mit Barnabas zur Erklärung über Pauli Charaktereigenthümlichkeit Seite 58 Gesagte getrauten wir uns nicht zu unterschreiben, sondern möchten lieber mit der Weimarischen Bibel an Gal. 2, 13, denken. — Auch dieses Bändchen enthält 12 Bilder.

Der Preis eines jeden Bändchens ist: 1 Exempl. ohne Porto 25 Cts., mit Porto 30 Cts.; das Duzend \$2.50, Porto extra. Bestellungen sind zu adressiren: „Lutherischer Verlagsverein“, 356 Pearl Str., New York City.

II.

Das Leben des Apostels Paulus. Mit 22 hübschen Bildern. Ein Weihnachtsbuch für liebe Christkinder. Zweite verbesserte Auflage.

Wie durch „das Büchlein vom lieben Heilande“ und „das Leben Jesu Christi, des Sohnes Gottes, in 42 Bildern“, so hat auch in diesem Hefte die „Pilgerbuchhandlung“ in Reading, Pa., wieder unseren Kindern eine allerliebste Gabe und Eltern und Lehrern ein weiteres treffliches Hilfsmittel für den Unterricht in der biblischen Geschichte geboten. In gedrängter Kürze, in kurzen, knappen Sätzen und wo immer nur möglich mit Bibelworten hat es der Herausgeber verstanden, das Leben und Wirken des auserwählten Rüstzeugs für die Heidenwelt den Kindern darzustellen und dabei sie auch mit dem Geschichtlichen seiner Schriften etwas bekannt zu machen. Und nicht nur ist das Büchlein mit „hübschen“ Bildern, darunter ein paar geographischen Rärtchen zur Veranschaulichung der Missionsreisen des Apostels, sondern auch mit hübschem Druck, bei dem das Auge der Kinder durch besonders fette Buchstaben auf die Hauptpunkte gerichtet wird, und mit hübschen Initialen oder Anfangsbuchstaben bei jedem Capitel geziert, so daß auch für das dem Auge Gebotene alles sich vereinigt, den Geschmack und Schönheitsinn bei den lieben Kindern bilden zu helfen. Der Preis ist dabei auch äußerst niedrig, nämlich: das Stück 12 Cts.; im Duzend 10 Cts.; beim Hundert nur 8 Cts. Man adressire: „Pilger-Buchhandlung“, Reading, Pa. L.

Nochmalige Bitte.

Da noch immer dann und wann Briefe und Postkarten geschäftlichen Inhalts an den Unterzeichneten adressirt werden, so erwächst ihm, der nicht am Druck- und Versendeort wohnt, oft doppelte Schreiberei, den Betreffenden aber Verzug. Die lieben Leser sind daher gebeten, Bestellungen auf das Blatt, Abbestellungen, Fragen nach einer fehlenden Nummer, Geldsendungen u. dgl. nicht nach Springfield, sondern nach St. Louis zu senden und daher zu adressiren: „Lutherischer Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo. F. Lochner.

Milde Gaben für die Negermission:

Durch P. Bünker von P. Weisbrodt's Zion's-Gemeinde \$22.70, von Frau Schneider in Liverpool, D., 1.00. Durch P. C. N. Nibel 1.00. Durch P. Göhringer von seiner Gem. 2.50, von P. Hahn's Schule 1.20, von H. Bedemeier 2.00. Durch L. Schürmann von jr. Schule 3.40. Von P. Baumhöfener und Matthias Rothe je .50. Durch P. G. A. Schmidt, Schachmeister der Ohio-Synode, 50.00. Durch P. F. Wilhelm (Ohio-Synode) von Georg Hall 5.00. Durch P. Dovidat von B. Prühl 4.00. Durch P. Fick von jr. Gem. 3.60. Durch M. C. in Milwaukee 2.00. Durch P. B. J. Bühl von Frau Anna Gradt 10.00. Durch Adam Göhringer von B. Ries 1.00, A. Ries .25, G. Göhringer .25, Marie Göhringer .50. Durch P. Alpers (Minnesota-Synode) Ueberfluß der Missions-Taube 2.00, Wittve Ch. Wegner 1.00. Von N. N. .30. Summa \$114.70. Durch M. C. einen Frauen-Schatz.

J. Umbach, Kassirer.

Quittungen des Hrn. Missionars Bakte in New Orleans folgen in nächster Nummer.

„Die Missions-Taube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar.....	\$.25
10 -	2.00
25 -	5.00
50 -	9.00
100 -	17.00

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

April 1881.

Nummer 4.

„Das Evangelium singen.“

In einer vor nun 136 Jahren geschriebenen „Missionsgeschichte“ wird uns von der Thätigkeit des alten lutherischen Missionars Schulz in Trankebar in Ostindien folgende interessante Schilderung gemacht: „Soviel Kraft und Geschäft erlauben wollen, ging Herr Schulz mit seinen Gehilfen unter die Heiden, und nahm insonderheit die Gelegenheit in Acht, wenn diese ihre abgöttischen Feste begingen. Die Gnade Gottes wurde alsdann auf den Dörfern, Landstraßen und an den Hänen dem Volk angetragen, die Nichtigkeit des Gözendienstes gezeigt, und hiernächst einige Bücher ausgestreuet, in welchen die Heiden einen näheren Unterricht von dem einigen Weg zur Seligkeit antrafen. Die Schulkinder mußten zuweilen ein geistliches Lied an einer öffentlichen Straßen unter Aufsicht eines Lehrers singen; dies gibe einen besondern Eindruck und machet die Indianer (Indier) aufmerksam, welche die Gesänge vor allen anderen Völkern lieben. Mitten unter der Arbeit bei den Drehungen und Fügungen ihres Körpers im Hauen, Stoßen, Hammern, Weben, Schleifen, Ernten, Säen und dergleichen Handlungen sind sie von Jugend auf gewohnt, solche Töne und Weisen abzusingen, welche mit den Bewegungen des Leibes eine gewisse Uebereinstimmung haben, die das Ohr alsobald vernehmen kann. Franciscus Xaverius (der Jesuit) hat ihnen diese Neigung am ersten abgemerkt, und daher die Heiden durch viele Gesänge an sich gelockt. Die evangelischen (lutherischen) Lehrer bedienen sich ebenfalls in lauterer

Absicht dieses Vortheils, und lassen durch ihre Schüler die wichtigsten Wahrheiten des Glaubens unter heiliger Andacht des Herzens bisweilen absingen u. s. w.“

Das heißt „das Evangelium singen.“ Bekannt ist auch aus der Missionsgeschichte, mit welchem Erfolge der ostindisch-lutherische Dichter und Sänger der Tamulen, Wedananhen Sastriar, ein Schüler des im Jahre 1798 heimgegangenen großen Missionars Schwarz, seine christlichen Gesänge vortrug. Dieser reichgesegnete, hochbegnadigte tamulische Christ benützte seine großen Dichter- und Rednergaben, um das Evangelium in echt nationalem Gewande und unter volkstümlichen Weisen allenthalben bekannt zu machen. Durch seinen Einfluß wurden die durch seinen christlichen Text dem Evangelio dienstbar gemachten heidnischen Melodien so beliebt, daß sie bald im Munde aller sanglustigen Tamulen waren. Besonders in Tanjore wurde der Sänger zu allen kirchlichen und häuslichen Festen, zu Freud und Leid herangezogen, um sie durch seine Lieder zu schmücken. Seine Nachkommen haben zum Theil die Dichter- und Sängergabe geerbt, und besitzen heute noch ein stattliches, fast wie eine Kirche oder Kapelle aussehendes Haus in Landschaur, wo von Zeit zu Zeit, namentlich in der Charwoche, vor großen heidnischen und christlichen Versammlungen förmliche Gesanggottesdienste mit eingestreuten Ansprachen gehalten werden, alles nach Tamulen-Weise ohne jeglichen europäischen Beigeschmack.

„Evangelium singen“ ist ja gerade in der lutherischen Kirche so wenig etwas Neues, daß es vielmehr durch die

Reformation eigentlich erst recht in Schwang gebracht worden ist. Luther, der unverbrennbare „singende Schwan“, wie ihn der heilige Märtyrer Huß 100 Jahr zuvor auf dem Scheiterhaufen im Geiste erblickte, und die „Wittenbergische Nachtigall“, wie ihn sein Zeitgenosse, der Volksdichter Hans Sachs, besang, — Luther ist bekanntlich der Vater des deutschen Kirchenlieds und Kirchengesangs. Hat doch die lutherische Kirche ihren Namen „singende Kirche“ daher, daß mit ihr das „Evangelium singen“ in Kirche, Schule und Haus, wie auf Wegen und Stegen anhub und durch den reichsten Lieder- und Melodienreichthum fortfährt, und es ist charakteristisch dieserhalb, daß gerade das Lied „Nun freut euch, lieben Christen gmein“ das erste von Luther gedichtete und unter das Volk ausgehende eigentliche Kirchenlied ist, denn von ihm rühmt der selige Dr. Johann Olearius in seiner „geistlichen Singekunst“ mit Recht: „Des Herrn Lutheri schöner Gesang: ‚Nun freut euch, lieben Christen gmein‘ ist ein vortrefflicher tröstlicher Auszug des ganzen evangelischen Glaubensgrundes, also daß darinnen die ganze Theologia, Christologia und Anthropologia enthalten, oder was wir von Gott, von Christo und unserm Elende und desselben Abwendung im Reich der Gnaden durch Christi Verdienst, wie auch von der Versicherung des ewigen Freudenreichs aus Gottes Wort zu merken haben.“ Welchen Antheil aber dieses Lied, wie der ganze lustig anwachsende Lieder-Reigen, an der Verbreitung der reinen Lehre des Evangeliums und der Reformation gehabt hat, ist ebenfalls eine bekannte und unleugbare Thatsache. „Wir zweifelt nicht“, schreibt der große Theologe Tilemann Heshusius aus dem Jahre 1565, „durch das Eine Liedlein Lutheri: ‚Nun freut euch, lieben Christen gmein‘, werden viel hundert Christen zum Glaubenbracht sein worden, die sonst den Namen Lutheri vorher nicht hören mochten, aber die edlen Worte Lutheri haben ihnen das Herz abgetwonnen, daß sie der Wahrheit beifallen mußten, so daß meines Erachtens die geistlichen Lieder nicht wenig zur Ausbreitung des Evangelii geholfen haben.“ Selbst ein spanischer Carmelitermönch jener Zeit gesteht in seinem Buch: „Von der Bekehrung der Heiden“: „Es ist äußerst zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Lutherthum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache hausenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden.“

Wenn nun auch nicht so rein und lauter, wie im Kirchenlied der lutherischen Kirche, von den falschgläubigen Kirchen das „Evangelium singen“ unter den Heiden geschieht, so ist doch das Segensreiche dieser Art Missionswirksamkeit auch ihrerseits nicht zu verkennen. Berühmt sind z. B. die sogenannten „Kirtans“, durch welche den amerikanischen Missionaren in Ahmednagar mancher Wahrheit suchende Heide und Taufcandidat schon zugeführt worden ist. Diese „Kirtans“ sind nämlich von den ein-

geborenen Christen veranstaltete musikalische Abende, an denen ganze Stücke aus der evangelischen Geschichte unter Begleitung einfacher Instrumente theils von einzelnen Sängern, theils von einem Chor gesungen werden, lediglich in der Absicht, auf diese Weise die Heiden herbeizulocken und die großen Heilswahrheiten gleichsam in sie hinein zu singen. Daß nun die Zuhörer nicht nur für den Augenblick angeregt werden, sondern von dem gesungenen Evangelium desto mehr auffassen, im Gedächtniß behalten und ihrerseits weiter verbreiten, je leichter die gewählten Melodien sind und je deutlicher die Worte von den Sängern ausgesprochen werden, hat sich z. B. in der Santal-Mission gezeigt, wo auf diesem Wege Personen von Christo hörten und zu ihm geführt wurden, die nie vorher einen Missionar gesehen oder eine Predigt gehört hatten. In Bengalen besteht schon seit mehreren Jahren ein Gesangsverein, dessen Mitglieder sich es zur Aufgabe gemacht haben, herumzuziehen und evangelische Lieder zu singen mit kurzen eingestreuten Ermahnungen an die heidnischen Zuhörer. In der großen, von dem schottischen Missionar Dr. Duff gegründeten freikirchlichen Schule in Calcutta wurden während des Jahres 1876 alle Sonntage solche Gesangsgottesdienste gehalten, zu denen bald 600—900 Personen sich einstellten, darunter ältere und vornehme Heiden, die sonst auf keine Weise zu erreichen gewesen wären. Ein christlicher Bengali-Kaufmann mit einem europäischen Berufsgenossen und einem schottischen Missionar hatten im December 1875 diese Gottesdienste mit nur 80 Zuhörern angefangen. Dabei ist der Saal mit großen Bibelinschriften verziert und zwischen den Gesängen wird eine kurze Predigt gehalten, so daß die eigentliche Predigt des Evangeliums auch hier zu ihrem Rechte und der Heide schon durch den Gesang angezogen unter ihren Schall kommt.

Aus dem uns vorliegenden Hefte einer Missionszeitschrift könnten wir noch eine Reihe von Beispielen vom „Evangelium singen“ unter den Heiden Ostindiens im Dienste anderer Kirchen bringen. Um aber zu zeigen, welchergestalt diese Art der Wirksamkeit auch bei der Mission unter den Indianern in Anwendung gekommen ist, geben wir schließlich in gedrängter Kürze, was wir schon früher in einem anderen Hefte jener Zeitschrift gelesen haben.

Im Jahre 1873 wurde von der Regierung ein am Gull Lake in Minnesota wohnender Indianerstamm nach der Missionsstation White Earth versetzt. In Folge der treuen Bemühungen des dortigen Häuptlings Nebuneshkung, eines erleuchteten und entschiedenen Christen, und zuletzt in Folge des Anblicks des seligen und freudigen Endes desselben wurde der Zauberdoctor des herversetzten Stammes, Sche De Enz, zu deutsch: „Kleiner Peltican“, damals schon ein ganz alter Mann, im Jahre 1874 getauft und aus einem versoffenen, lächerlichen Heiden und Erzzauberer ein hochbegnadigter und in Gottselig-

keit wandelnder Christ. Noch aber hatte er im Anfang eine kurze Zeit der Anfechtung durchzumachen, da er jetzt die Folgen seines vorigen schlechten Lebenswandels fühlte. Da saß der müde Greis, versunken in düsteres Brüten, eines Tages in seinem Wigwam. Warum sollte er nicht trinken und sein früheres Leben wieder beginnen? Kein Mensch schien sich ja weiter um den Alten bekümmern zu wollen, und er war zu unwissend, zu alt, zu schwach, sich allein zu beschäftigen. Schon wollten die alten, bösen Geister den früheren Zauberer und Trunkenbold wieder umstricken, als in diesem Augenblick — wie von Gott geschickt — ein paar junge Christen bei ihm eintreten und ihm alsbald ihre köstlichsten geistlichen Lieder vorsingen. Diese jungen Leute hatten sich nämlich mit anderen christlichen Jugendgenossen freiwillig zusammengethan, um in den Häusern hin und her zu singen und so zur Erbauung der Gemeinde an den Werktagen etwas beizutragen. Nie war wohl der Zweck ihres Singens besser erreicht worden, als dieses Mal. Die harte Rinde löste sich plötzlich von dem Herzen des armen Alten in heiße Thränen auf und er wurde wieder voll Freude und Glaubens. „Jene Lieder“, erzählt er selbst, „schlossen mir gleichsam das Herz Gottes auf, daß ich hineinschauen konnte, und von jener Stunde an hat mich Gott in seiner Erkenntniß, Liebe und Frieden immer weiter geführt.“

Nachdem nun aber „Klein-Pelican“ diese schöne Erfahrung von der Kraft der geistlichen, lieblichen Lieder und des Singens derselben gemacht hatte, schlug er den Sängern vor, er wolle mit ihnen herumgehen. Bald wählten sie ihn einstimmig zu ihrem Oberhaupt und er organisirte diesen christlichen Sängerbund in neuer Weise. Er selbst aber wurde gleichsam wieder jung und frisch über dieser Arbeit, in der nun sein ganzes Leben war. „Ist eine Seele“, wird noch im vorigen Jahre berichtet, „unter den Indianerchristen traurig oder verzagt, hat sich etwa in einem Hause Streit und Unfriede eingeschlichen, oder Eines einen Fehltritt gethan, und sich nicht gedemüthigt, ist Einer gerade in besonders versuchungsvollen Verhältnissen: Gewiß, der ‚Kleine Pelican‘ mit seinen Sängern kommt und rührt ihm das Herz. Wenn die Dämmerung hereinbricht, ziehen sie aus, nachdem Sche De Enß zuvor in dieses oder jenes Haus eingeladen hat, wo heute gesungen werden soll. Ihrer vielleicht 20 an der Zahl treten sie in das Haus, dem sie meist schon vorher ihren Besuch angemeldet haben. Oft ist die Nachbarschaft oder Verwandtschaft schon versammelt und nun setzen sie sich alle still auf den Boden. Dann erhebt sich Sche De Enß, sagt offen, aus welchem Grund er gekommen, tröstet, ermahnt, warnt oder straft, je nach Bedürfniß, und gibt dann einem Andern ein Zeichen, nach dem Singen eines Liedes zu sprechen. Nun setzt er sich. Die Sänger stimmen zuerst immer den Vers: ‚Komm, Heiliger Geist!‘ an und wählen nachher zwischen jeder Ansprache wieder ein passendes Lied zum Singen. Gewöhnlich wird der Mis-

sionar anfangs aufgefordert, ein Gebet zu sprechen. Nachher spricht immer zwischen das Singen hinein Einer oder der Andere, den ‚Klein-Pelican‘ auffordert, ein paar Worte oder sagt einfach einige Bibelsprüche her. Das Eigenthümliche ist, daß Sche De Enß mit großem Tacte nach jedem Vortrage corrigirt, was etwa Unpassendes geredet, und betont, was Treffendes und Wichtiges gesagt worden. Zum Schluß wird der Besuchte aufgefordert, etwas zu sagen, und da kommt oft ein demüthiges Bekenntniß, oft gerührter Dank.“

So wird dort „Evangelium singen“ geübt. Der Leiter, der alte „Klein-Pelican“, ist dadurch des Pastors bester Gehilfe in der Arbeit unter seinen bekehrten indianischen Brüdern. „Ach“, sagte er einmal zum Seelsorger, „wie können wir die Leute recht warm und frisch erhalten? Sieh, wenn du des Sonntags noch so gut und schön predigst, die Woche ist lang und der Leute Gedächtniß kurz. Darum muß man ihnen an den Werktagen auch nachgehen, mit ihnen singen, beten, reden und brüderlich sein.“

Das Letztere dürfte man sich auch in den alten Christengemeinden merken; denn es ist gemäß dem Worte des Apostels: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit; lehret und vermahneth euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem HErrn in euerem Herzen.“ (Col. 3, 16.) Nach diesem Worte das Evangelium zu singen unter den Christen erwache im Anblick des reichen Erbes der Väter der alte Eifer und zünde in den unter unserer Pflege stehenden Negermissionsgemeinden. Wo immer aber es geschehen kann und zweckmäßig ist, da werde den Heiden das Evangelium auch gesungen, damit es ihrer Vielen, damit es allewege, damit es mit desto mehr Frucht gepredigt werden könne — und auch hierdurch nach dem Worte des heil. Sängers es gehe, der da ruft: „Singet dem HErrn ein neues Lied; singet dem HErrn, alle Welt; singet dem HErrn und lobet seinen Namen, prediget einen Tag am andern sein Heil: Erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen Völkern seine Wunder.“ Ps. 96, 1—3.

Kleine Bilder aus der Seidenwelt.

IV.

Der freundliche Leser wolle mit mir einen kurzen Besuch an dem allerheiligsten Orte des falschen Prophetenthums an der Hand eines kundigen Führers abstaten. Selig prei't sich der Moslem, wenn sein Fuß Mekka, die Berherrlichte, je betrat. Er hat dann das höchste Ziel irdischen Verlangens erreicht. Jährlich pilgern große Schaaren Muhammedaner aus allen Ländern nach diesem merkwürdigen Orte. Haben die Pilger, oft nach langer

Wanderung, die letzte Station vor Mekka erreicht, so scheeren und rasiren sie sich und behängen sich mit dem „Ihram“, einem aus zwei Leinwandstücken bestehenden Mantel, besser Sack, mit zwei Oeffnungen für den Kopf und den rechten Arm. Taucht endlich Mekka, eine graue, bunt durch einander geworfene Häusermasse und in deren Mitte der große Moscheehof der Kaaba mit den sieben Minarets, auf, so gerathen die Pilger in höchste Begeisterung. Aus tausend und aber tausend Kehlen steigt ein die Lüfte durchzitternder Freudenruf, untermischt mit dem „Lebeik, Lebeik! Ja Allah!“ (wie es dir gefällt, Gott!) empor. Alles sitzt ab, Fremde, die sich nie gesehen oder gesprochen, fallen sich in die Arme, man küßt sich, weint, schreit und jauchzt, als hätten sich plötzlich die Pforten überirdischer Glückseligkeit aufgethan. Und dieses ganze Feuer, diese außergewöhnliche Erregtheit gilt nur einem aus dem heidnischen Zeitalter übrig gebliebenen Steine, dessen Ursprung weder von den Verehrern des Propheten noch von Andersgläubigen gekannt ist und der doch Jahr aus Jahr ein, seit mehr denn zwölf Jahrhunderten, in Millionen und aber Millionen Seelen höchste Begeisterung entzündet. — Inmitten eines mit Hallen umgebenen rechteckigen Hofes erhebt sich das allerheiligste Tabernakel der Kaaba. Der stumpfe, etwa 40 Fuß hohe Thurm ist zur Pilgerzeit mit langen Seidenvorhängen verhüllt. Nördlich befindet sich der Eingang ohne Treppe. Ein hübsches Geschenk für den Beistand einiger Tempeldiener bringt uns in das Innere desselben. „Ist man endlich in diese finstere, unheimliche Localität hineingestolpert, so sieht man beim Scheine der von den Pfeilern herabhängenden Lampen rechts das Makami Ibrahim (die Fußspur Abrahams), deren Größe nach der gute Patriarch ein Füßchen gehabt haben muß, wie zehn neben einander gestellte Elefantensfüße. Zur Linken befindet sich die heilige Zemzem-Quelle, ein wahrscheinlich unterirdisch fließender Bach mit brunnenartiger Oeffnung, dessen Wasser von den Moslemin als das köstlichste Raß geschildert, weit und breit in die entferntesten Regionen getragen und für das köstlichste Elixir gehalten wird.“ Dieses Wasser soll eine so große Kraft besitzen, daß ein einziger Tropfen, auf die Zunge des Sterbenden gebracht, vom Fegfeuer, von dem auch die Moslemin faheln, retten soll. Daher schleppen es die Muhammedaner in rundgeschliffenen Gläsern mit sich, um es in Zeiten der Noth bei der Hand zu haben, und lassen eher das Leben, als dieses Wunderwasser. — „Das Allerheiligste in der Kaaba ist selbstverständlich der mysteriöse schwarze Stein (Hadschari Aswad), im östlichen Winkel, unweit der Thüre, in einer Höhe von vier Fuß eingemauert. Dieser Stein, heute nur mehr ein Bruchstück und mit einem vergoldeten Silberreifen umspannt, ist der eigentliche Glanzpunkt nicht nur dieses kleinen Gebäudes, sondern der ganzen Islamwelt, und nur mit Beben und Bittern naht sich ihm der Pilger. Schon aus der Ferne werden die Finger nach ihm ausgestreckt und der

Luftkreis des Heiligthums geküßt. Das Gedränge ist ungeheuer. Nur Wenigen gelingt es, sich dem Stein sofort zu nähern; der Anlauf wird mehrere Male wiederholt und endlich, nach stundenlangem Warten, ist man so glücklich, das kostbare Juwel mit den drei Fingern der rechten Hand berühren und küssen zu können. Dies ist der herrlichste Augenblick für einen Pilger und lohnt reichlich für alle Strapazen der Pilgerfahrt. Diesen Stein soll Abraham, als er, wie die Moslemin glauben, die Kaaba baute, von dem Engel Gabriel erhalten haben. Es war ursprünglich ein kostbarer Rubinstein, vom Himmel stammend, ist aber seitdem leider von den Sünden der Menschen schwarz geworden. Hier sollen sich Ismaels und seiner Mutter Hagar Gräber befinden, und der heilige Brunnen Zemzem soll die Wasserquelle sein, die Hagar in der Wüste gefunden hatte, als sie von Abrahams Weib, Sarah, ausgetrieben worden war. — Im Vorhofe der Moschee liegen die vier Makame, d. h. die vier Ruhestätten der Gründer der altgläubigen Secten, nämlich der Hanefiten (Bucharen, Afghanen, Türken), Schafeiten (Syrier), Hambaliten (Araber) und Malikiten (Aegypter). „Den ganzen Tag“, schreibt Bamberg, „sind diese Plätze von einer bunten Menschenmenge, einem dicken Knäuel nackter Schultern und abrasirter Häupter, von einem wahren Menschen-Chaos umwühlt, Alle erfüllt von einem und demselben Gedanken, und nur in ihrer Sprache bekundend, daß sie aus den verschiedensten Zonen und entferntesten Ländern hierher gepilgert sind. Im Uebrigen ist das Leben und Treiben in Mekka . . . grundverdorben und höchst liederlich. Inbrünstige Gebete wechseln mit lasterhaften Ausschweifungen jeder Art und in der nächsten Umgebung des Gotteshauses sollen Orgien begangen werden, die jeder Beschreibung spotten. Dies ist übrigens nicht nur in Mekka der Fall; ich hatte Gelegenheit, in einigen berühmten persischen Wallfahrtsorten mich persönlich von diesen heillosen Zuständen zu überzeugen.“

A. Ch. B.

Unsere Negermission.

1. In Little Rock haben jetzt Pastor Berg und sein Lehrer Jesse alle Hände voll zu thun. Die Arbeit will ihnen fast zu viel werden. Sie bedauern sehr, daß ihnen Lehrer Berg so schnell wieder genommen wurde, der, wie wir bereits in der Januar-Nummer meldeten, nach New Orleans gesandt werden mußte. Da jedoch unsere Mittel und Kräfte noch sehr beschränkt sind, müssen wir mit denselben so sparsam als möglich haushalten. Die beiden jungen und rüstigen Männer können immerhin unter Gottes Segen viel ausrichten.

Der Besuch der Gottesdienste war den Winter hindurch infolge des kalten Wetters oft schwach; nun aber gelinderes Wetter eingetreten ist, so ist ein bedeutender Zu-

wach zu verspüren. Unser Missionar versichert, daß wir in Anbetracht der Verhältnisse recht zufrieden sein können. Ueber die Weihnachtsfeier berichtet er wie folgt:

„Es wird Ihnen lieb sein, etwas über unsere Weihnachtsfeier zu erfahren. Am heiligen Abend fand die Christbescherung statt. Anstatt eines großen Baumes — wie früher — hatten wir zwei kleine Bäume auf-gepflanzt und geschmückt. Was den Kindern besichert werden sollte, lag auf einem langen, improvisirten Tische. Die Bäume sollten ihren Schmuck behalten, um am Sylvesterabend noch einmal in vollem Lichterglanz und voller Farbenpracht zu prangen. Was am heiligen Abend gesungen wurde, haben Sie sicherlich in der December-Nummer v. J. im ‚Pioneer‘ gelesen. Selbstverständlich wurde auch die herrliche Weihnachtsgeschichte nicht vergessen. Reichliche Gaben von auswärts machten es möglich, jedem Kinde ein schönes Geschenk zu überreichen. — Am Sylvesterabend wurden mehrere der Weihnachtslieder wiederholt, eine Ansprache gehalten, die Bäume ihres Schmuckes beraubt und, was nicht aufbewahrt bleiben sollte, unter die Kinder vertheilt.

„Donnerstag-Abend, wenn thunlich, halten wir Singstunde, um die Lieder unsers Gesangbuchs singen zu können. Folgende deutsche Melodien werden schon ganz geläufig gesungen: Allein Gott in der Höh' sei Ehr'. Ach bleib mit deiner Gnade. Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'. Liebster Jesu, wir sind hier. Herr Gott, dich loben alle wir. Es ist gewißlich an der Zeit. Seelenbräutigam. Meinen Jesum laß ich nicht. Nun danket alle Gott. Ein feste Burg. Nun laßt uns den Leib begraben.

„Der kleine ‚Pioneer‘ macht sich auch hier unter den Negern Freunde und wird von vielen eifrig gelesen. Ich habe schon eine ganze Anzahl Abonnenten, die übrigen vertheile ich gratis.“

2. In New Orleans fand Herr Bakke Ende November 20—25 Kinder, welche Zahl sich aber bis Anfang Februar schon verdoppelt hatte. Auch gehen einige Erwachsene in die Sonntagschule. In der Wochenschule fand er 63 auf der Liste, aber kaum die Hälfte davon in der Schule. Schon im December waren 40 anwesend und im Januar wurden 56 aufgenommen, von denen aber zwei wegen schlechten Betragens ausgewiesen werden mußten. Gegen Ende Februar zählte die Schule in „Sailors' Home“ 120 Kinder, am 15. März schon 140—150. Man hielt es daher für nothwendig, die Schule in zwei Klassen zu theilen. Herr Bakke unterrichtet in der Oberklasse, Miss Watson in der unteren.

Im dritten District an der Claiborne Straße hatte trotz aller Bemühungen der lieben Brüder, dort eine Sonntagschule anzufangen, nichts werden wollen. Man glaubte schon, es würde am besten sein, die kleine Kapelle zu verkaufen; doch sollte auf Rath des jungen Missionars noch ein ernster Versuch daselbst gemacht werden. Herr

C. Berg, zweiter Lehrer Herrn Pastor Berg's in Little Rock, wurde aufgefordert, sich nach New Orleans zu begeben und zu versuchen, in der Kapelle eine Missionschule zu sammeln. Im Januar kam er in New Orleans an. Er berichtet über den Anfang seiner Arbeit daselbst und über seine ersten Erfolge also:

„Als ich die Lage unserer kleinen Kapelle sah und die große römisch-katholische Kirche in der Nähe, und merkte, daß die armen Neger, groß und klein, zur Messe strömten, und als ich die Neger nur Französisch sprechen hörte, dachte ich: Hier ist es rein unmöglich, eine lutherische Schule zu gründen. Hier, wo die Neger slavisch dem Antichrist dienen, hier soll man eine lutherische Kirche gründen? Nein! — Ich fühlte zum Davonlaufen. In wahrer Verzweiflung machte ich mich auf, hier eine Schule zu gründen. Ich wollte schon am 18. Januar anfangen; aber es regnete so viel und die Wege waren so schlecht, daß ich erst am 26. Januar meine Schule eröffnen konnte. Am ersten Tag eröffnete ich die Schule mit 5 Kindern. Am nächsten Tag hatte ich 6. Dabei blieb es auch. Den folgenden Sonntag hatte ich 10 Kinder in der Sonntagschule. Bis jetzt hatte mein Zweifel sich nicht gemindert; aber wie staunte ich am Montag-Morgen, als ich 17 Kinder in meiner Schule fand! Ich war voller Freude; mein Zweifel war dahin. Das Maß meiner Freude war aber noch nicht voll. Am nächsten Morgen fand ich statt 17 25 Kinder in der Schule. Nun war die Freude und Hoffnung groß. Sobald ich die Kinder Nachmittags entlassen hatte, ging ich stracks hinauf zum Missionar Bakke und theilte dem meinen großen Erfolg und meine große Freude mit. Ich kann noch immer mehr erwarten. Ich bin jetzt gewiß, daß wir mit Gottes Hülfe und Segen, trotz Teufel, Pabst und allem, was drum und dran hängt, hier eine kleine Negergemeinde gründen können. Es wohnen hier noch genug protestantische Neger. Doch habe ich nicht nur protestantische, sondern auch katholische Kinder in der Schule. Nun sollen alle Kinder den kleinen Katechismus lernen; ich finde aber, daß die katholischen Kinder unsern Katechismus nicht lernen dürfen, obwohl sie es gerne wollen. Was da thun? Ich lasse das betreffende Stück aus dem Katechismus so oft wiederholen, daß ein jedes Kind es hersagen kann, ohne in ein Buch zu sehen. Bis jetzt haben meine Kinder die Zehn Gebote ohne Erklärung gelernt.“

Gegen Ende Februar zählte diese Schule 35 Kinder, am 15. März sogar schon 70 Kinder, und hatte sehr erfreuliche Ausichten.

3. In Mobile nimmt die Zahl der Kinder in unserer Schule, wenn auch langsam, doch stetig zu. Es waren schon Anfangs Februar immer 50 bis 60 Kinder in der Schule. Auf der Liste waren natürlich bedeutend mehr. Die Betheiligung der Erwachsenen am Gottesdienst ist noch immer eine geringe, was theilweise seinen Grund darin haben mag, daß Herr Miss. Wahl das jetzt

von ihm benützte Lokal nicht haben kann, wenn er will, da dasselbe Sonntags auch von den Eigenthümern gebraucht wird. Er ist daher genöthigt, den Gottesdienst am Vormittag zu halten, und dies ist eine für die Neger sehr unpassende Zeit.

4. Ein neues Missionsfeld im Staate Virginia. Herr Pastor W. R. Bühler, einer der aus dem lutherischen Ministerium von New York ausgetretenen Pastoren, der früher Missionar unter den Negern in Afrika war, hielt sich letztes Jahr zur Wiedererlangung seiner Gesundheit in Prince Edwards County, Virginia, auf, wo seine Frau ein Stück Land kaufte, auf welchem die Familie wohnt. Die Gegend ist der Mehrtheit nach von Negern bewohnt, die ohne Kirche und Schule sind. Pastor Bühler hatte immer mehr Gelegenheit, sich von der gänzlichen Verkommenheit dieses armen Volkes zu überzeugen. Es jammerte ihn desselben. Etliche haben wohl etwas von einem Erlöser Jesus Christus gehört, wissen aber nicht, was es mit demselben und seinem Erlösungswerk eigentlich für eine Bewandniß hat; andere wissen gar nichts von ihm. Die Meisten sind fast ebenso unwissend als die Neger in Afrika. Da nun Herr Pastor Bühler immer mehr seiner völligen Genesung entgegen ging, so erwachte in ihm, dem alten Missionar, aufs neue die Liebe zu dem köstlichen Missionswerke; um so mehr, da er von verschiedenen Familienvätern ersucht wurde, ihre Kinder zu unterrichten und den Erwachsenen zu predigen. Er wußte sich in Lehre und Glauben einig mit der ehrw. Synodalconferenz und wandte sich daher brieflich an die Missionsbehörde in St. Louis, schilderte derselben die Lage der armen Neger in seiner Umgebung und sprach den Wunsch aus, wenn es des Herrn Wille sei, gern der Negermission als Missionar hier oder auch in einer andern Gegend zu dienen. Zugleich ging ein empfehlender Brief von Herrn Pastor Sieker in New York ein. Die Missionsbehörde machte Herrn Pastor Bühler darauf aufmerksam, daß einer Berufung in den Negermissionsdienst der Synodalconferenz ein Colloquium vorhergehen müsse. Herr Pastor Bühler war mit Freuden bereit, darauf einzugehen, und so wurden die nöthigen Schritte gethan, ein solches zu veranstalten. Die Pastoren Dreyer in Richmond und Lübker in Washington wurden vom Präsidium des Westlichen Districts der Missourisynode mit Abhaltung einer Lehrbesprechung mit Herrn Pastor Bühler beauftragt. Das Resultat war ein sehr befriedigendes auf beiden Seiten, so konnte also die Missionscommission kein Bedenken mehr tragen, Pastor Bühler zu berufen. Die bisher gemachten Erfahrungen haben die Commission gelehrt, daß die Mission in den Städten eine sehr kostspielige ist, zumal für den Zweck der Negermission selten ein Lokal zu miethen ist, und daher ein Bauplatz gekauft und entsprechende Gebäulichkeiten aufgeführt werden müssen. Alles dieses ist aber, wie jedermann weiß, in großen Städten gerade am allertheuersten.

Da wir nun durch Herrn P. Bühler von einem so günstigen Missionsfelde tief im Lande Kenntniß erhalten hatten, wo die Bevölkerung zu mehr denn zwei Drittheilen aus Negern besteht, die in Unwissenheit und Sünden dahingleben, wo also die Mission nicht allein ebenso nothwendig, sondern noch nothwendiger ist als in einer großen Stadt, wo noch dazu Viele der farbigen Bevölkerung dringend um Errichtung eines Missionspostens baten und freudig versprachen, mit arbeiten zu helfen, ein Gebäude aufzuführen; so beschloß die Missionscommission, in Gottes Namen hier die Mission in Angriff zu nehmen. Nach Gottes wunderbarem Rath und Willen mußte P. B. gerade hier in diese Gegend kommen, hier mußte er mit eigenen Augen den Jammer des armen Volkes sehen, hier wurde er täglich von den Leuten gebeten: „Hilf uns!“ Hier wollen wir es im Vertrauen auf Gott versuchen, ob nicht auch hier das Senfkorn des Evangeliums zu einem Baum werden kann, unter dessen mächtigen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Ohne Zweifel hat der Herr auch hier seine Auserwählten, und will uns zu Werkzeugen gebrauchen, seinen Rathschluß an denselben auszuführen.

Frau Pastor Bühler schenkte von ihrem Land einen Platz für das zu erbauende Missionsgebäude und erlaubte außerdem das Fällen von Bäumen aus ihrem Holzstande, um dasselbe, ein Blockgebäude, bauen zu können. Viele Neger leihen willige Hände, die Arbeit zu thun; nur einen Zimmermann mußte Herr P. B. engagiren, der als Sachverständiger den Bau leitet, und nicht lange wirds währen, so wird mit Gottes Hilfe unsre Mission in Prince Edwards County, Virginia, im vollen Gange sein. Eine Anzahl Kinder wartet schon sehnlichsvoll auf die Fertigstellung des Gebäudes, das jetzt wahrscheinlich im Bau begriffen ist, um in die Schule zu gehen. Wir zweifeln nicht, daß wir den lieben Lesern durch Gottes Gnade bald werden Erfreuliches berichten können von unserer neuen Station in Virginien. C. S.

„Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.“

Zweites Bild.

Es ist eine allgemeine Klage der Pastoren und rechtschaffenen Christen dieses Landes, daß obgleich der Kirchenbesuch allhier immer noch ungleich besser ist, als in der alten Heimat, doch der frühere Eifer in demselben gerade in den Gemeinden recht bedenklich abnimmt, die nicht nur länger, sondern auch noch reichlicher als viele andere Gemeinden, mit Gottes reinem Wort gesegnet sind. Wie Viele selbst von denen, die am selben Orte wohnen und meist gute Seitenwege zum Gotteshause passiren können, lassen ihre Plätze leer, wenn es einmal an einem Sonnen- oder Festtag auch nur erträglich regnet oder schneit oder friert!

Der diesjährige „Missions-Kalender“, dem wir für unser erstes Bild das Nöthige theils sachlich, theils wörtlich größtentheils entnommen haben, erzählt auch Einiges für „Schönwetter-Kirchgänger“ von Christen aus den Heiden, das wir seinem ganzen Wortlaut nach als zweites Bild unter den Rahmen unserer Ueberschrift bringen.

1. In der englischen Colonie Verbice in Südamerika hatte das Regentwetter beinahe schon drei Monate gedauert, kaum waren die Wege noch für Fuhrwerke passierbar. Aber Regen und schlechte Straßen hielten die gläubigen Neger vom Besuch der Kirche nicht ab. So kam ein junges Weib, das nur Ein Bein hatte, mit ihren Krücken drei Meilen weit jeden Samstag-Abend und legte sich in der Kapelle schlafen, um am Sonntag-Morgen zur rechten Zeit und mit frischer Kraft zum Gottesdienst erscheinen zu können. Bei jedem Schritt, den sie auf dem weiten Wege machen mußte, sanken ihre Krücken in den Koth. Zehn bis zwölf Zoll hinauf waren sie ganz mit Lehm überzogen.

2. Eines Sonntags kam auch ein alter blinder Mann, von einem jungen Kreolen geführt, sieben Meilen weit zur Kirche. Die Wege waren so schmutzig, daß er trotz des Führers noch einen Stecken brauchte, um voran zu kommen. Es war nicht Neugierde, die Kapelle oder den Geistlichen zu sehen, was ihn zu dieser Reise bewog; er war ja blind; sondern die Begierde, erleuchtet zu werden an den Augen des inwendigen Menschen. Ps. 84, 3.

3. Eine alte Negerwitwe in St. Cruz gestand: Heute früh haben meine Füße zu mir gesagt: Gehe nicht in die Kirche, du bist zu schwach, du könntest auf dem Wege liegen bleiben! Da antwortete ich: ich will auf das Gebot des Herrn hören und nicht auf euch! sagt doch der Herr: „gehe, ich will dich stärken!“ und ihr Füße, die ihr mich in meiner Jugend täglich auf den Weg der Sünde getragen habt, sollt nicht mehr eueren Willen haben! — So ging ich zur Kirche, erbaute mich an Gottes Wort und kehrte mit des Herrn Hilfe glücklich wieder nach Hause zurück.

Es kommt nur darauf an, daß wir den Gang zur Kirche für eben so wichtig halten, wie diese Drei: dann wird das schlechte Wetter und dergleichen uns nicht abschrecken.

L.

Auch ein Blinder am Wege.

Missionar Wolfe, der über 18 Jahre lang unter den Chinesen in der Provinz Fuh-kien thätig gewesen, erzählt in seinen interessanten Mittheilungen über den Stand der Mission in der genannten Provinz auch die Geschichte von einem blinden Chinesen, die sehr an die im Evangelio enthaltene Geschichte von dem Blinden am Wege bei Jericho erinnert, von dem es Luc. 18, 36—39. heißt: „Da er aber hörte das Volk, das durchhin ging, forschete er, was das wäre? Da verkündigten sie

ihm, Jesus von Nazareth ginge vorüber. Und er rief und sprach: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Die aber vorne an gingen, bedräueten ihn, er sollte schweigen: Er aber schrieb viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich mein!“ Die Geschichte ist folgende:

In der Provinz Fuh-kien gibt es Viele, die Gott suchen, aber sie sagen: „Wir können ihn nicht finden.“ Vor sieben Jahren besuchte ich Chef Tu, eine große Stadt im Norden der Provinz. Wir eröffneten dort eine Capelle und das Volk kam in großer Menge, um zu hören. Ein Blinder von 70 Jahren, aufmerksam gemacht durch das Geräusch auf der Straße, ließ sich nach der „Religionshalle“ des Fremden führen. Der Missionar las den bekannten Text: „Also hat Gott die Welt geliebt“ zc. Da sprang der alte Mann auf, schlug die Hände zusammen und rief aus: Ich danke Ihnen, mein Herr, das ist es, wonach ich mich lange gesehnt und worum ich Jahre lang gebetet habe!“ Die Leute erklärten: „Werft ihn hinaus, er ist verrückt.“ Aber der Blinde entgegnete ruhig: „Ich bin nicht verrückt, ich weiß, was ich will und was ich so viele Jahre erbetet habe.“ Sechs Monate später kam ich an denselben Ort, da beehrte er mit noch sieben anderen Männern die Taufe. Jeder von den Täuflingen wurde aufgefordert, vor der Versammlung zu erzählen, was Gott an seiner Seele gethan. Hier ist die Geschichte des alten Blinden. „Als ich 25 Jahre alt war, kam ich, wie viele Andere, zu dem Schluß, daß der Götzendienst nichts sei. Als ich voll Verzweiflung eines Morgens auf mein Feld ging und den glühenden Sonnenball im Osten aufgehen sah, warf ich mich nieder, betete die Sonne an und sprach: O Sonne, nimm die Last von meinem Herzen! Und als sie unterging, betete ich: O Sonne, bevor du untergehst, laß mir einen Segen zurück und nimm die Last von meinem Herzen! Solches that ich zwei Jahre lang, aber die Last blieb. Als ich einmal wieder im Felde mich erging, sagte ich zu mir selbst: Vielleicht kann der Mond mir helfen, und ich betete ein Jahr lang zu dem Monde. Dann that ich dasselbe mit den glühenden Sternen, aber auch sie brachten mir keinen Trost. Da warf ich mich eines Tages auf den Boden und rief aus: Wenn es einen Herrscher gibt über den Sternen, so offenbare dich mir! Aber ich erhielt keine Antwort von einem Herrscher und ich ging meinen trostlosen Weg weiter, bis ich blind wurde und alt, und trug meine Last. Da hörte ich eines Tages eine Bewegung in einer Straße und fragte, was sie bedeute. Ich kam und hörte den fremden Mann predigen. Ich hörte, wie er den großen Gott beschrieb und wie er redete von seiner Liebe. Da rief ich vor Freuden aus: Das ist's, wonach ich lange verlangt! Jetzt bin ich hier, um in die Kirche Christi aufgenommen zu werden, und spreche mit Simeon: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn ich habe meinen Heiland gefunden, und er hat die Last von meinem Herzen genommen!“

L.

Eine christliche Chinesentrauung

fand jüngst in der chinesischen Missions-Erziehungsanstalt zu San Francisco, Cal., statt. Bräutigam und Braut waren Christen. Jener heißt Ah Guan, diese, in genannter Anstalt erzogen, hieß Ah Tung. Die Trauung vollzog der amerikanische Prediger Dr. Loomis, welcher die Traurede erst in chinesischer, dann in englischer Sprache hielt. Gegenwärtig war das ganze Anstaltspersonal, sowie der chinesische Viceconsul, Hr. Bee. Nach dem Trauaktus wurden Erfrischungen gereicht, während dem die weiblichen chinesischen Zöglinge der Anstalt einige geistliche Lieder sangen und eine der christlichen Chinesinnen ein Musikstück ernstern Charakters auf dem Piano mit Geschick und Geschmack vortrug. Das junge Paar reiste hierauf nach Cross-Valley im Innern des Staates ab, woselbst Ah Guan ein Rohrgeschäft führt. L.

Für arme Negerkinder in New Orleans erhalten:

Dankopfer von N. N. in Cedarburgh, \$1.50. Von d. M. 5.00. S. Uhlig i. j. 2.00. Fred. Nant in St. Paul, Minn., 1.00. J. G. Röcker's Kinder in St. Charles, Mo., 1.00. J. Trautmann 1.00, für die Missionskaffe von demselben 4.00. Durch P. Schieferdecker 1.00. W. Diefhaus in dessen Gemeinde 2.00. Durch P. Wangerin in Portage, Wis., gesammelt durch H. Affeldt: von H. Affeldt 1.50, W. Scherhardt 50, A. Groth 25, G. Mattke 25, S. v. Gonten 50, W. Ruch 1.50, E. Krause 50, Potner 25, F. Göbe 10, W. Kallies 25, A. Zinke 25, N. N. 1.00, aus Gustav's und Traugott's Sparbüchse 65, zus. 7.50. Durch N. Frikke in Fond du Lac, Wis.: von J. Schülern 7.50, Lehrer Brenner's Schüler 4.00, Ditrich Martens 1.00, Peter Martens 50, zus. 13.00. Durch P. Schwemley in Spearville, Ford Co., Kan.: von ihm selbst 1.00, fr. Frau 75, J. Sohn Albert 25, J. Sohn Jakob 20, J. Sohn Robert 10, zus. 2.30. P. Fr. Arnold in Calumet, Mich., 1.00. Lehrer F. Bode-mer 1.00. Aus P. Bichofes Gemeinde bei Fort Wayne, Ind., 15.00. Wittve Widmann aus d. Gem. in Bielefeld 2.00. Durch P. Jor in Loganport, Ind.: von ihm selbst 2.00, Lehrer Lange und A. Peters je 1.00, E. Stoll, J. Jor, W. Nehwaldt, Gebrüder Sadenböhmer, Fr. Dromph, C. Meyer, C. Wesel je .50, H. Krug 40, J. Blumenthaler, A. Beprens, J. Nenn je .35, S. Bergmann, L. Heiden, C. Berndt, S. Berg, C. Brookmeier, J. Brookmeier, L. Mösta, W. Mösta, A. Buchholz, A. Körner, M. Krüger, A. Jörnoff, C. Berg, M. Hieber, J. Hieber, M. Horstmann, C. Bergmann, S. Müller, R. Conrad, W. Conrad, M. Filo, S. Filo, C. Heyner, A. Schwiering, J. Schwiier, S. Schwiier, W. Wagner, S. Nehwaldt, Frau Nehwaldt, L. Stoll, M. Jor, Ch. Jor, D. Jor, J. Schmidt, W. Kullsen, F. Manik, C. Krüger, E. Stoll, A. Lubbers, D. Buszahn, S. Hartmann, A. Nenn, M. Altheid, J. Schön je 25, M. Wecht, W. Hom-berg je 20, J. Nehm, C. Schäfer, G. Schäfer, A. Mez je 15, A. Kellen, Stammer je 10. Durch Hrn. S. Hensick von J. Schülern in Manistee, Mich., 10.00. N. N. daselbst 5.00. Mrs. Sientknecht in Wartburg, Tenn., 5.00. E. S. Arndt in Mayville, Wis., 3.00. Heinrich Vogel in Sherrills Mount, Iowa, 1.00. Frauenverein in Springfield, Ill., durch P. F. Lochner 10.00. Durch C. Nagel in Springfield, D., von ihm selbst 2.50, Gebrüder Salzger 2.50. New Orleans, d. 24. Februar 1881.

Durch Kassirer Schuricht vom Frauenverein der Kreuz-Gemeinde in St. Louis \$15.00. Durch P. Nügel von Lehrer Engelbrecht's Schülern zu Columbus, Ind., 2.50. Von S. D. in Davenport, Iowa, 1.00. Durch P. F. Lehpe in Grand Rapids, Wis., Hochzeits-Coll. bei Fr. Nachste 2.18, von N. N. 3.87. Lehrer Pfeiffer in Frankenmuth, Mich., 1.00, Hr. Lammermann 1.00. Durch Marie Mayer von mehreren Lutheranern zu Providence, N. J., 8.00. Durch Marie Bounet von den Kindern der Dreieinigkeits-Gem. in Janesville, D., 4.00, P. Jehn daselbst .50, Tröger 25. Lehrer J. L. Himmler in Frankenlust, Mich., und J. Schulkinder 15.00. Durch Herrn A. Erdmann: Frau Erdmann, Frau Bude je 1.00. P. Albrecht in Bremen, Minn., 1.00. Freundin der Neger in Mount Vernon, N. Y., 2.00. P. C. Kollmorgen in Atwater, Minn., 2.00. Durch Fr. Hanselmann von der Zimm.-Gem. zu Ruff, Mich., 2.67. Durch P. S. W. Schröder von W. Stein in St. Clair, Mich., 1.00.

Durch Lehrer Badhaus in La Porte, Ind., 1 Kiste neue Mädchenkleider. Aus P. Weselohs Gem. zu Cleveland, D., 25.00 und 1 Kiste Kleider, von Hrn. Wetmeyer daselbst 5 neue linnene Anzüge, 11 linnene Röcke, Mützen und 1 Jacke. Lehrer Appelt's Schulkinder in Blue Island, Ill., 2.05. Lehrer Bernthals Schulkinder in Wyandotte, Mich., 7.15, Joh. Nebermann 1.00. Durch P. Pfeiffer in Des Peres, Mo., von N. N. 2.00, Gottfr. Merz 50. P. Niet-hammers in La Porte, Ind., Confirmanden 2.75, Frau Hausbeer 2.00. Durch Lehrer Schuricht in St. Paul, Ill., von C. Müller, C. Rebbe, E. S. je .50, C. Schuricht, Th. Schuricht, Chri-stine Schuricht, Hedw. S.; A. S. je 25, W. F. Stork 30, N. N. 40. Durch P. Schulenburg, Hochzeits-Coll. bei D. Abraham in Waseca, Minn., 5.65. K. Thronsen, J. L. Lee, G. D. Ruffad in Decorah, Iowa, je 1.00. Durch Friederike Westermann vom Nähverein in Collinsville 5.00. Durch P. A. Dankworth von den Schulkindern fr. Johannis-Gem. in Cleveland, D., 4.00. Durch G. D. Simon in Allegheny, Pa., aus der Sparbüchse fr. Kinder Sophie, Karo-line und Gottfried 5.00. Durch Fr. L. Woltmann in Water-town, Wis., von Fr. Magd. Woltmann 2.00. Durch P. S. Stechholz, 2 Collecten fr. Gem. zu Vaterjon, N. J., 5.34. Durch S. Krüger von der Gem. Johannisburg, N. Y., 9.35.

New Orleans, 16. März 1881.

Durch P. Sapper in South St. Louis: Von Frau Kunkel 2 fertige Mädchenkleider. Frau Dora Clausen 5 fertige Schürzen, 2 fertige Wollkleider, 2 fertige Kattunkleider, 1 Paar Frauenschuhe, 1 Paar Knabenstiefel. Frau Katharina Clausen 4 fertige Knabenhemden.

Durch P. C. Mayerhoff in West Bend, Wis.: 8 Mädchenhemden, 3 Knabenhemden, 9 Schürzen, 3 Kleider, 1 Frauenrock, 3 Paar Kinderschuhe.

Durch P. Eißfeldt in South Chicago, Ill., eine Kiste Kleider von dem Frauenverein daselbst.

Von Mrs. — aus Janesville, D., eine Kiste Kleider.

New Orleans, 19. März 1881. N. J. Batke, Missionar.

Für die Negerfschule in New Orleans.

Durch Lehrer Ch. Pfeiffer in Frankenmuth, Mich., 1) von dessen Schülern: Joh. Bernthals Kinder \$ 10, Paulus Haas' Kdr. .05, Adam Videls K. 25, Balth. Deurings K. 25, Joh. Keinaths K. 45, Joh. Nüchtersteins jun. K. 25, Konr. Bernthals K. 25, Johanne Nupp 10, Babette Campau 13, Leonhard Weihs K. 25, Mich. Videls K. 10, Bened. Kaisers K. 15, Joh. Knolls K. 30, Joh. Herzogs K. 31, Kasp. Weihs K. 25, Mich. Gugels sen. K. 25, Mich. Rodammers K. 10, Steph. Knolls K. 20, Matth. Vierleins K. 25, Abam Helbs K. 10, Wilh. Dunses K. 10, Joh. Roth's K. 25, Geo. Bauers K. 05, Geo. Brenners K. 35, zus. 5.34. 2) Von Friedr. Jordan 1.00. Durch Lehrer Schmidt in Papillion, Nebr., von L. S. 50, von Frau A. S. 1.50.

New Orleans, März 1881.

N. J. Batke.

Milde Gaben

sind bei dem Unterzeichneten eingegangen:

1. Für Mission: Von N. N. in Lincoln, Nebr., \$2.00; von P. C. Nojs in Henderson, Minn., 2.00; von Ph. Messert das. 1.00; von N. v. N. in Boston („ein begnadigter Mitbruder“) 1.00.

2. Für bedürftige Negerkinder: Durch Kassirer Bartling 2.00; durch P. C. H. Rohe in Detroit, Mich., von W. Bertram 1.00, Frau Schentin 2.00, Frau Duft 25, Frau Röhh 25, Frau Hofz 25, Frau Beschinski 25, W. Hanekow 50, Frauenverein 5.00, Joh. Guttschmidt 1.00, Ferd. Dezor 25, C. Schröder 50, Carl Wendt 25, Friedr. Weyland 25, Frau Davidovski 13, Frau Lange 50, deren Kindern 35, Fr. Ruch 15, Frau Burmeister 1.00, Wilh. Schütte 50, Julius Beder 2.00, Frau Scheu 50, Frau Trapp 25, Jung-frauenverein 5.00, Friedr. Podraz 25; durch P. C. S. Witte in Pekin, Ill., vom werthen Frauenverein fr. Gem. 7 Kleider und Schürzen, 8 Stück Mädchenwäsche, 3 Paar wollene Strümpfe.

3. Für Schulbau: Durch Lehrer J. L. Himmler in Franken-lust, Mich., aus der Missionsbüchse seiner Schulkinder 12.00. Little Rock, Ark., 15. März 1881. F. Berg, Missionar.

Berichtigung.

In voriger Nummer lies unter „Milde Gaben für die Neger-mission“: Durch P. Mpers von Wittve K. Meyer \$1.00 anstatt „Ch. Wegner“.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlags“.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

Mai 1881.

Nummer 5.

Afrika.

Missionar Hohls, der Superintendent der Hermannsburger Mission in Afrika, berichtet unter Anderem Folgendes:

„So ist denn durch Gottes Gnade ein Jahr des Segens, der Aengste und der Nothe wieder zurückgelegt. An Segen hat es nicht gefehlt. Sind doch hin und her die Gemeinden vergrößert durch hinzugekommene Heiden, die getauft werden durften, auf einigen Stationen mehr, auf andern weniger, wie die statistischen Berichte ausweisen. An Aengsten hat es auch nicht gefehlt, und stecken wir noch mitten darinnen. Das Zululand bringt und unterhält der Nothe viele für uns. Zwar ist es uns gelungen, die fünf Stationen im Norden des Landes wieder zu besetzen; aber die nöthigen Gebäude auf denselben wieder herzurichten, kostet noch viel Geld, das wir nicht haben, und Mühe und Arbeit, wozu wir bereit sind. Im Süden des Zululandes, da, wo unsere fünf Stationen gelegen sind, sitzt der Widersacher, J. Dunn, der hat, unter englischem Schutz, ja auf Geheiß der Engländer, das Land dorten eingenommen. Dieser J. Dunn hält sich viele schwarze Weiber, ist aber dennoch in den Augen vieler Engländer ein Gentleman. Er war lange Zeit U Cetywayo's Hauptling, aber zur Zeit des Krieges schlug er sich zu den Engländern. Das haben die letzteren ihm reichlich vergolten.

„Ich habe den High Commissioner gedrängt, den J. Dunn zu bewegen, uns zu erlauben, unsere alten Stationen in seinem, des Dunn, Gebiet wieder in Angriff zu

nehmen. Instatt mir eine Antwort zu geben, veröffentlicht der High Commissioner zwei Schreiben des Dunn über die Verhältnisse in seinem Lande, in welchen beiden Schreiben der Dunn unsere Missionare bezeichnet als völlig unfähig, etwas für die Civilisation (wie er schreibt) seiner Unthertanen thun zu können, darum er ihnen auch nie erlauben würde, ihre alten Stationen wieder zu bewohnen. Dahingegen gebe er, Dunn, den norwegischen Missionaren noch einige Stationen zu ihren alten hinzu, damit es seinem Volke nicht an Missionaren fehle.

„Daß dieser Mr. Dunn, ein solcher Mann, wie er ist, und zwar offenkundig, ein solches Urtheil über unsere Brüder, die in Dunn's jezigem Lande stationirt gewesen sind, fällt, wirkt auf unsere Brüder gar kein schlechtes Licht, sondern ist im Gegentheil ein gutes Zeugniß für sie. Gleichwohl fällt unsere Hoffnung dahin, unsere Arbeit in jenem Lande wieder aufzunehmen. Das sei Gott geklagt!

„Von unberechenbaren Folgen für unsere Mission unter den Betschuanenstämmen kann der nun erst ausgebrochene Krieg in Transvaal werden. Es ist bekannt, daß vor etwa drei Jahren die englische Regierung die Transvaal-Republik sich einverleibte. Das geschah ohne Blutvergießen und ohne jeglichen Schwertstreich. Jedoch, die meisten der holländischen Bauern protestirten gegen den Gewaltact der Engländer; aber ihr Protest bestand nur in Worten. Ein Bruchtheil Engländer und andere Europäer waren auch schon ansässig in der Transvaal-Republik, und diese, vielleicht sammt und sonders, hießen die Engländer willkommen, denn sie waren es herzlich müde mit der Regierung der Bauern-Republik, die auch

gewiß ihre großen Schwächen hatte. All die Weißen, die im Transvaallande wohnen, schätzt man auf 25,000, die Stämme der Betschuanen aber auf 350,000. Allein letztere waren nicht stimmberichtig, anders, hätten sie unverzüglich den Ausschlag geben müssen, und sie alle sahen die Engländer gerne kommen, denn sie hatten ein unbefriedigbares Verlangen, aus der Herrschaft der Bauern heraus zu kommen. Jedoch die kurze Wendung wurde dazumal durch den Präsidenten der Republik, Herrn Bürgers, gegeben. Dieser war früher Prediger bei den holländischen Bauern in der Capcolonie gewesen. Als er auf den Präsidentenstuhl von Transvaal gekommen war, schien es zuerst, als sei er der rechte Mann für den Posten. Er traf hier und da zeitgemäße Veränderungen in der Gesetzgebung, und ließ auch den Schwarzen mehr Freiheit und Gerechtigkeit widerfahren. Allein letzteres entfremdete ihm gar viele Herzen der holländischen Bauern, die gar nicht gewillt waren, den Schwarzen mehr Luft zu verschaffen. Dann kam hinzu, daß die Bauern inne wurden, ihres Präsidenten theologische Ansichten stimmten gar nicht mit ihrem Bibelglauben, und sie fürchteten, daß er sie mehr und mehr mit rationalistischen Pastoren begaben würde. Nichtsdestoweniger war Bürgers mächtig in der Rede und seinen Bauern weit überlegen in der Politik und setzte im Volksrath so ziemlich alles durch, was er wollte. Da gab es plötzlich eine unerwartete Wendung. Der benachbarte Häuptling Sekukuni, den die Bauern ansahen als in ihren Grenzen wohnend, hatte gesündigt und mußte geächtet werden. Der Präsident bot den Heerbann von Transvaal auf. Doch dieser war ein un-disciplinirter Haufe, und daß er einen preußischen Kanonier mit zwei Kanonen hatte, machte die Sache wesentlich nicht besser. Es erwies sich: der Pastor war wohl ein guter Präsident, in seiner Weise, aber zum Heerführer taugte er überall nichts. Oder war das Material, mit dem er zu arbeiten hatte, zu schlecht? Aber er machte Fiasco, das Heer zerstreute sich, ohne dem Sekukuni Leides gethan zu haben; er, der Präsident, kam nach der Hauptstadt Prätorja zurück, woselbst dann der englische Commissioner auch bald erschien mit 40 oder 50 Soldaten und sich die Schlüssel der Regierung ausbat. Im Handumdrehen war Transvaal englisch. Die Bauern waren wie aus den Wolken gefallen. Als die Einnahme des Landes eine Thatsache war, da rückten auch vier- oder fünfhundert Soldaten ins Land. Die Engländer erklärten dann, der Act der Einnahme von Transvaal sei sowohl geschehen aus Liebe zu den Einwohnern des Landes, ihnen eine große Wohlthat zu bringen, sowie auch aus dem Grunde, pflichtgemäß zu handeln nach dem Gesetze der Selbsterhaltung. Diese zwei Beweggründe suchten die Engländer dann auch zu beweisen mit vielen und ganz schönen Worten; aber merkwürdiger Weise, die Bauern konnten sich von der Auseinandersetzung gar nichts aneignen, die- weil die Engländer die Bauern selbst sich angeeignet hatten.

Von der höheren Politik der Engländer begriffen sie rein gar nichts, und Einige meinten, sie wollten nichts begreifen. Immer blieben die Bauern dabei: Man hat unser Land geraubt. Solche Stimmen wurden oft laut, wogegen die Regierung solche Reden nie bestrafte.

„Indeß waren die Gemüther der Bauern sehr erregt und wurden immer gereizter. Da trat ein Mann aus ihrer Mitte, Paul Krüger, an die Spitze der Unzufriedenen. Dieser P. Krüger war viele Jahre General in der Republik gewesen und hatte großen Einfluß im Lande je und je gehabt. Eine eigenthümliche Erscheinung, dieser P. Krüger. Vor Jahren hatte ich einmal Gelegenheit, ihn in seinem Gedinge zu besuchen. Er ist ein stattlicher Mann, gedrungen, von mittlerer Größe, und Willenskraft liegt ihm faustdick auf dem Gesichte; sehr beredt in seiner Weise, aber seine Ausbildung geht wohl wenig über das Niveau der Bildung seines Volkes hinaus. P. Krüger bekennt den Herrn Jesum, ist aber entschiedener Calvinist. Sein Name ist ein Schrecken unter allen Betschuanenstämmen.

„Diesen P. Krüger mit einem holländischen Advokaten hatten die Bauern in den letzten zwei Jahren zweimal nach England geschickt, dorten bei der Regierung vorstellig zu werden, ihnen ihr Land wieder zurück zu geben. England weigert sich deß, natürlich nicht aus Ländersucht, sondern lediglich von wegen der höheren Politik und von wegen der Selbsterhaltung, und von wegen dessen, weil also es ein Segen ist für die Transvaaler und für ganz Süd-Afrika.

„Was die Engländer wohl nicht erwarteten und Viele nicht: Der Krieg der Bauern gegen die Engländer in Transvaal ist ausgebrochen. Die Bauern haben wohl schon alle Städtchen eingenommen, die englischen Beamten gefangen genommen oder fortgeschickt, und die meisten Soldaten, weil sie sich zur Wehr gesetzt, todt geschossen, — wie viele? darüber variiren die Nachrichten. Die Postverbindung zwischen Natal und Transvaal hat aufgehört und fast aller Verkehr, auch ist ein Bauernheer bereits ziemlich tief in Natal eingedrungen. Mein Sohn Hermann ist vor zehn Tagen mit seinem Ochsenwagen glücklich wieder von Transvaal zurück gekommen, wohin er Missionsgeschwister gebracht. Wäre er ein Engländer gewesen, die Bauern hätten ihn gefangen genommen; als Deutschen ließen sie ihn passiren.

„Die Engländer werden einsehen, daß sie hier erst für Afrika bedeutend Militär ansammeln müssen, ehe sie versuchen, Transvaal wieder zurück zu erobern. Das wird ihnen vielleicht gelingen, aber so leicht wird es ihnen nicht werden; denn wie jetzt, so haben sich die Bauern noch nie im Kriege gegen die Engländer gezeigt.“

Seitdem ist ja zwischen den streitenden Parteien erst Waffenstillstand und dann Friede geschlossen worden; doch wird allgemein befürchtet, daß die Feindseligkeiten bald aufs neue beginnen und dann ganz Süd-Afrika in den Krieg hinein gezogen werde.

Unsere Negermission.

In Mobile, wo bis jetzt noch gar keine Aussichten zur Bildung einer Gemeinde vorhanden waren, weil fast keine Erwachsene zur Predigt kamen, scheinen sich nach dem letzten Bericht von Missionar Wahl doch die Aussichten ein wenig zu bessern. Er schreibt am 6. April:

„Anfangs Januar, wenn ich nicht irre, brachte ein gewisser Abr. Smith einen Jungen, Namens Daniel Euler, in meine Schule. Derselbe ist ein Waise, Smith und dessen Frau seine Pflegeeltern. Wie es meine Weise ist, suchte ich diese Leute bald auf, zumal ich von Smith hörte, daß er kein Churchmember sei. Es wollte mir erst gar nicht gelingen, den Winkel aufzufinden, in welchem diese Leute wohnen. Endlich gab mir ein Schwarzer Auskunft. Von einer der Hauptstraßen Mobile's zieht sich eine schmale Gasse, deren Mitte eine Wasserrinne bildet, mitten in das Häusergeviert hinein. Dann geht man durch eine Thür, einen schmalen bedeckten Gang, eine Pforte, eine Treppe hinauf und man ist in Smith's Wohnung. Ach, dies elende Häusergewirr da ist mir lieblicher als ein Palast. Freilich, man kann noch nicht wissen, was wird, ob es nicht dem Satan gelingen wird, den schwachen Anfang wieder zu zerstören — doch dem Herrn sei Dank auch für diesen Hoffnungsstrahl inmitten dieser Finsterniß. Doch was ist's, was das Herz eines Missionars, der nun fast ein Jahr lang, scheinbar vergeblich, hier gearbeitet hat, frohlocken macht? Das ist's, daß er dort in dem Häusergewirr, wo nicht mehrere, doch Eine Seele gefunden hat, die hungrig ist nach dem Worte des Lebens, soweit er sehen kann. Als ich zum ersten Male dorthin kam, fand ich Frau S. zu Hause. Ich sprach mit ihr und lud sie zur Predigt ein. Sie kam auch am ersten Sonntage, den wir in dem neugemieteten Lokal feierten. Weder sie noch ihr Mann ist getauft. Sie meldete sich zum Taufunterricht, wollte aber gar zu gern, daß ihr Mann auch mitkäme. Ich versuchte mit ihrem Mann zu sprechen, aber so oft ich dort war — Herr S. war nicht zu Hause. Heute Nachmittag (14. März) war ich wieder dort, traf ihn aber nicht. Da dachte ich es abends zu versuchen, aber leider habe ich ihn wieder nicht getroffen. Als wir da so saßen, sagte Frau S., ich könnte ihnen wohl eine Predigt halten — sie war gestern nicht gekommen wegen schlimmer Augen. Ich forderte eine Bibel und suchte mir Röm. 5, 19. zu meinem Text aus. Frau S. ging hin und lud noch andere ein, herein zu kommen. Wir hörten dann Gottes Wort und beteten zusammen.

„6. April. Seit dem 14. März habe ich jeden Montag-Abend in der Wohnung der Frau S. gepredigt und gedenke das vorläufig fortzusetzen. Am 22. März fing ich mit Frau S. den Taufunterricht an. Es ist mir auch endlich gelungen, mit ihrem Manne zu sprechen. Er ist einmal zur Predigt gekommen und hat sich einen kleinen Katechismus gekauft.

„Für Sonntagsschule und Predigt habe ich ein anderes Lokal gemiethet. In demselben habe ich bislang viermal gepredigt, freilich, wie immer, vor wenigen Zuhörern.

„Die Sonntagsschule ist im ganzen Vierteljahr regelmäßig gehalten worden, doch ist der Besuch im Allgemeinen sehr unregelmäßig. Wenn sich derselbe nicht bald bessert, so werde ich wohl einige Kinder, die sich durchaus von derselben fern halten, aus der Tagsschule weisen müssen.

„Die Tagsschule ist im vergangenen Vierteljahre von etwa 80 Kindern besucht worden. Die höchste Anzahl der Anwesenden war 54. Wenn ich mehr Zeit hätte für Besuche bei den Eltern der Kinder, so, glaube ich, würde sich der Schulbesuch heben.

„Zum Schluß noch eine erfreuliche Nachricht. So Gott will, werde ich nächste Woche mit 3 Kindern Taufunterricht beginnen und habe außerdem die Hoffnung, daß ich noch einige dazu bekommen werde.

„Dem Herrn sei Dank für Alles.“

Vergeblich war die Arbeit des lieben Missionars gewiß nicht, haben doch eine ziemliche Anzahl Kinder das Wort in der Wochen- und Sonntagsschule gehört. Auch ist kaum zu befürchten, daß dieselben kommen, um Geschenke zu erhalten; denn sie bezahlen noch Schulgeld, wenn auch nur 25 Cents monatlich, immerhin genug, um die fern zu halten, die nur kommen, weil sie Geschenke erwarten. Wir wollen daher in Gottes Namen getrost fortfahren, den Samen des Wortes Gottes auszustreuen, und uns dabei halten an die Verheißung des Herrn Jes. 55, 10. 11.: „Denn gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt, und nicht wieder dahin kommt; sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brod zu essen: also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein. Es soll nicht wieder leer zu mir kommen; sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.“

Green Bay, Virginia. Obgleich das Schulgebäude noch nicht fertig ist, hat doch Herr Missionar Bühler die Missionschule am 4. April mit 5 Kindern in Gottes Namen angefangen. Am 16. April waren es schon 20 Kinder und noch an demselben Tage wurden etliche angemeldet. Einen geregelten Gang kann die Missionsarbeit erst nach Fertigstellung des Gebäudes nehmen. Es sind mehr als hundert Kinder in Aussicht gestellt. Bis jetzt machen die Kinder dem Missionar viel Freude. Sie sind, was man sonst bei Negerkindern selten findet, sitzsam und fleißig.

C. S.

Ueber Indianer-Mission

bringt das „Evang.-Luth. Missionsblatt“ folgende Nachricht: „Die schwedisch-lutherische Augustana-Synode hat es versucht, eine Mission unter den Indianern anzufangen, wir hatten ihr auch im vorigen Jahre von den im ‚Missionsblatt‘ eingegangenen Gaben für Mission \$50.00 zugesandt.

Im Jahre 1870 sandte die Synode Missionar Wahlström zu den Comanche-Indianern. Kriegsunruhen trieben ihn wieder zurück. Er begab sich dann nach dem Indianer-Territorium, um in Anadorka eine Mission zu beginnen. Hier aber hinderte ihn Krankheit, das Werk fortzusetzen, ja zwang ihn, es wieder ganz aufzugeben. So besteht augenblicklich wiederum keine lutherische Indianermision. Die Augustana-Synode hat noch \$2,016.12 in Händen, welche als Fond dienen, das Werk zu gelegener Zeit wieder aufzunehmen. Auch wir wollen die ans „Missionsblatt“ eingegangenen Gaben für Indianermision einstweilen weiter an uns behalten. Vielleicht gelingt es dem Missions-Committee der Synodal-Conferenz, alsbald auch mit einer Indianermision voranzugehen.“

Möchten wir diese Aufforderung des „Ev.-Luth. Missionsblattes“ beherzigen und den armen Indianern das seligmachende Evangelium zu bringen noch einmal versuchen! Den armen rothen Heiden, welche von der weißen Bevölkerung aus ihrer Heimath vertrieben, welche Branntwein und allerlei Laster zu ihrem noch größeren Verderben gebracht, die auf alle Weise betrogen und übervorthelt und dadurch zu wilder Rache gereizt werden, und von denen nur noch ein hinsterbender Rest vorhanden ist. Ja, möchte Gott vieler Christen Herzen mit Erbarmen erfüllen, daß wir diesen Elenden, die in Tod und Verdammniß versinken, das Rettungsseil des Evangelii zuwerfen könnten!

G. S.

Ein „ehrlich Kapital“ für eine lutherische Indianermision.

August Hermann Francke, Pastor und Professor zu Halle, fand eines Tages um Ostern 1695 auf einmal sieben Gulden von unbekannter Hand in die Armenbüchse geworfen, die er im Pfarrhause angebracht hatte. „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule draus anfangen“, rief glaubensfreudig der Gottesmann aus, als er diese sieben Gulden in seiner Hand hielt. Und siehe, mit diesem „ehrlichen“, d. i. ehrenwerthen, ansehnlichen Kapital hat er wirklich „etwas Rechtes“ gestiftet, denn Gott hat das Unternehmen Francke's weit über dessen Bitten und Verstehen gesegnet. Aus dem erst beabsichtigten und geringen Anfang einer „Armenschule“ sind senfornartig jene Francke'schen Stiftungen für Arme und Waisen und dann für höhere Erziehung entstanden, „welche an Umfang ihres Gleichen nicht haben, und welche, wiewohl auch sie die Angriffe der Gegner, und nicht immer ohne Grund, in reichem Maße auf sich zogen, doch bald dieselben thatkräftig überwandten.“ (Guericke.) Und zu diesem Werke haben alle Stände, vom Könige und Fürsten bis zum Handlanger und Dienstboten, fort und fort beigetragen und hat dasselbe auch noch einen mittel-

baren Dienst der äußeren und der inneren Mission geleistet, wobei wir nur an die Namen Ziegenbalg und Mühlenberg zu erinnern brauchen.

Man wird uns ja recht verstehen, wenn wir sagen, daß wir unwillkürlich an jene Worte Francke's dachten, als wir aus einer namhaften Gemeinde einer namhaften Stadt von Ohio am 12. März d. J. eine Money Order im Betrag von 4 Dollars nebst folgendem, von Kindeshand nett und sauber geschriebenen Brieflein erhielten:

Gehrter Herr Pastor!

Unser Lehrer (Hr. B. . . .) erzählte uns neulich, daß noch viele Indianer in unserem Lande seien, die vom lieben Heilande noch nichts gehört hätten, weil es an Missionaren fehle. Darum haben wir unter uns \$3.70 gesammelt, die wir Ihnen jetzt schicken, mit der Bitte, sie für die Indianermision anzuwenden. Wir hoffen nämlich, es werden sich noch Viele finden, die auch etwas geben, und daß dann auch der liebe Heiland wenigstens Einen Missionar findet, der zu den Indianern geht und ihnen predigt. Will's Gott, so wollen wir später noch mehr für Sie sammeln.

Es grüßen herzlich alle meine Mitschüler und Ihr

N. N.

Wie es sich später heraus stellte, war es einer Wittwe Hand, welche jene 7 Gulden in Francke's Büchse legte und „aus Wittwen-Scherflein baut Gott gern sich seine Tempel auf“ —. Hier ist es eines Kindes Hand, hier sind es Schüler einer lutherischen Gemeindefchule, denen es zu Herzen ging, daß sie von ihrem christlichen Lehrer vernommen haben, es seien „noch viele Indianer in unserem Lande, die vom lieben Heilande noch nichts gehört hätten, weil es an Missionaren fehle“, die unter sich Scherflein gesammelt haben, und diese nun in die Hände eines der Pfleger der „Missions-Taube“ niederlegen, mit der ausdrücklichen Bestimmung, dieselben „für die Indianermision“ anzuwenden, d. h. daß dies ein Fond zur dereinstigen Ausendung eines Missionars für die Indianer sei, und mit der Hoffnung, „es werden sich noch Viele finden, die auch etwas geben.“

Unsere kleinen Missionsfreunde haben zu diesem „ehrlichen Kapital“ gleich selber noch 30 Cts. hinzugefügt, als es zum Absenden der Money Order kam. Wer hat nun Lust, dies „ehrliche Kapital“, mit dem „etwas Rechtes“ gestiftet werden soll, zu vermehren? Und wer hat Lust, mit diesen lieben Kindern zu wünschen, und zu beten, „daß dann auch der liebe Heiland wenigstens Einen Missionar findet, der zu den Indianern geht und ihnen predigt“?

Unsere kleinen Missionsfreunde aber grüßen wir nochmals sammt seinen Gefellen und sammt seinem lieben Lehrer und rufen ihnen zu: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugericht.“ (Matth. 21, 16.)

R.

Aus der Zeit der Hungersnoth in Südindien,

welche in ganz entsetzlicher Weise vor einigen Jahren diesen Theil Indiens, wie auch China heimsuchte, bringen wir hier ein Bild, das man freilich nur mit Grauen betrachten kann.

Ja, so lagen damals dort zu Tausenden die vom Hunger zu Skeletten abgemagerten Heiden, Groß und Klein, in den Städten, wohin sich auch die vom Lande vor dem schrecklichen Hungergespenst flüchteten, und auf den Landstraßen und an den Zäunen umher und schrieten und ächzten nach Brot.

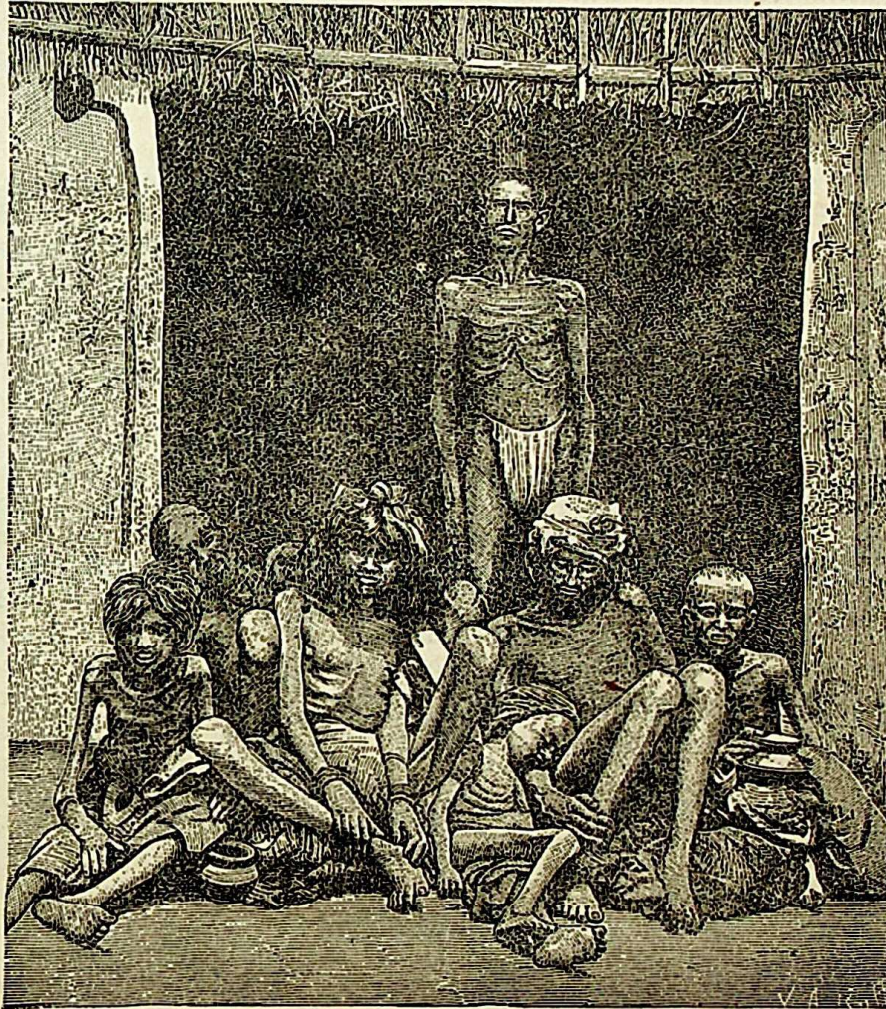
Wende von diesem grausigen Bilde dein Auge nicht ab, lieber christlicher Leser! Ist es ja doch zugleich ein Bild von dem, was alle Heiden im Geistlichen sind, die „noch ferne sind von den Testamenten der Verheißung“ und ohne Gott, ohne „das Brot, das vom Himmel kommen ist und gibt der Welt das Leben“, durch das Jammerthal dahingehen, es seien nun Indier oder Chinesen, Afrikaner oder Indianer, Grönländer oder Australier, leiblich Satte oder leiblich Hungernde, Civilisirte oder Barbaren und Menschenfresser.

Aber nun vernimm auch in wenigen Zügen, was Gott durch jene schreckliche Hungersnoth eigentlich suchte und was er gnädiglich erreichte.

Im 6ten Capitel der Offenbarung St. Johannis werden uns vier Reiter gezeigt. Zunächst sehen wir einen auf weißem Roß einherreitenden Sieger und Eroberer, eine herrliche Krone auf dem Haupt, einen sicher treffenden Bogen in der Hand. Wie es auch unsere Weimar'sche

Bibel auslegt, ist dies der gen Himmel gefahrene und nun zur Rechten Gottes sitzende Heiland, der mit seinem Evangelio einherzieht, der Wahrheit zu gut, und von dem man schon seit 1800 Jahren mit Freuden in den Hütten der Gerechten singt und fernerhin singen wird, bis er kommt in seiner Herrlichkeit: „Die Rechte des HErrn ist erhöht, die Rechte des HErrn behält den Sieg!“ (Ps. 118, 16.) — trotz der geistlichen Plage der Verfolgung des Evangelii durch die Tyrannen, die ja gleich von Anfang an

sich mit einstellte. Ihm aber folgen Vers 4—8. drei Reiter, der eine auf einem rothen, der andere auf einem schwarzen und der dritte auf einem fahlen oder leichenfarbenen Pferde sitzend — und was bedeuten die? Sie bedeuten die drei Hauptplagen: Krieg, Hungersnoth und Pestilenz, und bilden das Gefolge des sieg-, fried- und freudereichen Reiters auf dem weißen Pferde, denn es folgen dieselben als gerechte Gerichte über die undankbaren Verächter des seligen Evangeliums. Daß aber der Gott, der da



nicht will des Sünders Tod, sondern dessen Bekerung und Leben, mitten in seinem Zorn der Barmherzigkeit denkt und der Seelen Rettung sucht, indem er sie dahin gibt in das Verderben des Leibes; daß solche schreckliche Gerichte eben deshalb auch wieder in Gottes Hand zu einer Pflugschar werden, die gleichsam gewaltsam den harten Boden aufbricht, damit der gute Same doch endlich Frucht bringen könne, das beweist gerade jene Hungersnoth in Südindien, wie in China, die, um bei ersterem stehen zu bleiben, während des Jahres 1877 dasselbe in einer Ausdehnung und Dauer heimsuchte, wie eine solche seit Menschengedenken dort nicht geherrscht hat, und in einer

Größe, wie sie nur einst als Geißel Gottes über Jerusalem bei seiner Zerstörung kam, und denen dann auch noch Seuchen und Krankheiten aller Art folgten, durch welche dann wieder die Todesopfer und die vater- und mutterlosen Waisen um Tausende vermehrt wurden. Ja, Tausenden hat die Hungergeißel den zeitlichen Tod gebracht, aber für Tausende ist sie auch in der Hand Gottes eine Veranlassung geworden, nach dem wahren und lebendigen Gott und dem zu fragen, der der Welt das Leben gibt, und wie viele dabei wirklich vom Tod zum Leben hindurch drangen, wird der jüngste Tag offenbar machen.

Ganz unglaublich klang es, als man auf einmal vernahm, daß sie sich bald da, bald dort nicht mehr einzelnweise, sondern tausendweise zur Taufe meldeten. Als daher z. B. im Jahre 1878 bekannt wurde, daß allein zu Tinnevelly 16—17,000 Heiden bei der dortigen anglikanischen Mission sich zur Aufnahme ins Christenthum bereit erklärt hätten, da meinten die Zeitungen in Madras, daß dies wohl ein Irrthum, ein Druckfehler sein müsse, daß man wohl in der Angabe eine Null zu viel hingeschrieben habe. Und doch hatte man sich nicht verschrieben. Ja, aus den 17,000 wurden sogar 20,000 und diese Zahl wuchs nachher noch weiter an. Auch die Leipziger evang.-lutherischen Missionare im Tamul-Lande hatten, wie Missionar Baierlein schreibt, in den Jahren 1877 und 1878 über 2,500 Heiden taufen können. Am großartigsten war der Massenübertritt unter den Telugus, unter welchen vornehmlich die amerikanischen Baptisten arbeiten. Wir theilen in der nächsten Nummer aus der Feder Baierlein's Näheres mit und bemerken hier nur, daß dort innerhalb 5 Monaten 9,606 Heiden getauft wurden.

Summa: In den drei Jahren von 1877 bis 1880 haben allein die protestantischen Missionen in Südindien an Neugetauften und Katechumenen einen Zuwachs von etwa 120,000 Seelen aus den Heiden erhalten!

Bereitet zur Ernte war das südindische Feld ja längst durch mancherlei. Aber die furchtbare Noth, welche über diese Heidenmassen kam, und in derselben sonderlich die kräftige Hilfe, welche sie in Folge berebter Fürsprache der Missionare und durch deren aufopfernde Vermittelung seitens der Christen Englands und Amerikas erfuhren, brachten es durch Gottes wunderbare Gnade auf einmal zu diesem Ausschlag. Es hat die ungläubige Welt, es haben sogenannte Christen und gebildete Heiden in Indien ja freilich dann, als nun von den Nullen sich doch keine wegstreichen ließ, genug gespottet über die „Reischristen“, d. i. über diejenigen Heiden, die nur um des Reises willen, der dort die Stelle des Brotes vertritt, zur Taufe sich gemeldet hätten. Aber der anglikanische Missionsbischof Caldwell, in dessen Diöcese Tinnevelly und Ramnad die Zahl der „Reischristen“ gleich anfangs sich auf 16,000 belief, antwortet: „Diese Leute sind nicht durch Unterstützung während der Theuerung zu uns herübergezogen worden, denn Unterstützung haben alle ohne

Unterschied der Rasse und Religion erhalten, nein, es ist das außerordentliche Wohlwollen, das die Nothleidenden von Seiten unserer christlichen Regierung und christlicher Privatpersonen zu erfahren bekommen, was unter dem Volke allgemein den Eindruck hervorgebracht hat, daß das Christenthum eben doch die einzige Religion sei, die Spuren eines göttlichen Ursprungs an sich trage.“ Als daher es nun auf einmal kleinere oder größere Gemeinden in 150 Dörfern gab, wo sich vor kurzem auch nicht ein einziger Christ befunden hatte; als die Zahl der Uebergetretenen auf 18,000, ja auf 20,000 gestiegen war und man sich mit der fröhlichen Kunde, aber auch mit der Bitte um wirksame Hilfe zur Betreibung des Werkes verwenden mußte, weil mindestens 10 weitere Pfarrer und 70 Katecheten zum Unterricht und zur Pflege nöthig seien, da ordnete der Bischof für diese so große „Ernte“ einen Dankgottesdienst in allen Kirchen seiner riesigen Diöcese an, nachdem derselbe früher beim Ausbruch der Hungersnoth einen Bußtag ausgesprochen hatte, der damals von der „aufgeklärten“ Welt unter Christen und Heiden genug verspottet wurde, da ja nur „die Sonnenflecken Schuld an der Dürre“ gewesen seien, als ob die Sonnenflecken gerade nur über Südindien ihren Einfluß hätten geltend machen können, wenn sie wirklich eine Mittelursache sein sollten! Charakteristisch für die grenzenlose Gleichgültigkeit des europäischen Publikums in Indien gegen die Mission ist's hierbei, daß die englisch-indischen Zeitungen jetzt erst auf die Sache aufmerksam wurden, daß Correspondenten in Tinnevelly, die bisher über jeden elenden Skandal und Stadtflatsch daselbst an die betreffenden Redaktionen fleißig berichteten, von jenen Uebertritten bisher noch kein Wörtlein geschrieben hatten und eine dieser Zeitungen selbst naiv schreiben mußte: „Indien wußte nichts von diesen Befehrungen, bis eine Nachricht darüber die Runde durch alle Zeitungen in England gemacht hatte.“

Doch hören wir schließlich noch das Urtheil auch eines ganz nüchternen deutschen Lutheraners, des Seniors Schwarz, wenn er nach dem Leipziger „Ev.-luth. Missionsblatt“ vom 1. August 1878 in seinem Jahresbericht also schreibt: „Ohne mannigfache Frucht ist die schwere Heimsuchung, die Land und Volk betroffen hat, doch nicht geblieben, und wenn auch der Zubrang zum Taufunterricht nicht so groß war, als er bei dieser Noth hätte sein müssen, wenn die Fabel von den Reischristen, die noch in so vielen Köpfen Aufgeklärter spukt, ohne weiteres oder auch nur theilweise wahr wäre, so haben doch alle hier arbeitenden Missionen und auch wir eine mehr oder minder reiche Ernte aus den Heiden durch Gottes Gnade einbringen dürfen. Mehr als in irgend einem früheren Jahre sind in diesem Jahre von uns Heiden unterrichtet, getauft, und so der Gemeinde des Herrn einverleibt worden. Viele von ihnen mögen zunächst von äußerer Noth getrieben gekommen sein, um sich unterrichten und taufen zu lassen. Wer

aber dürfte sie um deswillen rücksichtslos abweisen? Als unser barmherziger Heiland in Judäa und Galiläa umherzog, da sind viele Tausende, die von ihm gehört hatten, von äußerer Noth getrieben zu ihm gekommen, und haben Hülfe, Trost und Erquickung bei ihm gesucht; und ihr betrübtes und gebeugtes Herz hat denn auch sein freundliches, trostreiches und erquickendes Wort dankbar aufgenommen. Es ist wahr, daß ihm gar Manche für seine Menschenfreundlichkeit und Güte nicht gedankt, und daß sich Viele von ihm abgewandt haben und mit der Welt dahin gegangen sind. Er aber blieb immer derselbe voll Güte und Erbarmen, und stieß niemanden von sich, der seine Hülfe suchte und begehrte. Von ihm aber sollen wir lernen, seinem Vorbilde sollen wir folgen. Und wenn der Vater die Seelen zum Sohne zieht, sei es durch Liebe, sei es durchs Kreuz, und wenn er deren Herzen öffnet, dem Worte Gehör zu geben, wer, der etwas von der Liebe unsers Heilandes am eigenen Herzen erfahren hat, wollte da diese armen Hülfbedürftigen abweisen, für die Christus gestorben ist? Aber, bemerkt man, auf diese Weise liegt die Gefahr nahe, daß viele Spreu mit eingesammelt werde, die die Prüfung nicht besteht, sondern vom Winde verweht wird. Mag sein! Wir sind eben nicht Richter der Sinne und Gedanken des Herzens, und vermögen dessen innerste Regungen nicht zu belauschen; unszist befohlen, das Evangelium aller Kreatur zu predigen, das Netz auszuwerfen, den Zug zu thun, und die Ernte einzubringen. Der Herr aber, der die Seinen kennt, wird diese auch unter allen Stürmen und Trübsalen zu bewahren und aus dem Ofen des Elendes zu reißen wissen. Daß man trotzdem bei der Annahme und der Taufe der Leute mit Vorsicht verfahren müsse, versteht sich von selbst. Bei uns gilt es als Regel, daß niemand in Unterricht genommen wird, der nicht zu dem betreffenden Districte gehört, oder über den man nicht zuvor die nöthige Erkundigung eingezogen hat, und daß niemand getauft wird, der nicht zuvor gründlich unterrichtet ist, und dessen Umstände und Verhältnisse nicht zuvor genau erforscht sind. Dadurch ist die Gefahr ziemlich abgeschnitten, von Landstreichern und detartigem herumziehenden Gesindel, dessen es nicht bloß in Indien gibt, hintergangen und betrogen zu werden. Nach Empfang der heiligen Taufe beginnt für diese Armen zumeist erst eine Zeit recht schwerer Trübsale und Leiden, von welchen diejenigen, die mit den Schmähenamen: ‚Reischristen‘, ‚sogenannte Christen‘, ‚Namenchristen‘ &c. meist sehr freigebig sind, kaum eine Ahnung oder einen Begriff haben. Freunde und Verwandte wenden sich von ihnen ab und verkehren sich in bittere Feinde: der Grundherr droht sie von Haus und Hof zu treiben, wenn sie Christen bleiben oder die Kirche besuchen wollen; ein anderer gibt ihnen nicht leicht Arbeit, weil er sich seinen Nachbar nicht zum Feind machen will; jedermann erhebt sich gegen sie, schimpft sie, weigert ihnen Feuer und Wasser, und thut ihnen alles mögliche Leid an

u. s. w. Da habt ihr es, heißt es, warum seid ihr Christen geworden? Das ist für diese noch so schwachen Anfänger keine geringe Versuchung, und es ist kein Wunder, wenn ihrer nicht Wenige erliegen. Unter solchen Umständen ist es daher ernstlich geboten, daß man sich der Neugetauften treulich annehme, ihnen mit Rath und That zur Seite stehe, mit dem Worte fleißig an ihnen arbeite, und es überhaupt an nichts fehlen lasse, was sie in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes wachsen und erstarken mache, damit sie in der Stunde der Versuchung fest bestehen und überwinden können.“

Und hätte man sich auch lutherischerseits in seinem Urtheil über diese Massenübertritte in Südindien getäuscht, wäre dies alles meistentheils in Wahrheit pure Spreu gewesen, so müßte dies nun nach vier Jahren doch ziemlich nur um so mehr an den Tag gekommen sein. Aber es bleibt heute noch dabei, daß Tausende durch den von Gott nach Südindien gesendeten schwarzen Reiter in den Bereich des Wortes Gottes gebracht wurden und „so viele ihrer zum ewigen Leben verordnet“ sind (Ap. Gesch. 13, 48.), werden für Zeit und Ewigkeit eine Beute des großen Siegesfürsten bleiben, der auch sie zu seinen Unterthanen hat haben wollen. L.

Die römisch-katholischen Missionare.

Auch die römisch-katholische Kirche treibt Mission, ja unter unseren Tamulen hat sie mehr als anderthalb Jahrhunderte vor uns ihre Missionare gehabt. Die drei bebeutendsten bis auf diese Zeit waren Franz Xaver, Robert dei Nobili und Joseph Beschi. Man fragt begierig nach dem Erfolg ihrer Arbeit, da sie ja gar nicht das lautere Evangelium predigen und überhaupt ihre Hauptthätigkeit nicht in der Predigt suchen. Zwar hörte ich einmal einen Priester in einer katholischen Kirche Böhmens am Peter- und Paulstage in der Predigt die stolze Behauptung aussprechen: Er sei gewiß, daß, wenn man einem Heiden das Christenthum in den Formen der verschiedenen Confessionen vorlegte und ihm die Wahl ließe, sich einer der christlichen Kirchen anzuschließen, dieser mit beiden Händen unbedenklich die römisch-katholische Kirche ergreifen würde. Demnach müßte die Thätigkeit der römisch-katholischen Missionare die erfolgreichste sein. Allein jene hoffnungsvolle Behauptung kann sich nur stützen auf den Glanz und Reichthum der katholischen Kirchen, auf die sinnensälligen, vielen, prunkvollen Gebräuche und auf das Betonen der äußeren gottesdienstlichen Werke, worin allerdings der römische Katholicismus dem Heidenthume sehr nahe steht, wodurch aber niemals eine Herzensbekehrung zu wahrer Buße und wahrem Glauben eher erzielt wird als durch die Predigt des lauteren Evangeliums im Heiligen Geiste. Zwar an Eifer und Ernst haben die drei genannten Missionare auch den größten evangelischen Missionaren nicht nachgestanden, nur war die Art ihrer Arbeit eine ganz andere. Xaver war oft so in's Gebet vertieft, daß er mit dem Fuß an Steine stieß oder auf die Kniee niederfiel mit dem Ausruf: „O, Herr, genug der Seelenwonne!“ Als er 1542 in Goa landete, eilte er den Tausenden von Christen zu, die kurz zuvor ein paar römische

Priester in wenigen Tagen getauft hatten, die aber gar nichts vom Christenthume wußten. Durch einige aus dem von ihm eröffneten Seminar mitgebrachte Jünglinge ließ er das Credo, Vater Unser, Ave Maria und die zehn Gebote nothdürftig in's Tamulische übersetzen und zog dann von Ort zu Ort, die Leute diese Worte nachsprechen zu lehren, indem er mit einer Glocke in der Hand die Dorfgemeinde zusammenrief. In etwa vier Wochen waren diese Worte gelernt. Weil aber trotzdem noch Viele sich mit dem Schnitzen von Gözenbildern abgaben und auch sonst heidnisch blieben, so verfaßte er noch eine eigne Ermahnung für Taufcandidaten. Es kam aber auch vor, daß ganze Dörfer zumal getauft wurden, sodaß ihm von des Tages Last und Hitze die Arme oft vor Mattigkeit sanken. In jedem Dorfe wurde ein Exemplar der kurzen Christenlehre niedergelegt und ein Vorsteher gewählt, der die übrigen lehren, Nothtaufen verrichten und an Festtagen die Hauptstücke des Glaubens vorlesen sollte. Weiber, die sich noch mit Arak berauschten, ließ er vom Amtsdienere drei Tage einsperren. Viermal durchwanderte er in seinem brennenden Eifer den glühenden Sand der Parawa-Küste, aber die tamulische Sprache ordentlich zu erlernen, nahm er sich nicht die Mühe, klagte aber, daß er nicht viel mehr thun könne als Kinder taufen und Nothleidenden beistehen. Von wohl 1000 im Sterben liegenden Kindern, die er getauft hatte, hoffte er, sie werden seine Fürsprecher droben sein. Nach wenigen Jahren verließ er das Land der Tamulen ganz und zog an andere Gestade weiter. — Kühl und schlau, aber mit ebenso starker Opferwilligkeit und nachahmungswürdiger ging Robert bei Nobili zu Werke. Dem Apostel Paulus, der Allen Alles wurde, gleich sein wollend, sprach er: Ich will ein Hindu werden, um die Hindus selig zu machen, ja, er gelobte Gott, bis in den Tod ein heiliger Büsser zu bleiben. Er stellte sich den Brahmanen Maduras als ein Sanjasi vor, der ein Nadscha von Rom sei. Er kleidete sich in das rothgelbe Büssergewand und lernte an einem Nagel zwischen den Beinen die beschwerliche Holzsohle nachschleppen. Er ging nie aus, aber gerade damit lockte er die Hindus an. Diese fanden ihn dann im Nachdenken versunken auf einem rothen Teppich niedergekauert und mußten ihn mit gefalteten Händen begrüßen. Was hätte von ihm gewirkt werden können, wenn er bei seinem Ernst und Eifer um die Seelen lieber mit einem paulinischen Wandel an's helle Tageslicht getreten wäre! Es gelang ihm darum auch nicht, viele Brahmanen zum Christenthume zu bekehren. Er gerieth sogar in den Fehler, den Kastengeist zu stärken, denn er führte für die Paria-Christen eine besondere Klasse von Predigern ein und sein Nachfolger richtete Kirchen ein, worin durch allerlei Höfe, Gänge und Einlässe dafür gesorgt war, daß die Kasten für Beichte und Abendmahl streng geschieden waren, während nur der Ausblick auf den Einen Altar Allen gemeinschaftlich blieb. Durch mancherlei Umstände fielen zuletzt 50,000 Seelen in das Heidenthum zurück. 1716 übernahm der geistreiche Venetianer Veschi die in Verfall gerathene Madura-Mission. An dem großen Interesse, welches die Bibelübersetzung Ziegenbalg's in Trankebar erregte, der 1706 dorthin gekommen war, erkannte er, wodurch dem Verfall erfolgreich entgegengearbeitet werden könnte. Er brachte den biblischen Inhalt in eine anziehende Form und hat darin Erstaunliches geleistet. Er beherrschte die tamulische Sprache mit einer solchen Meisterschaft, daß er von den Hindus als ein von der Medegöttin inspirirter neuer Prophet gefeiert ward und noch von keinem Missionar darin

übertroffen worden ist. Weil aber Ziegenbalg durch seine Bibelübersetzung einen solchen Einfluß ausübte, daß in Madras und anderen Orten wahrheitsliebende Katholiken vom Evangelio angezogen wurden, überschüttete er in seinen Schriften die lutherischen Missionare mit den bittersten Schmähungen, ja, er ging in seiner Feindseligkeit gegen die evangelisch-lutherische Kirche so weit, daß, als ein katholischer Paria zu der evangelischen Kirche übergetreten war, er den Befehl gab, diesen todzuschlagen, wo man ihn finde. Veschi führte überhaupt ein höchst wechselvolles Leben. Bald sieht man ihn zu Pferd oder im Palankin liegend seinen Schülern, die ihn begleiten, Aufgaben unterwegs dictiren; bald zieht er in der elkenbeinernen Sänfte, die ihm der mogulische Nawab geschenkt, von Herolden, Paraderossen und ungeheurem Troß umringt, wie ein Fürst einher; bald besucht er als Diwan des Fürsten die ihm geschenkten vier Dörfer und zieht ihre Einkünfte ein; oder er liegt einen Monat lang mit heidnischen Gelehrten in geistigem Wettstreit. Ein anderes Mal steht er an einem heiligen Teich und improvisirt einen Vers gegen den daselbst verehrten Gott, so stehend und büßend, daß er darüber bald das Leben einbüßt; wieder einmal gibt er Räthsel auf. Das Ende seiner Missionsthätigkeit war, daß er durch den Einfall der übermächtigen Mahratten im Jahre 1740 sammt allen übrigen Missionaren vertrieben ward und sich in den äußersten Süden zurückziehen mußte, wo er auf der Fischerküste im Rufe eines außerordentlichen Büssers und Heiligen sein Leben beschloß. Durch seine Freundschaft mit der rasch zerfallenden muhammedanischen Macht hat er der Mission mehr geschadet als genützt. (Pilger a. S.)

Milde Gaben für die Negermission:

Durch P. Alpers von Katharina Meyer \$1.00, Ueberschuß der „Missions-Taube“ \$2.00. Durch Missionar Berg für Schulbau \$20.00. Durch P. G. Th. Gotsch von S. Hacken in York Centre, Ill., \$5.00. Durch P. C. F. Brecht von fr. Gemeinde \$5.15. Von Lehrer J. G. Demmings Schule \$4.42. Durch P. Trautmann von N. N. 50 Cts. Durch einen Freund der Mission \$2.00. Durch Kassirer Birtner \$58.05. Durch Lehrer S. Grote von J. Schulkindern \$2.35. Durch E. Gitting in Concordia, Mo., \$4.45. Durch M. C. Barthel von N. N. in Hartford, Wis., \$2.75. J. Kielger in Willow Creek, Minn., 25 Cts. F. Rigers Kindern \$1.00, S. Narr in Bergen, Minn., 50 Cts., P. W. Rüdiger 15 Cts. Durch Kassirer C. Lange von J. W. Franke in Salamonia, Ind., \$1.00. Ch. Guthmacher für Negerkinder in New Orleans \$1.50, Ueberschuß der „Missions-Taube“ \$1.65, Schulkinder der Gem. in Fort Recovery, O., für die Negerkinder in New Orleans \$4.15. Durch P. Bahn in Staunton, Ill., von C. Friz \$1.00. Durch P. S. Häse von Fr. Ziegler und A. Zuhle je \$1.00, von F. und M. Zuhle je 10 Cts. Durch Jac. S. Dmmree \$1.00. Durch P. Landgraf von N. N. \$3.00. Durch Lehrer Jung von fr. Schule \$7.00. Durch Frn. J. S. Myers in Ambia, Ind., \$5.00. Durch P. Vaumbösjener von Herrn. Tietjen \$1.00. Durch Frn. A. Paar von Frn. Schmersahl \$2.00. Durch P. M. Claus von N. N. \$5.00. Durch P. F. Wilhelm von Wittwe Dertel \$10.00, Lucas-Gem.-Schule \$4.00, M. Frieb. Wilhelm \$1.00. Durch P. S. C. Witte von dessen Frauenverein \$3.00. Durch P. C. Zollmann von Martha und Carl, Dantopfer, \$5.10, von den Confirmanden Ida Ahrens, Jakob und Adam Arnold, Th. Heinecke, A. Var, A. Bethke, Alwine Schuknecht, Ch. Schäzer, C. Bergmann, Clara Walther, M. Heinemann, Ch. Schier, S. Witte, A. Gessens jun. \$2.72. Durch P. S. A. Schmidt, Schatzmeister der Dhiophysode, \$75.00. J. Umbach, Kassirer, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Für die Negermission in Little Rock, Ark., erhalten:

Durch P. B. F. Germann in Fort Smith, Ark., Christenlehre-collecten fr. Gemeinde \$6.30. Durch P. F. Streckfuß (für arme Negerkinder) von N. N. \$1.00 und von Anna und Walter St. \$1.00, alle in Young America, Minn. F. Berg, Missionar.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalkonferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

Juni 1881.

Nummer 6.

Henry Budd's Leben und Wirken.

Ein Indianer als Prediger des Evangeliums.

I. Aus der ersten Zeit der Mission unter den Indianern von Hudsonia.

Nicht ohne tiefe Wehmuth kann ein Missionsfreund an die nun fast ausgestorbenen, von ihren weißen Brüdern so schändlich übervorteilten und in den Staub getretenen Indianerstämme Nordamerika's denken. „Ihre Geschichte kann man einem Tage vergleichen, der, wenn auch kühl und frostig, doch klar und hell im Morgensonnenschein beginnt. Nach und nach aber sammeln sich düstere Wolken, Sturm und Ungewitter treten ein, und der mit schweren Regengüssen überschüttete Boden löst sich auf in Schlamm und Schmutz. Doch wie der Tag sich neigt, da zerreißt hier und dort der Wolken Schleier, und wenn auch nicht die ganze Landschaft, so doch einzelne Gipfel erglänzen vergoldet von den Strahlen der sinkenden Sonne. Die Indianergemeinden, die für christlich gesittetes Leben gewonnen sind und bereits seit Jahren nicht mehr zusammenschmelzen, sondern aus ihrem eigenen Schooße wachsen, sind die Punkte, die noch lange leuchten werden im Schein der göttlichen Gnadensonne, wenn die große Masse jener Völker längst wird in Nacht versunken sein.“ Mit weld' herrlichen Gaben Gott auch diese verachteten Kinder des Waldes ausgestattet hat, und wie es nur des warmen Hauches christlicher Liebe und evangelischer Missionsthätigkeit bedarf, um dieselben zur Entfaltung zu bringen, davon legen die zahlreichen Beispiele

von tüchtigen Nationalgehilfen, welche die Mission unter den Rothhäuten aufzuweisen hat, ein sprechendes Zeugniß ab. Tunupindschuffa, Buschtupunne, Ischtanakahandscho, Wangomen, Papunhaut, Isaaq Glikhikan, Paul Mazakuta u. s. w. sind lauter Namen, die in der Geschichte der Indianermision unvergessen bleiben werden, und deren Träger auch schon durch kleinere Darstellungen ihres Lebensganges gefeiert worden sind. Der Mann aber, dessen Andenken die folgenden Blätter gewidmet sein sollen und der erst im Jahre 1875 zu seines Herrn Freude eingegangen ist, heißt Henry Budd, ein hervorragendes Beispiel von dem, was durch Gottes Gnade auch aus einer amerikanischen Rothhaut werden kann.

Ach, wenn christliche Lehrer früher in dies Land gekommen wären und das Wort des Lebens an die Herzen dieser jetzt dahinsterbenden Leute gebracht hätten, was hätte nicht aus ihnen zur Ehre Gottes werden können! Nun aber wird man beim Blick auf dies arme Volk und die Mission unter ihnen fast an eine schauerliche Scene aus der furchtbaren Hungersnoth in Kleinasien vom Jahre 1875 erinnert: da war ein Dorf, Namens Karayali, schrecklich von der Theurung heimgesucht worden, und als endlich Hilfe kam, da waren von den 800 Einwohnern nur noch 400 am Leben, und in welchem Zustande! Viele waren durch die lange Glendzeit wahnfinnig geworden und man hatte die größte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß man gekommen sei, ihnen Speise zu bringen; mit blödsinnigem Lächeln glockten sie ihre Retter an und weigerten sich, ihnen den Eintritt in ihre Häuser zu gestatten! Es war zu spät. Und so ist auch die

Mission in Rupertsland oder Hudsonia fast zu spät gekommen. Freilich, Europäer haben sich schon vor mehr als 200 Jahren dort eingestellt, wie denn auch der Name des Landes von einem Prinzen Rupert herrührt, der im Jahr 1669 für sich und eine von ihm ins Leben gerufene Handelsgesellschaft das Privilegium erhielt, alle bei einer Expedition zur Auffindung der Nordwestdurchfahrt nach dem Stillen Ocean zu entdeckenden Länder im Namen der englischen Krone zu besetzen und Handelsniederlassungen daselbst zu gründen. Um jene Durchfahrt kümmerte man sich freilich bald nicht mehr viel und auch zu größeren Ansiedlungen kam es nicht. Der Pelzhandel mit den Eingebornen dagegen machte die Mitglieder jener Gesellschaft in kurzer Zeit zu ebenso reichen Geldfürsten, wie später die Herren der ostindischen Compagnie es wurden.

Aber für das Wohl der unwissenden, von wilder Geisterfurcht und herzlosen Zauberern beherrschten Landesfinder geschah nichts. Noch im Jahr 1815, also 145 Jahre nachdem England diese Gegenden unter seine Herrschaft gebracht, mußte der wohlmeinende Gouverneur eines der kleinen Handelsforts klagen, er schäme sich es auszusprechen, daß im ganzen Gebiete der Hudsonsbay-Gesellschaft weit und breit kein Gotteshaus zu finden sei. Erst drei Jahre später kam es zur Errichtung eines solchen; aber es war nicht eine Stätte zur Verkündigung des Evangeliums in der Landessprache, sondern eine katholische Kirche mit dem todtten Formendienst des römischen Kultus; denn wie fast überall, so waren auch hier die Vertreter des päpstlichen Rom den evangelischen Sendboten zugekommen. Es dauerte noch zwei weitere Jahre, bis sich die Direction der genannten Handelsgesellschaft in Verbindung setzte mit der Committee der englisch-kirchlichen Mission und um einen Prediger bat, der zunächst zwar unter den weißen Ansiedlern am Nothen Flusse, dann aber auch unter den Eingebornen arbeiten sollte.

Der zu diesem Zweck ausgesandte Missionar John West landete im August des Jahres 1820 bei der sogenannten York-Faktorei an der Hudsonsbay. Kaum angekommen, bestieg derselbe ein Indianerboot aus Birkenrinde, und darin ging es nun durch eine ganze Reihe von Flüssen und Seen seinem Bestimmungsorte, der Nothfluß-Kolonie zu. Das war ein mühseliger Anfang. Bei Tage langsam den Fluß hinauffahren, dann bei so mancher Stromschnelle das Boot ausladen, und dann beides, Boot und Last, auf den Schultern tragen oder über Felsstücke und durch tiefen Schlamm stundentweit schleppen, am Abend landen und aus Fichtenstämmen ein Feuer anmachen, um sich zu erwärmen, und dann auf Zweigen, in eine wollene Decke gehüllt, ausruhen, das Boot jeden Tag mit Harz und Rinde wieder ausbessern, das war keine Vergnügungsreise, bis endlich der Winipeg-See erreicht war. Auf dem nach Norden unabsehbar sich hinstreckenden tiefblauen Spiegel dieses Binnensees, zwischen lieblich bewaldeten Eilanden, glitt nun das Boot mit geschwelltem Segel da-

hin und lief endlich in den Nothen Fluß ein, um an der Kolonie Douglas, wie sie damals genannt wurde, zu landen.

Bei West waren zwei Indianerjungen, schmutzige, halbnackte, ungeschliffene Bursche, die ihm, der eine schon in der York-Faktorei, der andere auf der Station Norway-House am Winipeg-See zur Erziehung waren übergeben worden. West hatte keine Zeit verloren, sondern vom ersten Tage an den guten Samen in diese jungen Herzen auszustreuen versucht. Wie ihre Eltern und alle ihre Landsleute waren sie voll Aberglauben und Geisterfurcht, an keine andern Religionsgebräuche gewöhnt, als an das Gerassel der Zauberapparate und den Lärm der „Medicin“-Trommel. Freilich auch von einem großen und guten Geiste, Manitau genannt, wußten sie etwas und glaubten, daß er Himmel und Erde, Wälder und Berge, Seen und Flüsse, Fische und Landthiere gemacht habe. Aber daß dieser Gott sich noch um die Menschen kümmere und daß man zu ihm um Frieden und Trost beten könne, das glaubten sie nicht. Er war ein ferner und unbekannter Gott. Viel näher und wichtiger waren ihnen all' die Dämonen und Gespenster, welche in den zahlreichen Felsklüften und Höhlen am Winipeg- und Manitoba-See wohnten und an deren vermeintlichen Behausungen man nie vorbeiging, ohne zitternd irgend eine Opfergabe da liegen zu lassen. Am schrecklichsten zeigte sich aber die grausame Armuth dieser Religion bei den großen Festen, welche immer im Frühling und im Herbst stattzufinden pflegten. Da wurde vor allem ein großes Zauber- oder Götzentel errichtet, vier mit gemaltem Schnitzwerk versehene Pfosten stellten Manitau vor und wurden von der versammelten Menge göttlich verehrt. Jeder Pfosten trug das roh ausgehauene Bild eines Menschen, mit rother und grüner Farbe auf den Wangen, der Nase und den Augenbrauen beschmiert, mit Federn, Lederstreifen und einer bemalten Büffel- oder Elenthierhaut behangen. Wenn dann die nächtlichen Feuer diese schauerlichen Gestalten in unheimlicher Beleuchtung sehen ließen, dann ergriff eine überwältigende Furcht, ja oft eine wahre Raserei die armen Indianer, und von den Gefängen und dem Getrommel der Zauberer und Beschwörer begleitet pflegten sie um ihre Götzen herumzutanzten und oft ein furchtbares Geheul zu erheben. Mehrere Tage und Nächte dauerten die hiemit verbundenen Festlichkeiten und Gelage, bis zum Schluß jene Pfosten wieder ihres Schmutzes entkleidet wurden und die Priester erklärten, nun könne man ungefährdet und mit Aussicht auf Erfolg an eine Arbeit, d. h. auf einen Jagdzug oder den Fischfang gehen. Wenn dann aber Krankheit, ein Gewitter, oder sonst etwas Erschreckendes sich einstellte, so mußte doch wieder der „Medicin-Mann“ gerufen werden, und von Neuem ging das Trommeln, Klappern und Heulen an, um die bösen Geister zu verschrecken. Als später einmal ein christlicher Indianer einem Andern, der noch Heide war, den Unterschied zwi-

sehen seiner und des Heiden Religion auseinandersetzte, da war die Hauptsache die: „Früher lebte ich in beständiger Angst und namentlich in unaufhörlicher Todesfurcht; jetzt aber bin ich von dem allem erlöst und genieße vollkommenen Frieden.“

Nimmt man dazu die Reizbarkeit, Rachsucht, Heimtücke und Kriegslust dieser Rothhäute, von deren Blutvergießen auch der Rothe Fluß seinen Namen erhalten hat, so kann man sich das Leben eines solchen Indianers, und auch das Leben ihrer Kinder, von den auf's härteste behandelten Weibern gar nicht zu reden, kaum elend genug vorstellen. Ohne Zweifel waren auch jene zwei Jungen bereits zur Genüge in das alles eingeweiht worden. Jetzt aber fing ein neues Leben für sie an. Nicht nur wurden sie von ihrem guten Lehrer und Pflegevater auf's freundlichste behandelt, sondern sie lernten auch den wahren Gott kennen und zu ihm beten. Schon auf der Reise im Boot hatten sie fleißig in gebrochenem Englisch das eben erst aufgeschnappte schlichte Gebetlein wiederholt: „Großer Vater, segne mich durch Jesum Christum, unsern Herrn.“ Niemand ahnte damals, wie reichlich dies Flehen der Kinder seine Erhörung finden und Gott sich zu diesen Geringssten bekennen würde.

Am 15. October war West in der Kolonie angekommen, wo damals etwa 5—600 Europäer, namentlich protestantische Schotten, aber auch katholische Kanadier, Mischlinge und Indianer sich aufhielten. Da er eigentlich nicht als Missionar, sondern als Kaplan der Hudsonsbay-Gesellschaft herausgekommen war, so mußte er sich natürlich vor allem der Christen annehmen; und da es gerade Samstag war, so kündigte er schon auf den folgenden Morgen einen Gottesdienst an. Und siehe, als er zur bestimmten Stunde in das Fort eintrat, da war der weite Raum dichtgedrängt voll von englischen Kolonisten, von Halbindianern und selbst einigen Indianern, die alle andächtig seiner Predigt zuhörten. Es waren halbvergessene Klänge aus früheren Tagen, die den sonst so Gleichgültigen nun doppelt zu Herzen gingen. „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens, wo ich wieder einem Gottesdienst beiwohnen konnte, den ich 30 Jahre entbehrt habe“, rühmte dankbar ein Kolonist; andere hörten zum ersten Mal in ihrem Leben die frohe Botschaft und fingen ein Neues an. Bald hatte West mehrere Paare zu trauen, die lange ohne Gottes Segen zusammengelebt hatten, auch einige Kinder von Kolonisten und Halbindianern zu taufen. Immer stärker zog es ihn aber zu den rothen Leuten, den eigentlichen Kindern des Landes, um so mehr, da er sah, wie eifrig die katholischen Priester waren, ihre Rosenkränze, Heiligenbilder und zum Theil so abergläubischen Gebräuche überall zu verbreiten. Aus dem umliegenden Waldbezirk hatte er bereits eine beträchtliche Zahl von Kindern gesammelt und eine kleine Schule gegründet, als er im Anfang des Jahres 1821 ersucht wurde, alle Plätze der Handelsgesellschaft zu besuchen und überall die Einführung des christlichen

Gottesdienstes anzubahnen. Am 15. Januar trat er in einem von drei Hunden gezogenen Schlitten bei 40 Grad Kälte diese wichtige Reise an, legte etwa 240 Stunden Wegs zurück und traf im Februar wieder zu Hause ein.

Sein Plan war nun, eine Erziehungsanstalt für eingeborne Knaben zu errichten und sie nicht nur in den Lehren des Christenthums, sondern auch im Ackerbau, Handarbeiten und den Gewohnheiten eines gesitteten Lebens überhaupt zu unterweisen. Von mehreren Seiten wurden ihm Indianerknaben dazu gebracht, ein Kirchlein nebst Schule ward erbaut, und im Sommer 1822 wurde das so von ihm angefangene Werk der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft förmlich übertragen und von ihr ein eigener Arbeiter, Missionar Jones, dafür ausgesandt. Aber noch ehe dieser ankam, hatte West die Freude gehabt, vier Indianerknaben in den Tod Christi taufen zu können, und — was uns hier besonders interessirt — unter ihnen befanden sich auch jene beiden Jungen, welche West schon auf seiner ersten Reise begleitet hatten. Jetzt hießen sie John Hope und — Henry Budd, und das ist der Mann, mit dessen Leben und Wirken wir nun uns näher bekannt machen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Negermission.

Da unsere Missionsangelegenheiten in New Orleans die Anwesenheit eines Gliedes der Missionscommission als wünschenswerth erscheinen ließen, so wurde beschlossen, daß der Unterzeichnete hinreise, um den Stand der Mission an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen. Während der wenigen Tage meines Aufenthalts in New Orleans habe ich gefunden, daß unsere Mission daselbst an den dortigen deutschen ev.-luth. Gemeinden und insonderheit an der aus Gliedern derselben bestehenden Lokalcommittee eine treue Pflegerin hat, und durfte ich selbst die überaus liberale Gastfreundschaft und Liebe etlicher lieber Brüder in sehr reichem Maße erfahren so, daß ich der theuern Neworleanser gewiß stets dankbar gedenken werde.

Nachdem die Personen, mit denen wir zunächst zu thun hatten, begrüßt waren, galt mein erster Besuch unserer Hauptmissionschule in Sailors' Home. Daselbe liegt an der Dratostraße in der Nähe des Mississippi, umgeben von düstern Fabriken und Lagerhäusern. Es ist ein sehr großes, vierstöckiges, vormals sehr ansehnliches Brückengebäude, mit einem Thurm darauf. Jetzt ist das Ganze eine finster und gespenstisch aussehende Ruine. Thüren und Fenster sind zertrümmert, zum Theil sogar die Thür- und Fensterbekleidungen und Theile der Mauer mit herausgerissen. Hier und da sind die Wände in die Zimmer gestürzt und haben die Fußböden und die Decken der unterhalb liegenden Zimmer durchschlagen. Das Ganze ist ein Labyrinth von halbzertrümmerten und verwüsteten Zim-

mern, Gängen und Treppen, voller Schmutz' und Schutt, welche allerlei Ungeziefer, herrenlosen Hunden und Katzen und dem verkommensten Gesindel zu Schlupfwinkeln der Sünde und Schande dienen. Letzteres um so mehr, als die ganze Nachbarschaft eine sehr gesunkene ist. In einem Flügel dieses grauenhaften Gebäudes befindet sich unsere Missionschule. Nicht ohne einen heimlichen Schauer begab ich mich hinein und die aus rohen Brettern nothdürftig zusammengenagelte Treppe hinauf (die ursprüngliche Treppe ist längst nicht mehr vorhanden) in den 2ten Stock, wo ein großer Saal, der noch ein wenig besser erhalten und durch eine Bretterwand in zwei Theile getheilt ist, für unsere Missionschule und Kirche hergerichtet ist. Doch auch hier kann man bei Regenwetter einen Regenschirm mit Nutzen gebrauchen. Ueber nichts muß man sich mehr wundern als darüber, daß in dieses Gebäude noch irgend ein Mensch zum Gottesdienst kommen und seine Kinder zur Schule schicken mag; denn es kann kaum ohne Lebensgefahr geschehen. Ich fand über hundert Kinder, welche in zwei Klassen von Herrn Lehrer Bakke und der farbigen Lehrerin, Miss Watson, unterrichtet wurden. Aber wie müssen die armen Leute sich anstrengen! wie müssen sie schreien, da ein unaufhörliches Getöse von außen her ihre Stimme beständig zu übertönen drohet! Da ist in unmittelbarer Nähe eine Cottonpresse, die in kurzen Zwischenräumen mit einem die Luft erschütternden Dröhnen, Zischen und Brausen ihren Dampf abläßt; dann kommt eins jener schweren Fuhrwerke vorbeigerasselt, welche Kisten und Fässer transportiren und auf dem holprigen Pflaster von runden Steinen einen heillofen Lärm verursachen so, daß man Minutenlang kein Wort verstehen kann. Doch kaum verhallt dies Geräusch ein wenig in der Ferne, so fängt ein Mississippi-dampfer an zu heulen, ein Ozeandampfer ächzt und stöhnt vorbei, es kommt aufs neue eins jener Fuhrwerke, inzwischen hat sich die Cottonpresse schon wieder hören lassen u. s. w. All dieses Getöse müssen die armen Lehrer mit ihrer Stimme zu überschreien suchen, und nun noch die Unruhe der halbwilden Negerkinder dazu. Was das für eine Arbeit ist, läßt sich denken; kein Wunder, wenn ihnen am Abend Hals und Brust schmerzen.

Die Eröffnung der Schule geschah von Herrn Bakke mit Gesang, Gebet und Aufsagen eines Hauptstücks, wobei beide Klassen vereinigt waren. Den Gesang begleitete Miss Watson auf dem Melodeon. Den Religionsunterricht erteilt Herr Bakke in beiden Klassen. Ich hatte alle Ursache, mich über die Leistungen der Kinder im Katechismus-Hersagen, Religionsunterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen zu freuen. Einen wahrhaft überwältigenden Eindruck machte es auf mich, aus dem Munde dieser schwarzen Negerkinder unsere lutherischen Kirchenlieder mit solcher Freude und Lust singen zu hören.

Ich hoffe die Geduld der lieben Leser nicht allzusehr auf die Probe zu stellen, wenn ich sie ersuche, mich nun

auch bei einem Besuche in der andern Missionschule an der Claibornestraße zu begleiten. Hier baueten wir vor etlichen Jahren auf einem gemietheten Plage eine kleine Kapelle, etwa 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, aus Brettern (wie die alte Kapelle in Wittenberg, in welcher Dr. Luther zuerst predigte). Da alle Versuche, hier eine Mission zu gründen, vergeblich zu sein schienen, wurde uns gerathen, die Kapelle zu verkaufen; doch erinnern sich die lieben Leser wohl, daß wir vor etlichen Monaten hier noch einen letzten ersten Versuch machten, indem wir Herrn Lehrer Berg, den zweiten Lehrer des Herrn Missionar Berg in Little Rock, hierherberiefen. Wie erstaunt war ich, hier in dem kleinen Lokal 73 Kinder zu finden! noch erstaunter, zu hören, daß Tags zuvor 93 anwesend waren, während die Liste sogar schon 113 zeigte. Seit einigen Tagen herrschten aber Scharlach und Masern, daher waren viele Kinder abwesend. Dasselbe gilt auch von der Schule in Sailors' Home, die etwa 160 auf der Liste zeigte.

Lehrer Berg tummelte sich tüchtig zwischen seinen 73 schwarzen Kindern in dem kleinen Raume herum, wo eine Temperatur von etwa 94° Fahrenheit herrschte, wie sehr ihm auch der Schweiß von der Stirn tropfte. Daß hier alle Glieder, und unter diesen die Nase nicht am wenigsten, ihre Arbeit hatten, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Dies alles überwindet man bei ein wenig Liebe zur Sache bald, ja, in wenigen Tagen. Auch hier waren die Leistungen der Schule in Singen, Katechismus und Religion, in Anbetracht der kurzen Zeit ihres Bestehens, vortrefflich. Ich kann nicht umhin zu bezeugen: unsre beiden Lehrer und auch die Lehrerin, sind tüchtige Leute, und arbeiten mit Treue und Aufopferung.

Am Sonntag-Vormittag war Sonntagschule an der Claibornestraße, gehalten von Lehrer Berg, am Sonntag-Nachmittag Sonntagschule in Sailors' Home, gehalten von Lehrer Bakke unter Beihülfe von Herrn Berg und Miss Watson. Nach der Sonntagschule war Gottesdienst. Da gerade in einer nahen Negerbaptistenkirche eine Taufe stattfand, welche von den Negern als eine Art Schauspiel angesehen zu werden scheint, so war der Gottesdienst nur sehr schwach besucht. Herr Bakke las einen recht passend zusammengesetzten Auszug aus einer Predigt Luthers vor. Der Gottesdienst wurde in durchaus würdiger Weise geleitet, und die wenigen Anwesenden hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Miss Watson fungirte als Organistin.

Zum Schluß richtete der Unterzeichnete noch einige Worte an die Versammlung, worauf einige der Anwesenden herzukamen, und in herzlichsten Worten ihren Dank aussprachen für die Wohlthaten, welche unsre Kirche ihnen erweise durch das Werk der Mission, und fügten zugleich die Bitte hinzu, doch nicht müde zu werden, auch ferner für das Heil ihrer Seelen zu sorgen. Sie gaben mir den Auftrag, alle lieben lutherischen Glaubensbrüder und Schwestern zu grüßen, die sich das Seelenheil der armen

Neger im Süden so herzlich lassen angelegen sein, welchen Gruß ich hiermit ausdrücke.

Eins wurde mir während meines Aufenthalts in New Orleans immer klarer: wollen wir daselbst ferner mit Erfolg Mission treiben, so ist es unbedingt nöthig, für ein passendes Lokal zu sorgen. In Sailors' Home können wir nicht bleiben; denn erstlich ist es ein gar zu schauderhaftes Gebäude in verrufener Gegend, und zum Andern kommt dasselbe im Monat Juni auf öffentlicher Auction zum Verkauf, und wird dann wahrscheinlich abgetragen werden. Ein Missionslokal zu miethen ist unmöglich; wir müssen kaufen oder bauen. Wir haben auch mehrere Baupläge angesehen, unter andern einen sehr passend und still gelegenen Platz, in nicht zu großer Entfernung von Sailors' Home, auf welchem sich ein großes Framegebäude befindet, welches vorn Wohnung und hinten Halle ist. Dasselbe ließe sich ohne Zweifel mit verhältnißmäßig geringen Unkosten zu einer Missionskirche und Schule mit zwei Schulzimmern, und zu einer ziemlich geräumigen Wohnung für den Missionar einrichten. Der Kaufpreis ist ein sehr geringer, nämlich 1200 Dollars, und sollten wir daher diese treffliche Gelegenheit, ein passendes Missionsseigenthum zu erwerben, nicht vorbeigehen lassen.

Sollte die Schule an der Claibornestraße noch zunehmen, so muß auch dort für mehr Raum gesorgt werden. Dabei wäre aber wohl zu bedenken, ob es nicht besser wäre, einen Platz zu kaufen, so lange in der Nähe noch Baupläge zu mäßigem Preise zu haben sind, und dann unsere Kapelle auf unsern eigenen Grund und Boden zu stellen, als noch ferner für den jetzigen kleinen und schmutzigen Platz fast 100 Dollars jährlich Rente zu bezahlen, wobei möglicher Weise der Fall eintreten kann, daß uns plötzlich der fernere Gebrauch versagt wird. Die Missionscommission aber kann in diesen Sachen nicht selbstständig handeln, und verweisen wir deshalb auf den nachfolgenden Aufruf. C. S.

* * *

Aufruf.

Bitte um schnelle Hilfe an alle Freunde der Mission.

Es zeigt sich immer mehr, daß New Orleans ein sehr wichtiges und vielversprechendes Missionsfeld ist. Was aber unsre Negermission dort hindert, ist der Mangel an passenden Lokalen für Kirchen und Schulen. Sailors' Home, in welchem bisher Kirche und Schule gehalten wurde, ist, wie wohl zur Genüge dargethan, durchaus unpassend. Daß hier die Mission überhaupt so weit gedieh, als geschehen, ist ein Wunder; daß aber zugleich die Lage und Beschaffenheit jenes Lokals ein großes Hinderniß für das Gedeihen der Mission ist, liegt auf der Hand. Unsere Missionare und die ihnen zur Seite stehende Lokalcommittee in New Orleans haben sich schon die größte Mühe gegeben,

ein anderes Lokal zu finden, aber vergeblich. Nun werden wir von ihnen beständig mit Bitten und Vorstellungen bestürmt, ein eigenes Missionsseigenthum zu beschaffen. Wir sind auch der Ueberzeugung, daß dieses die beste und auch wohl einzige Hilfe sein würde; allein ein Beschluß der ehrw. Synodalconferenz von 1878 macht uns solches zu thun vor der Hand unmöglich. Jener Beschluß lautet:

„Daß wir, wo es nöthig ist, den Negern Kirchen bauen, jedoch unter der Bedingung, daß sie dieselben nach und nach, etwa ein Zehntel jedes Jahr, bezahlen, und dieselben erst dann ihr Eigenthum werden, wenn sie vollständig bezahlt sind. Von dem zurückerhaltenen Gelde könnten dann wieder neue Kirchen gebauet werden, und: daß eine Kirchbaukasse für diesen Zweck errichtet werde, und daß die Commission in der Ausführung des Beschlusses nur so weit gehen solle, wie diese Kasse reicht.“ (Bericht 1878, Seite 64.)

Eine solche „Kirchbaukasse“ ist bis jetzt noch nicht vorhanden.

In dem kleinen Little Rock erging es uns ähnlich als jetzt in New Orleans. Doch dort half die ehrw. Synode von Missouri, indem sie uns erlaubte, die Baukosten aus ihrer Synodalmissionskasse zu bestreiten. Nachdem wir dann ein eigenes Kirchlokal hatten, kam es auch bald zur Organisirung einer Gemeinde und die Schule nahm raschen Aufschwung. Wie viel mehr ist solches in dem großen New Orleans zu erwarten, welches von mehr als 80,000 Negern bewohnt ist!

Auf denn, ihr lieben Christen! Liegt euch die Mission unter den Negern am Herzen, so bedenkt auch unsre „Kirchbaukasse für Negermission“ mit reichlichen Gaben, und schickt dieselben so bald als möglich ein an den Kassirer, Herrn J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Im Auftrag der Commission für Negermission
C. F. W. Sapper.

Was Beharrlichkeit in der Missionsarbeit unter Gottes Segen erlangen kann

beweist auch der Erfolg, mit dem mehr und mehr und zuletzt in Folge jener südinischen Hungernoth, davon wir in voriger Nummer erzählten, die Mission unter den Te-lugus namentlich im Nellore-Districte gekrönt worden ist. Zwar ist auch dieses Arbeitsgebiet einer Secte, nämlich der englisch-amerikanischen Baptisten. Aber wir wissen ja, wie der Herr es versteht, den mit dem Unkrautsamen falscher Lehre ausgestreuten guten Samen des Evangeliums zu bewahren und es ihm laut seiner Verheißung, Jes. 55, 10. 11., gelingen zu lassen. Hören wir den Lutheraner Baierlein.

„Die größten Erfolge“, schreibt derselbe in der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“, „hatten die Amerikanischen Baptisten im Nellore-Districte. Diese Mission ward im Jahre 1836 gegründet und war vielmal auf dem Punkte, aufgegeben zu werden, da ein Missionar nach dem andern erkrankte und in die Heimat zurückkehren mußte, ohne daß ein Erfolg sichtbar geworden wäre. Aber die erkrankten Missionare protestirten jedesmal energisch gegen das Aufgeben der Mission, da sie die einzige in jener Gegend war, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Nach 26jähriger Arbeit im Jahre 1862, da wieder ein erkrankter Missionar auf der Rückreise war, ward aufs neue darauf angetragen, die ganz erfolglose Mission doch endlich aufzugeben, und nur mit Mühe gelang es dem Secretär, das Comité zu bewegen, doch wenigstens die Ankunft des kranken Missionars zu erwarten, um auch seine Stimme hören zu können. Sobald er nun angekommen war, trat das Comité wieder zusammen und der Missionar Jewett erklärte, er habe nicht den geringsten Zweifel, daß der Herr ein großes Volk unter den Telugus habe, und daß es die Aufgabe der Mission sei, sie ihm herauszusammeln. Trotzdem aber meinte das Comité nicht länger Kräfte und Mittel auf dieses Arbeitsfeld verwenden zu dürfen. Da erklärte Jewett: ‚Nun wohl, wenn Sie das Werk nicht länger unterstützen wollen, so will ich ohne diese Unterstützung hinausgehen, und meine übrigen Tage unter den Telugus zubringen.‘ Einem solchen Glauben war nicht zu widerstehen, und der Secretär antwortete: ‚Wenn Sie entschlossen sind, wieder hinauszugehen, so müssen wir Ihnen wenigstens einen Bruder mitsenden, der Sie begraben kann, denn Sie sollen doch wenigstens ein christliches Begräbniß haben in jenem Heidenlande.‘ Zwei Jahre darauf verließ Jewett und seine Frau Amerika wieder, um zu den Telugus zurückzukehren, und hatten Missionar Clough zum Begleiter.

„Sobald dieser die Sprache erlernt hatte, ließ er sich zu Ongole nieder und sammelte dort eine Gemeinde von 8 Seelen. Das war der Anfang von Ongole. Der eigentliche Anfang aber lag weiter zurück und im Verborgenen, wie so vieles in der Mission. Denn schon im Jahre 1852 hatte Missionar Jewett seine Predigttour von Nellore bis Ongole ausgedehnt. Am neuen Jahrestage des Jahres 1853 war er vor Sonnenaufgang auf einem Berge vor der Stadt. Von hier sahe er die volkreiche Stadt zu seinen Füßen und zählte 30 Dörfer um die Stadt herum, über die eben die Sonne aufging, die Schatten der Nacht vertreibend. Da fiel er mit seinen Begleitern auf die Kniee und betete, daß auch bald die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen möchte und die Schatten des Todes vertreiben, und daß der Herr doch einen Missionar für Ongole bescheren wolle. Mit einem Amen im Herzen stieg er vom Berge herab, und nun, nach 13 Jahren, war sein Gebet erhört und Ongole hatte einen eigenen Missionar.

„Das Feld reifte auch zur Ernte. Aus den ersten 8 Seelen wurden im nächsten Jahre 148, im folgenden Jahre 500, und im Jahre 1872 hatte Ongole 1745 Communicanten. Doch diese 7 Jahre der Arbeit und der Reisen hatten auch Missionar Cloughs Kräfte aufgezehrt, und er mußte Genesung und neue Kräfte in der Heimat suchen. Da sich nun aber auch in der ersten Station, Nellore, eine Gemeinde von 500 Communicanten gesammelt hatte, so fasten die Missionare neuen Muth und trugen dem heimkehrenden Bruder auf, 4 neue Missionare und 50,000 Dollars zur Gründung eines Predigerseminars mit zu bringen. Wie erschrafen die Väter in Amerika, als der heimgekehrte Missionar mit solcher Forderung auftrat! Aber nach 2jähriger Arbeit in der Heimat hatte Missionar Clough 6 Brüder gewonnen statt der 4, die er haben wollte, und von den 50,000 Dollars fehlte auch nicht einer. Ein Herr Brownson hatte die bedeutendste Summe davon gegeben, so ward das neue Seminar nach seinem Namen benannt. Bald füllte es sich auch mit Zöglingen, und gegenwärtig (1879) enthält es nicht weniger als 156 Schüler, die für das Predigtamt ausgebildet werden.

„Als die schreckliche Theuerung kam, wandten sich die Missionare an ihre Freunde und erhielten reichliche Hilfe aus England und Amerika, womit sie ihre Christen unterstützen konnten. Dann kamen die großen Geldsendungen aus England für alle Nothleidende. Missionar Clough, der neulich wieder aus Amerika zurückgekehrt war, griff mit frischen Kräften drein. Und als die Regierung einen Kanal graben ließ, um der hungernden Menge Arbeit zu verschaffen, übernahm er $3\frac{1}{2}$ Meilen davon. Bei dieser Arbeit beschäftigte er täglich 3—4000 Arbeiter 6 Monate lang. Seine Katecheten und Lehrer stellte er dabei als Aufseher an, die auch zugleich dem Volke predigen mußten. Und da die Arbeiter oft wechselten, so hörte eine große Menge das Evangelium regelmäßig für längere Zeit. Viele von ihnen meldeten sich auch zur Taufe, doch der Missionar fürchtete, es möchten nur vorübergehende Eindrückte sein, und wartete damit, bis diese Arbeiten und Unterstützungen vorüber waren. Dann aber meinte er die Leute nicht länger warten lassen zu dürfen. Und so taufte er im Juni 1878 1168 Personen, im Juli 7513, im August 466, im November 59 und im December 400. Im Ganzen also 9606 Personen in 5 Monaten. So hat nun Ongole eine Christengemeinde von 12,804 Seelen, 39,000 aber warten noch auf die Taufe.

„Auf der südindischen Missionsconferenz zu Bangalore im Juni 1879 wurden diese Missionare ziemlich hart angefaßt, daß sie solche Mengen in so kurzer Zeit getauft haben, da doch ein besondrer Taufunterricht nicht wohl möglich gewesen ist. Sie vertheidigten sich aber damit, daß ihnen so viele Jahre lang treulich und reichlich gepredigt worden sei, in der letzten Zeit bei der Arbeit täglich, daß viele ihre Götzen schon längst verlassen hätten,

und daß ein entwickelter Glaube vor der Taufe nicht nöthig sei, da das: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“, erst nach der Taufe zu folgen habe, woran sie es auch nicht fehlen ließen zc. Diese Bewegung in Ungole ist um so merkwürdiger, als rings herum unter denselben Verhältnissen nichts davon zu spüren war.“

L.

Abyssinien.

Den unter den Falaschas arbeitenden Missionaren aus der Schule Flad's in Kornthal gewährt König Johannes nach wie vor Schutz und Duldung, so daß deren Werk ungehinderten, wenn auch langsamen Fortgang nimmt. Dagegen hat der König die schwedischen lutherischen Missionare Karlsson und Svenson, welche im Sommer vorigen Jahres ihm zu Debra Tabor aufwarteten und Geschenke überreichten, zwar nicht gerade hart behandelt, aber doch ihre Bitte um Gewährung der Erlaubniß zum Missioniren in seinem Reiche geradezu abgewiesen. „Ich kann nicht zwei Arten von Evangelium in meinem Lande brauchen“, erklärte er ihnen. „Die Falaschas habe ich den Schülern des Herrn Flad überwiesen; was die Kamanti und die Waiti betrifft, so werde ich diese selbst lehren und habe damit bereits angefangen. Geht hin in euer Land“, schloß er, „und lehret die Falaschas und die Heiden, die ihr dort habt!“ Welcher Art die Bemühungen an nicht christlichen Unterthanen, deren sich der schwarze Monarch hier rühmt, wohl sein mögen, erhellt aus anderweitigen Nachrichten. So soll derselbe dem muhammedanischen Stamme der Cheberti erklärt haben, „er werde alle die von ihnen aus den Gallas-Ländern bezogenen Sklaven, falls sie nicht binnen einer bestimmten Frist zum abessinischen Christenthum übertreten, gewaltsam castriren lassen. Anderwärts soll er Massenübertritte von besiegten Muhammedanern erzwingen haben, wobei diese den an ihnen vollzogenen Taufacten sich zwar äußerlich gefügt, zugleich jedoch erklärt hätten: „Heute preßt ihr uns, Christen zu werden, aber morgen werden wir euch zu Muhammedanern pressen.“

Was bringen denn Flad's Schüler für ein Christenthum, daß es König Johannes duldet?!

(Ev.-luth. Miss.-Bl. für Elsaß-Lothringen.)

„Wer mich ehret, den will ich wieder ehren.“

Im Juliheft der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ erzählt der Leipziger Missionar Baierlein zum Beweis für die sauerfeigartige Wirkung des Evangeliums unter den Heiden Indiens folgende, von uns jedoch mit obiger Ueberschrift versehene Geschichte:

Ein armer Tagelöhner, Jesuadian (Knecht Jesu), der weder schreiben noch lesen kann, aber ein treuer Christ ist,

kam jüngst in Versuchung, und da er sie besiegte, gereichte es ihm und andern zum Segen. Er hatte sich mit einigen Heiden bei einem heidnischen Grundherrn zur Arbeit für die Zeit der Ernte vermietet. Da nun der Sonntag kam und die Heiden wie gewöhnlich an die Arbeit gingen, blieb er allein in seiner Hütte zurück. Da sprach sein Gutsherr zu ihm:

Warum gehst du heut nicht an die Arbeit?

Herr, sagte er, ich bin ein Christ, und der Herr hat befohlen, den Feiertag zu heiligen.

So magst du zu Hause bleiben, sprach sein Herr.

Am Abend aber, als er den Arbeitern ihren Lohn gab, sprach er zu Jesuadian: Du sagst, du bist ein Christ, aber was weißt denn du vom Christenthum?

Herr, sprach Jesuadian, ich weiß, daß Christus sein Leben für mich gegeben hat, und daß ich nur durch ihn das ewige Leben erlangen kann.

Da lachten die heidnischen Arbeiter laut auf, aber der Gutsherr sprach: Ihr sollt ihn nicht auslachen; was er sagt, ist richtig, und ich glaube es auch. Darauf sprach er freundlich zu Jesuadian und setzte ihn, der seinem unsichtbaren Herrn so treu war, zum Aufseher der übrigen Tagelöhner während der ganzen Zeit der Ernte.

Was rufen uns die Glocken zu?

Einer Missionskirche in Südafrika war eine Glocke geschenkt. Groß war die Freude, und ein Eingeborner sagte in großer Versammlung: „Wenn ich in den Bergen bin und den Schall der Glocke höre, so betrachte ich dieselbe als Gottes Stimme, die mir zuruft: Komm her, diene mir und bete mich an. Ich hoffe den Tag nicht zu erleben, da dieser Schall verstummt.“ Ein alter christlicher Neger im Kaplande war außer sich vor Freude, wenn er den Klang der Kirchenglocken hörte. Ein Missionar frug ihn: „Hast du denn die Glocken so lieb?“ „Ja, Herr, ich habe die Glocken lieb. Ich hörte schon die Glocken gern in meiner Heimat, da ich noch ein Knabe war, und doch tönten sie damals nur in mein Ohr, jetzt aber, nun ich ein Christ bin, rufen sie in mein Herz.“ „Was rufen sie denn in dein Herz?“ Der Neger antwortete: „Sie rufen: Jesus nimmt die Sünder an!“ Verstehst du auch den Ruf der Glocken, mein Christ? Sie rufen auch dir zu: „Kommet, es ist alles bereit!“ „Kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

Der weite und schlechte Kirchweg.

Einem Missionar auf Tortola war, als er in einer Kapelle predigte, sein Pferd, das draußen angebunden war, fortgelaufen. Er mußte in einem Fischerboot nach Haus

zurückkehren. Ein schwaches Negerweib von 70 Jahren kam und bat um eine Ueberfahrt nach einer kleinen Insel, einem öden Landstück, zwei Meilen vom Lande. Während der Fahrt erzählte die Frau, daß sie jeden Mittwoch-Abend allein und zu Fuß von der Insel herüber käme, die Predigt zu hören, und auch so wieder heimkehre. Eine Felswand zog sich nämlich von der Insel bis zum Festlande 1 bis 3 Fuß unter der Wasserfläche hin. Diese gefahrvolle nasse Straße wanderte das Weib, nur einen Stab in der Hand, um ihren Weg in der Finsterniß der Nacht und unter dem Wasser zu fühlen, zum Hause Gottes, in mancher dunklen Nacht, in manchem saufenden Winde. In ihrem Herzen lebte etwas von dem Worte: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet.“ O ihr Christen! die ihr so oft eure Vernachlässigung des Gottesdienstes entschuldigt mit weiten und schlechten Wegen, was wollt ihr sagen, wenn euch der Herr einst diese Alte vorstellt?

Allerlei.

Der papistische Lord Ripon ist seitens des neuen liberalen Ministeriums in England zum Vicekönig von Indien ernannt worden, was allgemein überrascht hat. Während aber über diese Wahl im Vatican große Befriedigung herrschen soll und man dort eine besondere Begünstigung der papistischen Mission in Indien erwartet, hat sie in den protestantischen Kreisen Englands große Unzufriedenheit erregt, die nicht bloß in freien Versammlungen, sondern auch in den Generalsynoden der schottischen Staats- wie Freikirche zur öffentlichen Aussprache gekommen ist.

Aus Tahiti hat endlich der englische Missionar Green, den die Londoner Missions-Gesellschaft dort seit 1870 wieder stationirt hat, und der neben den Pariser Missionaren die Oberaufsicht über die Tahiti'schen protestantischen heidenschristlichen Gemeinden führt, nach langen Verhandlungen die gesetzliche Erlaubniß erhalten: ohne besondere Autorisation seitens der Regierung die unter seiner Superintendenz stehenden Gemeinden zu besuchen und unter ihnen zu predigen — eine Freiheit, welche den englischen Missionaren seit der französischen Besitzergreifung versagt gewesen.

Der Baseler Missionsinspector Dr. Schott ist am 21. September mit 11 Personen zur Inspection nach Indien abgereist. Er beabsichtigt dabei auch China zu besuchen. Wie bekannt, hat seiner Zeit schon der selige Graul die Leipziger lutherische Mission in Indien inspicirt. Es ist ohne Zweifel eben so nöthig als für die Leitung der Mission und die Heranbildung von Missionaren förderlich, daß die Missions-Inspectoren den Stand der Dinge selbst in Augenschein nehmen.

Von bedeutenden Missionsgaben auch aus Amerika nennen wir 3,000,000 Dollars, die von etwa 12 Personen

im Laufe des vergangenen Jahres für Werke, die den Bau des Reiches Gottes zum Ziel haben, dargereicht worden sind; desgleichen 948,000 Dollars von Usa Otis für den „American Board“ zum Theil zur Schuldentilgung genannter Missionsgesellschaft. L.

Die Schrift der Chinesen ist eine Bilderschrift. 3. B. O bedeutet Sonne, — bedeutet oben, — unten. 2 Bäume bedeuten einen Wald, 2 Weiber „Bank“, 3 Weiber „Mänke“, ein Vogel und Mund „Gesang“. Aus 214 Urzeichen hat man 44,000 Lesezeichen (Buchstaben) gebildet, von denen aber 2,000 zum Lesen gewöhnlich hinreichen. (Missionsbote.)

Notiz.

Da der spärliche Raum der „Missions-Taube“ auch nur einen spärlichen Gebrauch von Bücher-Anzeigen zuläßt, so hat die Missions-Commission beschlossen, daß inskünftige nur eigentliche Missionschriften angezeigt werden sollen.

Die Redaction.

Für die Negermission in Little Rock, Ark., erhalten:

Von P. G. Bachmanns Gemeinde in Evansville, Ind., \$5.00. Frau Krüger in Mountville, Minn., 1.00. P. E. Kronenwetts Gem. in Butler, Pa., 5.00. P. G. E. Albrechts Gem. in Hanover, Minn., 3.50, von 1. Confirmanden 1.50. Friedr. Giffel in Racine, Wisc., 5.00.

Speziell für Schulbau: Durch P. Fr. Sievers in Minneapolis, Minn., Ueberfluß der „Missions-Taube“ 5.50, von Hrn. Streichenberg 2.00, Hrn. Streichmuth .50.

Little Rock, Ark., 16. Mai 1881.

F. Berg, Missionar.

Für arme Negerkinder in New Orleans erhalten:

Durch P. Bischope aus seiner Gemeinde bei Fort Wayne, Ind., \$14.00, in Violetsfeld 11.00. Durch P. G. Markworth von Frau Wilhelmine Borbt 1.00. Durch Herrn Kaffirer G. A. Nustad in Decorah, Iowa, von P. J. A. Thorjen 5.50. Durch P. Bayer von Chr. Köhl in Feuersville, Mo., 1.00. Durch P. E. S. Lentzsch von „einer Freundin des Reichs Gottes“ 3.00. Durch Kaffirer G. A. Nustad 8.00. Durch H. W. Hamann von Frau Wolf und von Hrn. Gottfr. Vandelow je 1.00, von S. W. R. .50, von zwei andern Brüdern je .25. Durch Herrn Ole Bakke, gesammelt in der Gem. des Herrn P. Harstad in Trail Co., Dak., 12.52. Durch J. A. Wang in Madison, Wis., 4.00 sammt einer Kiste Kleider. Durch P. R. F. Schulze in Courtland, Minn., von Aug Stolt 3.00; von folgenden Schülern und Confirmanden: Louis Bodes Sparbüchse .66, Heinrich Fiene, Carl, Louis und Wilhelmine Bode je .50, Chr. Dahlmo 1.50, Frig Stolt 1.00, Louis Fiene, Barbara Vasler, Louis Gieske, Louis Kettner, Frig Kettner, Emma Kranz je .25, Frig Bode und Johanne Kranz je .75, aus Sophia Bodes Sparbüchse .71, von Louis Wefholz .60, Wm. Langhorst .40, Frig Severim 16, Johann Veier 10, P. Schulze's Kinder aus deren Sparbüchse .87. Durch P. E. Damm in Bloomfield, Wis., von den Schülern des Herrn Lehrer Engelbert 1.00, aus der Sparbüchse der Kinder Elizabeth, Heinrich und Clara Damm je .50. Durch P. Fr. Sievers in Minneapolis, Minn., Ueberfluß vom „Pioneer“ 4.00, Arndt u. Knoll daselbst je .50.

Berichtigung. In No. 4. der „Missions-Taube“ lies anstatt: „Durch P. Miesler in Des Peres, Mo., von A. N. 2.00“: \$2.50.

New Orleans, 2. Mai 1881.

N. J. Bakke.

„Die Missions-Taube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar.....	\$.25
10 „.....	2.00
25 „.....	5.00
50 „.....	9.00
100 „.....	17.00

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlags“.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalkonferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

Juli 1881.

Nummer 7.

Henry Budd's Leben und Wirken.

Ein Indianer als Prediger des Evangeliums.

(Fortsetzung.)

II. Budd's Eintritt in die Missionsarbeit. Gesegnetes Wirken in Cumberland und Repowewin. Ordination.

Die erste offizielle Notiz über ihn findet sich im Taufregister vom 21. Juli 1822, und lautet folgendermaßen: „Henry Budd, ein Indianerjunge, ungefähr 10 Jahre alt, hat in der Missionschule gelernt, und kann jetzt das N. Testament lesen und den Katechismus fehlerlos hersagen.“ Leider mußte schon im Jahr 1823 West, der geistliche Vater des jungen Henry, nach England zurückkehren. Der an seine Stelle gekommene Miss. Jones nahm sich aber, wie sein Vorgänger, treulich der jungen Leute an. Die Fortschritte, welche sie bald im Lernen machten, waren erstaunlich, und als die Schulzeit vorüber war, konnte Henry Budd eine Anstellung bei der Hudsonsbay-Gesellschaft annehmen. Dieser Dienst hielt ihn aber an einem Orte fest, wo es keine regelmäßigen Gottesdienste und überhaupt keine christliche Gemeinschaft gab. So kehrte er denn im Jahr 1837, von Miss. Jones dazu aufgefordert, nach der Missionsstation am Nothen Flusse zurück und übernahm hier die Stelle eines Schulmeisters, in welcher er sich als Mann von Festigkeit und Einsicht erwies, bis er drei Jahre später an den Cumberland-See versetzt wurde, um hier unter seinen eigenen Stammesgenossen, den Cree- (sprich Kri-) Indianern, eine Mission anzufangen. Da er sich einige Zeit vorher verheirathet hatte, so war er nicht allein; und überdies war

auch seine Mutter, jetzt ebenfalls eine Christin, zu ihm gezogen. Die Reise nach Cumberland — etwa 200 Stunden weit — war beschwerlich genug, und anfangs hatten sie auch, am Ziel angekommen, nichts als ein Zelt zur Wohnung; aber noch ehe der Winter hereinbrach, hatte Budd mit Hilfe einiger Indianer drei kleine Blockhäuser erbaut, eins für sich und seine Familie, eins für die bereits 24 Kinder zählende Schule und ein drittes als Vorrathshaus. Seine Arbeit war von großem Segen begleitet, denn die Eingebornen waren sehr empfänglich für die neue Lehre und brachten ihre Kinder aus eigenem Antrieb zur Schule. Da der Platz aber für eine dauernde Niederlassung nicht sehr geeignet war, so begab er sich an einen andern Ort, Pas genannt, am Ufer des Saskatschewan-Flusses, und hier lehrte er die Eingebornen den Feldbau. Das war keine leichte Aufgabe. Denn den Pflug führte das scharfe Indianerauge zwar in pfeilgerader Richtung, aber die Hacke und den Spaten warfen sie alle Augenblicke weg, weil die gebückte Arbeit damit ihnen Rücken und Arme steif machte; das Beil, mit dem sie die Bäume umhauen sollten, klagten sie, mache ihnen Blasen, mit der Sichel schnitten sie sich in die Finger und statt vorsichtiger zu sein, verloren sie die Zeit mit träumerischem Sinnen, wie sie ohne dieselbe fertig werden könnten! Aber allmählich ging es besser; nicht nur äußerlich, sondern auch in den Herzen war manches anders geworden.

Wie erstaunt war Miss. Smithurst, der im Frühling des Jahres 1842 nach Pas kam, hier bereits eine ganze Schaar von Taufcandidaten zu finden. Er war fest entschlossen, sich durch keinen Schein betrügen zu lassen, son-

bern jeden Einzelnen auf's gründlichste zu examiniren. Einestheils schien ihm nämlich die Zahl zu groß, anderntheils war kurz vorher ein römischer Priester in jenen Gegenden erschienen und hatte alle, die es wollten, nicht etwa unterrichtet, sondern ohne Weiteres getauft, ihnen ein metallenes Kreuz um den Hals gehängt und sie versichert, nun seien sie gerettet. Im Gegensatz hierzu meinte Miss. Smithurst, es besonders genau nehmen zu müssen; hatte ihn aber zuerst die Zahl der Taufbewerber überrascht, so war es jetzt ihre christliche Erkenntniß und der Ernst ihrer Gesinnung, was ihn noch weit mehr in Erstaunen setzte. Mit Freuden ertheilte er daher 38 Erwachsenen und 49 Kindern die heilige Taufe. Das war die sichtbare Erstlingsfrucht von Henry Budd's Arbeit während der 18 Monate, die er nun als eingebornen Katechist im Dienste der Mission gewesen war. Wieder zwei Jahre später kam Miss. Hunter, von seiner Frau begleitet, nach Pas, taufte am Sonntag nach seiner Ankunft 67 Heiden und Christenkinder, aber nicht um dann wieder fortzuziehen, sondern an Ort und Stelle zu bleiben und mit Henry Budd weiter zu arbeiten. In einigen Jahren war alles wie umgewandelt. Die Indianer gaben ihr unstätes Wanderleben auf und siedelten sich als Ackerbauer auf einer kleinen Flußinsel an, die nun bald wie ein Garten aussah. Schon im Jahr 1848 zählte man oft 400 Personen im öffentlichen Gottesdienst und 57 Communicanten knieten um den Abendmahlstisch, so oft das heilige Sacrament gefeiert wurde, auch wenn sie aus großer Entfernung sich dazu nach mühsamer Wanderung erst einzustellen hatten. Schon 1843 hatte die kleine Gemeinde bei Gelegenheit der Opposition, welche ein katholischer Priester gegen Budd und die ganze evangelische Mission in jener Gegend erhob, bewiesen, wie fest und klar sie auf dem Grunde des Wortes Gottes zu stehen verstand; von Jahr zu Jahr war die Gemeinde gewachsen, Groß und Klein wurde von dem geisteskräftigen Zeugniß des eingebornen Predigers erweckt und gefördert, 1846 auch ein hervorragender Zauberer sammt seinem Weibe bekehrt und von Miss. Hunter getauft, nachdem er schon vier Jahre früher 160 Stunden weit gekommen war, um aus Budd's Munde das Evangelium zu vernehmen. In der Gegend, aus welcher er stammte, hatte ein förmlicher Heißhunger nach dem „Wort des großen Geistes“ die Indianer ergriffen, und Miss. Hunter sandte daher zwei eingeborne Gehilfen dahin, bis er 1847 selbst eine Reise nach jener Gegend unternehmen konnte. Schon unterwegs begegnete er einem Häuptling, Kinakachpu, der sammt seinem Weibe gekommen war, um sich auf der Cumberland-Station (Pas oder auch Devon genannt) taufen zu lassen. Miss. Hunter prüfte die Weiden und fand sie so gut unterrichtet, daß er sie sogleich am Ufer des Flusses taufte, und als er dann vollends in die Heimath jenes früheren Zauberers kam, da drängte sich alles zu Wort und Sacrament. In weitem Umkreise war ein Verlangen nach der Botschaft des Heils erwacht.

Aehnlich war es an anderen Orten gegangen. In Grand Rapids, Manitoba und einigen anderen Plätzen waren Missionsstationen und Gemeinden entstanden. Immer mehr machte sich das Bedürfniß geltend, für diese zerstreuten, von der übrigen Christenheit so weit abliegenden Gegenden auch einen Oberhirten in der Person eines Bischofs zu haben, denn nur ein solcher kann nach der anglikanisch-kirchlichen Ordnung die wichtigen Akte der Confirmation und Ordination vollziehen. Einmal hatte zwar der Bischof von Montreal einen Besuch am Nothen Fluß und am Saskatschewan gemacht, aber das reichte natürlich nicht aus. Auch in England erkannte man dies Bedürfniß, und am 29. Mai 1849 wurde in der Cathedrale von Canterbury in der Person von Dr. Anderson der erste Bischof von Rupertsland durch den englischen Erzbischof geweiht. Im August desselben Jahres kam er in Fort York, im October am Nothen Flusse an, und im Juni 1850 machte er seinen ersten Besuch auch in Cumberland Pas. Es war ein Samstag-Abend und die Sonne ging gerade unter, als er, von den letzten Strahlen derselben beleuchtet, den Kirchturm erblickte, welcher ihm deutlich genug anzeigte, daß er nun am Ziele sei. Seine erste Aufgabe war nun, dies Gotteshaus feierlich zu weihen, wobei es den Namen Christuskirche erhielt, und dann 110 Confirmanden zu prüfen und einzusegnen. Anfang Juli machte er sich wieder auf den Rückweg, von Henry Budd und dessen ältestem Sohne begleitet. Bis dahin war dieser treue und gesegnete Arbeiter im Weinberge des Herrn ein einfacher Laien Katechist gewesen, der nicht einmal die durch seine Wirksamkeit bekehrten Heiden selber hatte taufen dürfen oder ihnen das Abendmahl austheilen. Jetzt sollte er durch die Ordination in das sogenannte geistliche Amt auch kirchlich eingesetzt werden, nachdem er in der That und Wahrheit längst ein „Geistlicher“ gewesen war. Bischof Anderson fand ihn in der Theologie wohl beschlagen und hatte besondere Freude an seinem starken, männlichen Charakter.

Am 22. December 1850 fand die feierliche Handlung in der sog. Oberen Kirche in Red River statt. Die Zahl der dabei Anwesenden war weit über tausend, und zum Schluß wurde von 300 Personen das heilige Abendmahl gefeiert. Zwei Tage später, am heiligen Christfest, las der neue Diakonus zum ersten Mal die Liturgie und hielt eine Predigt in der Kri-Sprache über die Worte: „Es hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe“, und auf das dringende Verlangen der Leute mußte er auch acht Tage später noch einmal predigen. Gern hätten seine Landsleute ihn dort behalten; aber er mußte zurück auf seinen alten Posten nach Cumberland Pas, wo seiner ja auch eine liebende Gemeinde harrete.

Hören wir, was dieser von den Missionaren und allen, die sie kennen, für ein Zeugniß gegeben wird: „Ihre Haltung ist geordnet und fromm. Bei dem Gebetsgottesdienst sprechen sie aus dem Gedächtniß und beim Gesang schweigt

fein Mund. Sie haben eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit und können daheim ihren Freunden die leitenden Punkte einer gehörten Predigt wiederholen. Auf diese Weise bringen sie den größten Theil des Sonntags zu, theilen einander ihre christlichen Erkenntnisse mit, singen Lieder und beten. In jedem Hause ist Morgen- und Abendandacht, und sogar auf ihren Jagdzügen wird diese Sitte aufrecht erhalten. Das heilige Abendmahl wird mit tiefer Bewegung der Herzen gefeiert. Die Bekehrung ihrer heidnischen Landsleute ist allen ein großes Anliegen, und sie versäumen daher keine Gelegenheit, sie für Christum zu gewinnen. Mit dem innern Leben hat sich aber zugleich das äußere verändert. Auf beiden Seiten des Saskatschewan stehen gegenwärtig über 40 Häuser, deren Zahl noch immer wächst, während die älteren Ansiedler ihre Wohnungen mit Mörtel überziehen, zum besseren Schutz gegen die strenge Winterkälte. Ein Schauspiel voller Leben ist es, wenn die Indianer über den Fluß setzen, um dem Abendgottesdienste beizuwohnen; 20 bis 30 Rähne rudern da zu gleicher Zeit mit einem Geräusch, das einer fernen Stromschnelle gleicht. Jedes Haus hat sein Stück angebauten Bodens, das sich jährlich erweitert, außerdem seine Kartoffelfelder, die auf einer Insel des Flusses liegen. Ebenso bauen sie Gerste, halten auch Vieh und Pferde. Vor Einbruch des Winters aber sieht man sie mit Herstellung ihrer Schlitten und ihres Arbeitsgeschirres fleißig beschäftigt, um Heu und Brennholz nach Hause zu schaffen, wie sie denn auch durch das Gehölz Wege bahnen, um mit ihren Pferden und Schlitten das Ergebnis ihres Fischfangs heimzubringen. Ein Geist der Ueberlegung, der Thatkraft, der Vorsorglichkeit ist an ihnen wahrnehmbar, — Eigenschaften, die dem Indianer in seinem wilden Zustand gänzlich abgehen.

„Das ist aus Cumberland geworden, hauptsächlich unter der Pflege des in sich selbst schwachen, im Herrn aber erstarkten Indianerkatechisten Budd. Wie wunderbar! Im September 1820 stammelt der unwissende Indianerknabe, von Miss. West väterlich gelehrt, sein tägliches Gebet zum großen Vater um Segen. Zwanzig Jahre darauf ist dieser Knabe ein gesegneter und segensbringender Lehrer seines Volks in Cumberland geworden, und nach zehnjähriger hingebungsvoller Arbeit wird derselbe zum Missionar ordinirt.“ *) Wahrlich, jenes Kindergebet war in Erfüllung gegangen, und aus dem Munde des Unmündigen hatte Gott sich eine Macht zugerichtet.

Sieben Monate nach seiner Ordination übernahm Henry Budd die selbstständige Leitung der Gemeinde und Missionsstation in Cumberland, und behielt dieselbe bis zum Ende des Monats Juni 1852. Um diese Zeit nämlich kam Miss. Hunt, ein jüngerer Arbeiter, von einem Be-

suche bei den Indianern zu Nepowewin, 15 Tagereisen flussaufwärts, westlich von Cumberland, zurück, nachdem Budd selbst schon im Jahr 1851 dort freundliche Aufnahme gefunden und den Entschluß gefaßt hatte, früher oder später einmal unter diesen Niggewä-Indianern eine Mission zu begründen. Jetzt freilich schien es nicht gerade der rechte Augenblick zu sein, da der alte Häuptling Mahnsuk dem Miss. Hunt entschieden erklärt und auch Budd hatte sagen lassen, man solle ihm mit Anlegung einer Missionsstation nur drei Schritte vom Leibe bleiben, und wenn Budd dennoch komme, so werde man ihn binden, in sein Boot setzen und den Fluß hinunterexpediren! Dennoch hatte übrigens Hunt den Eindruck bekommen, daß dies nicht so ernst gemeint sei, und wenigstens das Volk selber einem zu ihm kommenden Missionar nichts zu leide thun würde. Jedenfalls war Budd nicht der Mann, der sich durch solche Drohungen einschüchtern ließ. Wenn er auch die Macht des Heidenthums kannte und seiner eigenen Schwächen sich bewußt war, so war sein Vertrauen doch um so fester auf den Herrn und seine Verheißungen gesetzt. In welcher Stimmung er an dies neue Unternehmen ging, das zeigen die Worte, die er am 24. August 1852, dem Tage seiner Abreise, in sein Tagebuch schrieb: „Wenn die Indianer von Nepowewin christianisirt werden sollen, wahrlich, so muß Gott es thun! Zu Gott will ich daher aufschauen um Gnade und Hilfe, führt Er doch Sein Werk, das Er seit Menschenaltern vorbereitet hat, wenn Seine Zeit einmal gekommen, durch die schwächsten Werkzeuge und Mittel aus. Durch die kleinsten Dinge die größten Sachen auszurichten, das ist Seine Ordnung, damit aller Ruhm Gottes sei und keines Menschen. Diese und viele andere Gedanken steigen in meinem Herzen auf, während die Bootsleute stromaufwärts rudern, und ich gestehe, daß ich nach Nepowewin mit mehr Zittern gehe, als seiner Zeit nach Cumberland.“

Am 8. September kam Budd in Nepowewin an, und ganz gegen alles Erwarten kamen sogleich die Indianer herbeigelaufen, um seine Vorräthe ans Land zu bringen. Er fragte, wo Mahnsuks Zelt sei, und fand dann den alten Häuptling schwerkrank und in großen Schmerzen. Er sagte jetzt kein Wort mehr vom Fortschicken, sondern war freundlich und zutraulich. Kaum hatte darauf Budd ein Zelt aufgeschlagen, so überließen ihn die Eingebornen und wurden nicht müde, ihn über alles Mögliche zu fragen; namentlich aber wollten sie wissen, ob er auch Medicinen gebracht habe; denn sie sahen in ihm scheint's mehr einen Kaufmann, als einen Lehrer und Missionar, eine Meinung, die er freilich bald genug widerlegte. Am nächsten Morgen stand Budd am Flußufer, um seinem Boote, das jetzt sammt der Mannschaft nach Cumberland zurückkehrte, noch einen Abschiedsgruß zuzuwinken. Da trat ein Indianer zu ihm und sprach: „So, nun ist dein Boot fort, und deine Leute haben dich hier gelassen; warum bist du nicht mit ihnen gegangen?“ Budd erwiderte, er sei gekommen, nicht um gleich wieder fortzugehen, sondern um bei ihnen zu

*) Vorstehendes Citat, wie noch manches Andere, ist genommen aus dem vortrefflichen Buche: „Dr. G. C. Burkhardt's kleine Missionsbibliothek“, neu herausgegeben von Dr. A. Grundemann, 1876.

überwintern, worauf der Indianer ihm erklärte, das werde er noch bitter zu bereuen haben; denn wenn die Indianer aus den sogenannten „Ebenen“, wo sie zur Büffeljagd sich aufhielten, kommen würden, so würden sie ihm all sein Eigenthum und auch die Früchte seiner Feldarbeit ohne Weiteres wegnehmen. „Das ist gewiß sehr hart“, sagte Budd gelassen; „aber es bleibt mir jetzt nichts Anderes übrig, als hier zu bleiben, und ich bin entschlossen, mein Glück unter euch zu versuchen.“ Dabei blieb es denn auch, und Budd fing ruhig an, sich ein eigenes Häuschen zu zimmern. Das interessirte den alten Häuptling mächtig und er kam alle Tage, um zu sehen, wie die Arbeit vorwärts ging, ja legte zuweilen selbst eine helfende Hand an. In Betreff aller Herzensangelegenheiten aber war er hart wie ein Stein, und als eines Sonntags nach dem Gottesdienst, der im Fort gehalten wurde, und zu welchem auch Mahnsuk eingeladen, aber nicht gekommen war, Budd sich zu ihm in sein Zelt begab und ihn fragte, warum er dem Wort Gottes so aus dem Wege gehe, da gab er die merkwürdige Antwort: „Mein Freund, hättest Du einen großen Kessel mit Speise bereitet, so wären alle Indianer bereit gewesen zu kommen, sobald Du sie gerufen hättest. Da Du aber von nichts als von der Gebetsreligion zu ihnen redest, so haben sie keine Lust zu kommen, und man sieht ja auch nicht für was.“ Und der Bruder des Häuptlings äußerte sich folgendermaßen: „Ich habe nichts gegen Dich und Deine Religion, aber ich denke nicht, daß ich sie jemals annehmen werde; denn wenn ich das thäte, so würde ich niemals das Glück haben, mit meinen Freunden und Verwandten wieder zusammen zu kommen, welche mir in die andere Welt vorangegangen sind. Gott hat uns und die weißen Leute verschieden gemacht und uns eine eigene Weise der Anbetung gegeben. Die weißen Leute haben ohne Zweifel ihre Religion von Gott, wir Indianer aber auch, und jeder Theil sollte bei der seinigen bleiben.“ Natürlich bezeugte Budd ihnen dagegen: „Nicht Gott hat Euch Eure Religion gegeben, sondern Eure indianischen Gebräuche sind von Menschen erfunden, welche den rechten Weg der Anbetung Gottes verloren haben. Aber diese falschen Anbetungsweise können Ihm nicht gefallen; darum hat Er uns Sein Wort gegeben, welches allein den richtigen Weg weist. Gott will, daß alle Menschen, weiße und Indianer, Ihm nicht nach ihrer, sondern nach Seiner Weise, d. h. im Geist und in der Wahrheit dienen.“

Ein andermal, als von Sünde die Rede war, sagte Mahnsuk: „Ja, einmal in meinem Leben hätte ich beinahe eine Sünde gethan. Ich gab zu, daß man eine Frau mit Arznei vergifte; aber meine Mutter erfuhr's und hat mich vermocht, meine Genehmigung zurückzunehmen; so habe ich keine Sünde gethan.“ — „Wie?“ sagte Budd, „was nennst Du Sünde? Wenn ein Indianer den andern tödtet, nennst Du das Sünde?“ — „Allerdings“, sagte der Häuptling. „Aber wie, wenn ein Indianer stiehlt oder böse Worte im Munde führt, ist das keine?“ entgegnete Budd. „Nein,

von einem solchen Manne sagen wir nur, er hat nicht weise gehandelt“, war die Antwort. Da sprach Budd: „Wenn Du Gottes heiliges Gebot brichst oder dem Andern Schaden thust, das ist Sünde, und wie vielmal ist das geschehen!“ Da schaute ihn der Häuptling erstaunt an, daß er ein Sünder sei. Doch er kam allmählich; an seinem Stabe überschritt er das Eis des Flusses und hörte drüben im Fort andächtig der Predigt zu; ja, bald kam er fast täglich, trotz seines dickgeschwollenen Fußes, zum Missionar und ließ sich unterrichten. Und gewiß wären noch manche Andere gekommen, wenn nicht die Zauberer und Medicinmänner dagewesen wären, von denen oft ein einziges Wort genügte, um die ganze Missionsache in Verruf zu bringen.

Unter diesen Umständen, da Budd bloß ein paar Kinder in der Schule und außer Mahnsuk und seinem Weibe keinen einzigen Erwachsenen in seiner Pflege hatte, entschloß er sich, drei Tagereisen stromaufwärts nach Fort Carlton zu gehen, wo er zwar 23 von einem durchreisenden katholischen Priester getaufte Indianerkinder, aber keine Schule und überhaupt keinerlei Lebenszeichen fand. Doch bekam er eine große Zuhörerschaft von Katholiken, Protestanten und Heiden, als er dort predigte. Dann, nach Neopowin zurückgekehrt, begegnete ihm auch hier etwas mehr Empfänglichkeit, und der alte Häuptling sprach ernstlich vom Christwerden. Betrübt aber war es, daß er am Ostersonntag 1853 nicht einmal den gewöhnlichen Gottesdienst im Fort halten konnte, weil eine ganze Masse von Indianern aus der Ebene gekommen war und der Handel mit ihnen selbst während des Festtags nicht unterbrochen wurde. Interessant ist übrigens die Beschreibung, welche Budd in seinem Tagebuch von den Feierlichkeiten gibt, unter welchen diese Indianer aus der Ebene in das Handelsfort einziehen. Zuerst werden bloß zwei oder drei als Gesandte hineingeschickt, während der große Haufe etwa in der Entfernung von einer Viertelstunde Halt macht und wartet, bis die Gesandten mit Tabak und Munition zurückkehren. Haben alle dann ein Pfeifchen geraucht, so hält der Anführer eine lange Rede, in welcher er seinen Leuten sagt, wie sie sich im Fort zu benehmen haben. Dann brechen sie auf, der Häuptling voran, unmittelbar hinter ihm sein Fahnenträger. Wenn sie sich dem Thore genähert haben, so wird die Fahne der Compagnie aufgezo- gen, und gegenseitige Salutationschüsse werden abgefeuert; der Häuptling schreitet langsam weiter, ihm folgen seine Leute, drei oder vier neben einander gehend, mit einem langen Zuge von Pferden und Hunden, alle schwer beladen. Dann heißt's noch einmal: Halt! und ein Friedensgesang wird angestimmt; unmittelbar vor dem Thor geschieht das noch einmal, darauf öffnet sich dasselbe und der Anführer schreitet hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Negermission.

(Fortsetzung des Reiseberichts.)

Gern hätte ich dem Drängen der lieben Brüder in New Orleans nachgegeben, noch einige Tage bei ihnen zu bleiben. Da aber die Delegaten-Synode vor der Thüre war, so mußte der Aufenthalt in New Orleans möglichst verkürzt werden. Als ich mich in Begleitung Herrn Wafke's etwas vor der zur Abreise bestimmten Zeit zum Bahnhofe begab (was durch die Freundlichkeit meines lebenswürdigen Gastgebers gar nicht anders als per Kutsche geschehen konnte, wie denn die lieben Brüder daselbst mit Kutschen, Barouches und Buggies sehr dienstfertig sind), fand ich hier zu meinem freudigen Erstaunen nicht allein mehrere liebe Amtsbrüder, sondern auch noch andere liebe Glieder der Lokalcommittee und sogar etliche liebe Freunde aus Algiers, frühere Gemeindeglieder von mir, welche alle gekommen waren, mir noch einmal Lebewohl zu sagen, und mir noch Beweise ihrer Liebe mit auf den Weg zu geben. Doch die Stimme des Conducteurs mahnte zum Einsteigen — noch ein herzlicher Händedruck — ein kurzer Abschiedsgruß und bald brauste der Zug dahin durch die flache Gegend, die von vielen Kanälen durchschnitten ist, in denen Alligatoren in großer Menge umherschweben; und bald darauf gings an der Küste des Meerbusens von Mexico entlang, wo Land und Wasser gleichsam sich um die Herrschaft streiten. Bald erstreckt sich ein Streifen Land weit in das Wasser hinein, dann wieder macht das Wasser tiefe Einschnitte in das Land, welches kaum einige Fuß höher und fast ebenso flach ist als das Wasser. Die Eisenbahn läuft bald auf einem Erddamm, bald wieder auf sogenanntem Treistlewerk, oft mehrere Meilen lang über das Wasser hinweg. Wo das Land etwas höher ist, findet sich viel Fichtenwald. Fast alle Bäume, Sträucher, Fenzgen u. s. w. sind mit einer Art Moos überzogen, welches wie ein langer grauer Bart herabhängt und der ganzen Landschaft ein trauriges Gepräge gibt. Hier und da aber gibt es auch Gruppen von Magnolia-Bäumen, die mit ihren schneeweißen Blumen, von denen jede so groß ist wie eine ziemlich große Untertasse, ganz prächtig aussehen und einen angenehmen Geruch verbreiten. Nach Mobile zu wird die Landschaft etwas höher und mehr wellenförmig. Mobile ist eine ziemlich schöne Stadt, mit breiten, regelmäßigen Straßen und zum Theil prächtigen Alleen. Hier wurde Halt gemacht, um der dortigen Mission des Herrn Missionar Wahl einen Besuch abzustatten.

Das Gebäude, welches hier für unsere Missionszwecke benutzt wird, ist ein altes reparaturbedürftiges Framegebäude. Die innere Einrichtung und allerlei schäbiger Firlefanz deuten darauf hin, daß es einer Loge gehört und zu gewissen Zeiten auch Logenzwecken dient, was uns freilich nicht angenehm ist; doch müssen wir froh sein, daß wir daselbe überhaupt gegen eine geringe Entschädigung be-

nützen dürfen. Es liegt in einer ruhigen, von Negern bewohnten Nachbarschaft, die allerdings Abends ein wenig verrufen ist.

In der Schule fand ich etliche über 40 Kinder, die in zwei Klassen von Missionar Wahl und einem jungen Mann, der eine Zeitlang in dem ev.-luth. Seminar zu Springfield war, unterrichtet wurden. Auch hier waren eine Anzahl Kinder durch Scharlach und Masern abgehalten.

Während des Winters, da die Schule über 60 Kinder zählte, hatte eine Tochter des Unterzeichneten 4 Monate lang Herrn Missionar Wahl im Schulhalten geholfen. Der Unterricht wurde in ähnlicher Weise wie in New Orleans gehalten. Sehr erfreut war ich über die Leistungen der Kinder in der Biblischen Geschichte. Einige derselben antworteten vortrefflich. Jetzt hält Herr Missionar Wahl wieder allein Schule, obgleich er sehr schwächlich und leidend ist.

Nach der Schule machten wir noch einen Besuch bei Mrs. Smith, in deren Hause Missionar Wahl in letzter Zeit öfters predigte, und die er besonders für die heilige Taufe vorbereitete. Mrs. Smith ist eine große stattliche Erscheinung, und obwohl sie über 50 Jahr alt ist, zeigt ihr Gesicht keine Falte, sie sieht aus wie die personifizierte Gutmüthigkeit und ist nicht sehr dunkel. Sie empfing uns sehr freundlich, und als Herr Missionar Wahl mich vorstellte als „den Vater von Fr. R.“, zeigte sie sich sehr erfreut, brachte uns dann in ihr bestes Zimmer, schleppte ihre Schaukelstühle herbei, damit wir es uns bequem machten, deckte sauber den Tisch und brachte an Erfrischungen herbei, was sie in der Eile aufstreifen konnte. Es war eine Lust, mit der Frau über Gottes Wort zu reden; man merkte es ihr an, daß der Herr sein Werk in ihrem Herzen hat. Sie sucht auf alle Weise ihre Freude und Dankbarkeit zu beweisen dafür, daß sie in Gottes reinem Wort unterrichtet wird. Möge Gott sie in solchem Sinn erhalten. Sie ist, so weit Menschenaugen sehen können, eine herrliche Erstlingsfrucht unserer Mission in Mobile. Wie Missionar Wahl kürzlich berichtete, hat sie nun zu ihrer großen Freude die heilige Taufe empfangen. Außer ihr sind auch kürzlich drei Kinder getauft worden. So ist nun also ein schwacher Anfang für eine lutherische Gemeinde vorhanden. Gern hätte ich in Mobile auch einem Gottesdienste beigewohnt; doch konnte ich mich so lange nicht verweilen, sondern mußte schon am folgenden Abend wieder abreisen. Little Rock, Ark., und Prinz Edwards County, Virginia, konnten diesmal wegen Kürze der Zeit nicht besucht werden. Von Herrn Missionar Bühler am letzteren Ort ist kürzlich ein Bericht eingegangen, in welchem er unter Anderm Folgendes meldet: „Im Betreff des Fleißes und Betragens meiner Schüler darf ich, Gott sei Dank! noch immer meine Befriedigung aussprechen. In vereinzelt Fällen freilich, wenn etwa während der Spielzeit sich Zwistigkeiten erheben, hält es

oft schwer genug, den Anstifter und die reine Wahrheit herauszufinden. Auch beim Lesen und Erklären der heiligen Schrift ist seitens der Kleinen nicht immer die nöthige Achtsamkeit vorhanden. Doch muß ich hinzufügen, daß sich in letzterem Punkte sehr Vieles gebessert hat. Anfangs fiel es auch besonders schwer, auf die einfachsten Fragen, selbst von den vorgeschrittenen Schülern, eine passende Antwort zu erhalten, was einerseits von ihrer erstaunlichen Unwissenheit in biblischen Dingen, andererseits von ihrer Ungewohntheit, selbständig zu denken, herrührt.

„Die äußere Erscheinung der Schüler in Kleidung und Frisur läßt noch zu wünschen übrig. Die Mädchen kommen allerdings fast ohne Ausnahme in ziemlich anständiger und reinlicher Kleidung, was beim starken Geschlechte schon weniger der Fall ist. Verschiedentlich nahm ich die Gelegenheit wahr, den Mädchen den Wunsch nahezu legen, sie möchten ihre zwirndurchwirkten Haarflechten weglassen, weil damit nur das so dringend nothwendige Auskämmen der Haare auf Tage hinausgeschoben und gewissen Schmarozern freier Spielraum geboten wird; bis jetzt ohne erheblichen Erfolg, weil die Bequemlichkeit der Alten dahintersteht.

„Im Lesen, Schreiben und Rechnen ist schon etwas Fortschritt zu vermerken, besonders bei den WC-Schülern. Die Singübungen machten mir anfangs viel zu schaffen; doch werden die Melodien: ‚Vom Himmel hoch‘, ‚Nun danket alle Gott‘, ‚Wachet auf, ruft uns die Stimme‘ und ‚Wie schön leucht‘ uns der Morgenstern‘ jetzt in ziemlich leichter, ansprechender Weise gesungen. Als neulich einer meiner Schüler, der während der Saatzeit Ferien macht, hinter dem Pfluge sang, daß es durch die umliegenden Wälder schallte, meinte Jemand in meiner Umgebung: das müßte den Dr. Martin Luther doch gefreut haben, aus dem Munde eines jungen Neger's seine alte, fröhliche Melodie ‚Vom Himmel hoch‘ zu hören.

„Das Gebet des HErrn, die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntniß werden täglich gemeinschaftlich gesprochen und die größeren Schüler, wie auch ein beträchtlicher Theil der Kleineren können Alles so ziemlich ohne Anstoß hersagen. Alle Lieder, welche wir singen, werden natürlich auch erst auswendig gelernt. . . . Wenn ich mich in dem Benehmen und den Aussagen der hiesigen Neger nicht gründlich täusche, so sind sie alle recht herzlich froh, diese Schule in ihrer Mitte zu haben. Selbst der etliche Meilen von hier wohnende Negerprediger soll sich bei der Nachricht von der Eröffnung dieser Schule dahin geäußert haben: ‚Der liebe Gott meint doch wahrlich gut mit uns armen Farbigen. Erst nimmt er uns das Clavenjoch vom Halse, unter dem wir so lange geseufzt und gebetet haben, und jetzt schiebt er uns aus dem fernen Norden einen Mann, der sich unserer Kinder in echt christlicher Weise annimmt. Das ist fürwahr ein Segen vom HErrn, und wer ihn nicht anerkennt, ist desselben nicht werth.“

So dürfen wir es denn immer wieder erfahren, daß der treue Gott, der befohlen hat: „Prediget das Evangelium aller Creatur! Taufet alle Völker!“ unsere geringe Arbeit auch im Dienste dieser Mission nicht vergeblich sein läßt; darum sollten wir auch nicht müde, sondern immer williger werden, dieselbe zu unterstützen.

C. S.

Eine zweitägige Predigtreise in Ostindien.

„Es war an einem Augustmorgen, als Br. Peter sen und ich, begleitet von den Katecheten Gadu und Johannes, uns mit Tagesanbruch auf den Weg machten. War an den Tagen vorher der Himmel bewölkt gewesen, so zeigte sich heute die „liebe“ Sonne — wie man in Deutschland zu sagen beliebt — unverschleiert. Die nächsten Dörfer wurden außer Acht gelassen, der erste Angriff sollte in einem 5—6 Meilen entfernten Dorf gemacht werden. Ehe wir das Dorf erreichten, machten wir in einem Topu (Busch) Halt, entblößten unsere Häupter und beteten um den Segen des HErrn, daß Er die rechten Worte geben und die Herzen der Heiden zur Aufnahme bereiten wolle. Dann ging's in's Dorf hinein. Die Leute wurden zusammen gerufen; unter einem Baum sitzend und stehend hörten sie Gottes Wort zum Theil ganz aufmerksam. Doch von den angebotenen Büchern wollten sie keine kaufen. Der Ortsvorsteher meinte, wir sollten ihnen nur Geld bringen. — In dem nächsten Dorfe hatten wir uns wieder unter einem Baume niedergelassen. Gegenüber war eine Schule. Zwischen Schule und Baum die Chaussee. Auf derselben versammelten sich die Zuhörer auf die ergangene Einladung, eine liebliche Gruppe! Alle, die des Weges kamen, hörten zu, der eine die Schaufel in der Hand haltend, der andere ein Kind auf dem Arm, ein anderer sogar einen Pflug auf der Schulter, alle hörten das Wort. Die Kinder in der Schule vergaßen das Buchstaben malen, ihr Lehrer war Schüler geworden. Und wenn auch der eine oder die andere im Sande malte und ab und an etwas in den Mund steckte, was Aehnlichkeit mit Tabak hatte, so hörten sie doch ganz gut zu. — In einem andern Dorfe wollten zuerst keine Leute kommen, da sprach Br. Peter sen mit einem Brahminen über Gottes Wort. Derselbe machte viele Einwendungen. Unter andern meinte er: Wir werden durch unsere Religion selig, ihr durch eure. Das ist ja auch wesentlich nichts anders, als was so Viele sagen, die sich Christen nennen: Ein jeder wird seines Glaubens selig. Als die Rede auf den HErrn Christum kam, sagte er, ihr Venkateswarudu sei unser Christus u. s. w. Zuletzt bekannte er aber doch: Die christliche Religion ist die wahre. Als er mit Gadu anband und von diesem derbe Wahrheiten hören mußte, sagte er zu ihm Worte, die deutsch etwa heißen: Du bist ein Pariah und willst uns Brahminen lehren? Mir war's,

als hätte ich ähnliche Worte schon früher zu Hermannsbürger Jöglingen sagen hören. — Man sieht also, unsere Brahminen haben drüben Freunde und Gesinnungsgenossen, von denen sie, wer weiß wie bald, einen Brudergruß bekommen. — Als wir aus diesem Dorfe fortgingen, war es bereits Mittag geworden und die Sonne sandte ihre Strahlen senkrecht auf den armen Kopf nieder. Wir begaben uns deshalb zu einer nahen Eisenbahnstation und rasteten hier einige Stunden. Nachmittags 2½ Uhr ging's in die zwischen den Bergen gelegenen Dörfer, durch ausgetrocknete Teiche, abgeerntete Reisfeldchen und schöne grüne Saatsfelder. Wir stießen auf zahlreiche Büffelheerden, welche bei unserm Nahen die Flucht ergriffen. Die Leute in dem nächsten Dorfe thaten das gerade Gegentheil. Als sie uns sahen, strömten alle zusammen. Es war gerade Hochzeit im Dorfe, daher waren so viele Leute versammelt. Man führte uns von der Straße durch einen Laubgang nach dem Hochzeitshause. Vor demselben sitzend, lud Br. Petersen viele Hochzeitsgäste zur himmlischen Hochzeit ein. Meist alle hörten der Einladung gespannt zu. Nur der Vater des Bräutigams fragte zuweilen, ob wir noch nicht bald gehen wollten. — Von diesem Dorfe ging's quer feldein nach einem andern Dorfe. Hier war das Gleichniß vom verlorenen Schaf der Predigttext. In einem andern Dorfe wollte einer aus der Königskaße disputiren, konnte aber nicht recht fortkommen damit. — Nun kreuzten wir die Bahn. Auf der östlichen Seite lagen aber noch mehrere Dörfer, die Gottes Wort hören mußten, deshalb theilten wir uns. Br. Petersen ging mit einem, ich mit dem andern Katecheten nach verschiedenen Dörfern. Als es anfang zu dunkeln, trafen wir wieder zusammen und begaben uns wieder zur Bahnstation. Es war ein herrlicher Abend. Der Mond schien so hell und die Berge rings umher in ihren mannigfaltig gestalteten Formen boten einen lieblichen Anblick. Nachdem wir Reis und Buttermilch gegessen, auch mit unsern Begleitern Andacht gehalten hatten, breiteten wir unsere Reisdecken auf den Fußboden eines Art Wartezimmers und legten uns schlafen. Obgleich die Steine hart, die Moskitos lästig und die Wanzen unangenehme Gäste waren, so schliefen wir doch recht schön. Am andern Morgen standen wir mit Tagesanbruch auf, hielten unsere Andacht, tranken unsern Kaffee, dann ging's wieder, wie am Tage vorher, von Dorf zu Dorf durch Topusu und Totasu (Gärten) über Fluren und Felder, durch ausgetrocknete Teiche und adivis (mit Gestrüpp bewachsene Flächen), durch Canäle und Flüsse, bald auf Wegen, bald auf Fußpfaden, bald reitend, bald gehend. In einem großen Dorfe luden uns die Kaufleute ein, uns ein bißchen zu setzen. Wir waren es gern zufrieden. Ehe wir noch ein Wort sagten, hörten wir hinter uns sagen: Das sind Leute Jesu Christi. Johannes sang ihnen ein Lied vor und sagte ihnen Gottes Wort. Nachher auch Br. Petersen. Es waren viele Leute zusammen gekommen, alle

hörten gut zu und kauften nachher auch noch mehrere christliche Bücher. Auch an diesem Tage trafen wir wieder mit Hochzeitsleuten zusammen. Diese waren ein wenig schüchtern, doch kamen sie so nahe, daß sie die Predigt über: „Ich bin das Licht der Welt“ verstehen konnten. In einem andern Dorfe bewies uns ein ältlicher Mann nach gehörter Predigt seine Dankbarkeit oder doch Freundslichkeit dadurch, daß er uns einen Tchambu (ein Metallgefäß) voll Milch holte. — Ueberhaupt waren alle Leute sehr freundlich gegen uns, was wohl zum Theil daher kommen mag, daß Br. Wörrlein und Petersen in der Hungersnoth ihnen Geld ausgetheilt haben. Mittlerweile war es wieder Mittag geworden und wir waren gezwungen, gegen die brennenden Sonnenstrahlen Schutz zu suchen. Da wir sonst kein schützendes Dach finden konnten, sokehrten wir bei Mutter Grün in einem Topu ein und vertrauten uns ihrem zweifelhaften Schatten an. Es wurde Reis gekocht und Buttermilch gekauft und das Mittagmahl war fertig. Nachdem wir einige Stunden geruht, traten wir den Rückweg an. Wir theilten uns. Bruder Petersen trabte nach einem entlegenen Pariahdorfe, wir andern gingen nach einem Sudradorfe, wo Petersen wieder zu uns stieß. In diesem Dorfe machte ein alter trödeliger Brahmine viele Eintwendungen, doch Gadu bieb ihm nichts schuldig. Wir waren schon eine ziemliche Strecke aus dem Dorfe fort, als uns ein Mann nachgelaufen kam und uns sehnlich um ein christliches Buch bat. Nach dem nächsten Dorfe ritt ich auf schmalem Pfade durch ein unter Wasser stehendes Feld. Der gute Schimmel hat aber die Seiltänzerkunst nicht gelernt, deshalb fiel er immer vom Pfad in den Schlamm. Ich fürchtete, er könnte ein Bein brechen, und stieg ab und führte ihn. Aber er fiel nach wie vor hinein und stieß mich nun jedes mal mit hinein, so daß wir beide grade nicht sehr einladend aussahen, als wir im nächsten Dorfe ankamen. Der Schimmel wurde in einem nahen Teiche gebadet und meine Hufe und Stiefel desgleichen, während dessen sagten Petersen und Johannes den Heiden Gottes Wort. Der Tag neigte sich jetzt zum Ende und wir eilten dem noch ziemlich weit entfernten Tripaty zu. Es waren herrliche Tage. In vielen Dörfern waren wir gewesen, viele Heiden hatten Gottes Wort gehört und leer kommt's nicht wieder. Ich aber hatte an diesen Tagen oft Heimweh, nicht nach der Heimath, nicht nach dem sehr lieben Hermannsburg, sondern Heimweh, auch bald in dieser Sprache predigen zu können. Es ist der schönste und seligste Beruf, Missionar sein zu dürfen, ja in Indien Missionar sein zu dürfen. Dies Land hat ja freilich für den Europäer viele klimatische Beschwerden, aber den armen Heiden Gottes Wort sagen zu dürfen, ist trotz alledem ein herrlicher Beruf. Der Herr wolle nur Kraft, Weisheit und Treue verleihen.

„Unsern lieben Bruder Meier hat der Herr die Freude nicht mehr erleben lassen. Ehe er den Heiden pre-

digen konnte, wurde ihm schon Feierabend angekündigt. Er ist aber ganz gewiß nicht vergeblich heraus gekommen. Er schaut und hat jetzt, was er geglaubt und geliebt. War einer zum Sterben bereit, so war er es. Wir hätten ihn so gerne noch behalten, und denken noch mit Trauer an seinen Heimgang. Der Herr wolle uns geben, daß wir auch so treu, so eifrig, so liebevoll und fromm werden, wie er es war, und um so treuer wuchern mit den Gnadenschätzen, so lange wir Zeit haben."

Vorstehendes ist einem Briefe des Missionar H. Ramme entnommen. C. S.

Rundschau auf dem Gebiet der Mission.

Australien. Darüber sagt P. Harms: „Australien, das so lange unser Benoni war, fängt nun an unser Benjamin zu werden. Die australischen Missionsfreunde sind recht rührig, unsere Missionare und Colonisten lassen sich keine Mühe verdrießen und haben nun auch die Kirche auf der Station fertig gebaut. Die Eingebornen fangen nun an, fleißig zu lernen, und gerade im Mittelpunkte des Welttheils liegt unsere Station Hermannsburg in unserm kleinen Königreiche von 900 Quadratmeilen als ein Osim in der Wüste. Unsere tapfern Jungen dort sind frisch und wohlgenuth und glücklich im Herrn. Der Herr helfe in Gnaden weiter!"

In Neuseeland sieht es bedrohlich aus. Die Maori können und wollen es nicht vergessen, daß die Engländer ihnen ihr Land weggenommen haben, und die Colonie ist keinen Augenblick vor Krieg sicher. Unsere jungen Brüder sind dort glücklich angekommen und helfen den ältern in ihrer Erstlingsarbeit. Auch dort geht es durch Nacht zum Licht, durch Leid zur Freude.

In Indien sind die vor einem Jahre dorthin abgegangenen Missionare auch in voller Arbeit und radebrechen schon in der Telugusprache, daß es eine Art hat. Unter den älteren Missionaren sind Wörlein und Scriba recht elend und werden, so Gott will, im Frühjahre nach Deutschland kommen, um sich zu erholen und — zu predigen, so viel ihre Kräfte erlauben. Die jahrelangen Hungersnöthe und Pestilenzen, die das unglückliche Heidenvolk dort so furchtbar mitgenommen haben, sind noch immer recht spürbar. Von einem besondern Verlangen nach dem Heile ist bei ihnen wenig zu spüren. Es geht auch bei diesem Volke, wie geschrieben steht: Du schlägst sie wohl, aber sie fühlen es nicht.

Die amerikanischen Presbyterianer haben ein ausgebreitetes Missionswerk. Unter den Indianern in Mexiko, in Südamerika, in Afrika, China, Japan, Persien und auch unter den Chinesen in Californien haben sie Missionare, im Ganzen ihrer 125 und daneben noch 83 von den Eingeborenen. Die Zahl der verschiedenen Missionsstationen beträgt 79 und die der Communicanten 12,607.

Schüler in den Schulen haben sie 17,791. Ihre Einnahmen im letzten Jahre beliefen sich auf \$585,844.82, wovon über \$176,000.00 allein von den Frauen-Vereinen der Presbyterianer-Gemeinden beigetragen wurden.

Protestantische Missionen in Japan. Sechszehn verschiedene protestantische Missions-Gesellschaften sind in Japan thätig, worunter keine einzige lutherische. Im Ganzen sind 77 englische und amerikanische Missionare dort, die neben 16 eingeborenen Predigern auf 36 Stationen arbeiten und 64 christliche Gemeinden gegründet haben. Die Zahl der getauften Erwachsenen beträgt 2,701. In den Seminaren bereiten sich 87 junge Japanesen zum Missionsdienste vor.

Herr P. Dreves, der sich eine Zeitlang als Reiseprediger im Westen der Vereinigten Staaten versucht hat, hat sich nach Deutschland zurückbegeben und ist in Hermannsburg wieder als Lehrer im Missionshause angestellt. C. S.

Für die Negermission in Little Rock, Ark., erhalten:

1. Für Mission: Von Frau Krüger in Mountville, Minn., \$1.00. Aug. Harber in Fort Smith, Ark., 1.80. Frau Lerche in Farmington, Mo., 1.00.

2. Für bedürftige Negerkinder: Von M. Brehmeyer in Fort Recovery, O., 1 Dose, 2 Knabenröcke, 1 kleines Stück Calico, Knöpfe etc. Aus Sheboygan, Wis.: durch Lehrer Markworth von 5 Schulkindern 3.05, Fr. Kesviders Klasse 1.27, Lehrer Göhringers Klasse 2.53. Frau K. Hesse in Port Richmond, N. Y., 13 Paar baumw. Strümpfe. Frau Kreuzer in Midville, Mich., .50.

Little Rock, Ark., 18. Juni 1881. — F. Berg, Missionar.

Milde Gaben für die Negermission:

Durch P. Erdmann von L. Stebing \$1.00. Von E. Salger .50. Durch Kassirer Schuricht von P. J. Dornbiers Gem., Ofter-Coll., 35.00. Durch P. K. L. Moll von 54 Gliedern seiner Gem. 25.25. Durch P. Kennide von Schulkindern 2.25, J. Krüger .50, F. Wollschläger 2.00, Bokke 1.00, W. Rosenthal .50, S. Th. Scholz 1.00, Minna Wendland .25, J. Rahn .25, C. Schwahn .75, S. Böder .50, zusammen 9.00. Durch G. D. Aulstad, Kassirer der norw. Synode, 121.90. Durch J. Kilian von Frau Benite .50, N. N. .50. Durch P. E. J. Freje 1.00. Durch P. Kunz von W. Reinholz .75. Durch P. Fid von jr. Gem. 2.10, Fr. Julie Taapfen .50. Durch P. E. N. Böhme, Avingst Coll., 5.00, Fr. N. N. 1.00. Durch N. D. in D. 1.00. Durch P. Kolbe von F. Bauermeister .25. Durch Ch. Doe .13. Durch C. N. Ebert 1.50. Durch P. C. Schrader 6.30. Durch J. S. Hertrich 2.00. Durch P. Albrecht von jr. Gem. 5.00, Ueberschuß der „Missions-Taube“ 2.00. Durch F. R. in Indianapolis .50. Durch Fr. Rank 1.00. Durch Lehrer Conzelmann von Fr. N. Conzelmann 1.00, L. Conzelmann 1.00. Durch P. Schneider 3.00. Durch Kassirer Hösche für New Orleans von mehreren Gliedern 30.30. Durch P. Bünger von P. Hof 2.35, von S. Ch. Geld .30, S. P. Fabri .25, Frau Böhner in Nord-St. Louis 1.00. Von P. W. Danmann .75.

J. Umbach, Kassirer,
2109 Wash. str., St. Louis, Mo.

Zum Fond für eine lutherische Indianermission.

(S. „Missions-Taube“ 1881, S. 36.)

Von H. D. in D. \$1.00.

F. Lochner.

„Die Missions-Taube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorauszahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar.....	\$.25
10 „.....	2.00
25 „.....	5.00
50 „.....	9.00
100 „.....	17.00

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalkonferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

August 1881.

Nummer 8.

Henry Budd's Leben und Wirken.

Ein Indianer als Prediger des Evangeliums.

(Fortsetzung.)

Im Juni 1853 sollte Budd verabredeter Maßen auf seine alte Station nach Cumberland zurückkehren, um dort vom Bischof die zweite, höhere Weihe zum sogenannten Priester zu erhalten. Bis dieser Zeitpunkt herankam, arbeitete er ruhig weiter. Nachdem längere Zeit hindurch fast alle Indianer abwesend gewesen, befand sich gerade jetzt eine ungewöhnlich große Anzahl derselben auf der Station, bis sie im Mai wieder anfangen sich zu zerstreuen. Einige Tagebuchauszüge aus jener Periode mögen zeigen, wie es um Budd's Missionsarbeit stand.

13. Mai: „Muktes (der Fuchs) kam vor dem Aufbruch noch zu mir; und da ich Hoffnung hatte, daß das Wort der Wahrheit an seinem Herzen zu arbeiten angefangen, so sprach ich vom Christwerden. Er hörte aufmerksam zu und sagte dann, er habe nicht das Geringste gegen die Religion, welche ich lehre, sondern glaube jedes Wort, das ich ihm sage. ‚Nun denn‘, erwiderte ich, ‚wenn es so steht, so kann ich nicht begreifen, warum Du nicht heraustrittst und unsere Religion annimmst.‘ ‚Ich will es Dir sagen, da Du mich in die Enge treibst‘, antwortete er; ‚wenn ich mich nicht fürchten würde, meine Stammesgenossen zu beleidigen, so wäre ich längst übergetreten. Aber einige von unsern alten Männern thun Alles, was in ihrer Macht steht, uns vom Christwerden abzuschrecken.‘ Ich versuchte ihm nun Muth zu machen und alle Beden-

ken zu vertreiben. ‚Jene alten Männer‘, sagte ich, ‚sagen Euch solche Sachen in ihrem eigenen Interesse, aber zu Eurem Verderben. Sie wissen ganz gut, daß wenn die Indianer das Christenthum annehmen, sie keinen Absatz für ihre Medicinen und ihre Zaubermittel mehr finden würden, und das ist der Grund, warum sie Euch abzuhalten suchen. Du aber folge der Ueberzeugung Deines Herzens, und laß Dich nicht von Andern irre machen.‘ Hierauf erwiderte er nichts, schien aber ergriffen zu sein und zwar mehr als bei irgend einer früheren Gelegenheit. Gott sei Dank; ich habe Hoffnung für Muktes, und es sind noch einige Seinesgleichen hier unter den Indianern. Ich glaube, sie stehen an der Schwelle des Uebertritts zum Christenthum; es muß nur Einer die Bahn brechen, dann würden die Andern schon nachfolgen. Einstwilen gehört allerdings viel Muth dazu, vor Hunderten von Heiden offen zu bekennen, daß man Christ werden und das Heidenthum aufgeben wolle, denn Verfolgung würde in einem solchen Falle gewiß nicht ausbleiben. Das hält noch viele ab, das zu thun, was sie eigentlich im Herzen selber für das Rechte halten.“

15. Mai, Sonntag: „Zur bestimmten Stunde begaben wir uns alle in's Fort zum Morgengottesdienst. Einige Indianer sind noch im Fort, und diese waren auch anwesend. Nach der Kirche hatte ich eine lange Unterhaltung mit ihnen. Sie legten mir einige sonderbare Fragen vor und wollten z. B. wissen, warum Gott es zulasse, daß Sünde in der Welt sei. ‚Wie kommt es‘, sagten sie, ‚daß Gott, der doch so freundlich und barmherzig gegen die Menschen und dazu im Besitze der Allmacht ist, so viel

Sünde in der Welt geschehen läßt? Offenbar war der böse Geist mächtiger als der gute; sonst wäre es ihm nicht gelungen, die Sünde überall einzuführen. Wie schade, daß der gute Geist dieselbe nicht gleich im Keime erstickt hat, dann würden wir alle Eines Sinnes sein und nur Eine Religion haben. Sie verstehen nicht, wie Gott die Sünde zulassen konnte, ohne sie doch zu wollen."

Aber neben solcher Lehr- und Predigtarbeit hatte Budd noch mancherlei zu thun, seine Bauarbeit war noch nicht fertig, einige Stücke Land mußten bebaut und bepflanzt werden, und dann war er eben daran, die Uebersetzung der Psalmen in's Kri zu vollenden. Unter solchen Beschäftigungen, die ihn nie müßig ließen, kam der 20. Juni heran. An diesem Tage finden wir folgenden Eintrag in sein Tagebuch:

"Heute Morgen brach ich nach Cumberland auf mit einem meiner Leute in einem kleinen Kanoe. Da eine starke Strömung uns zu gute kam, so erreichten wir schnell den unteren Nepowetwin; und nachdem wir den ganzen Tag flußabwärts gerudert hatten, kamen wir spät Abends noch zu drei Indianerlagern am Ufer des Kiskistatschewan; die Leute waren mit dem Ertrag ihrer Frühlingsjagd in Fort Cumberland gewesen, und waren jetzt auf der Reise nach Nepowetwin. Sie brachten uns etwas getrocknetes Fleisch an's Boot, sowie von einem frischen Biber zu essen, und luden uns ein, unser Zelt neben dem ihrigen aufzuschlagen, am nächsten Tage würden sie uns reichlich mit frischem Fleisch versehen können. Einige Stunden vor unserer Ankunft hatten sie gerade zwei große Elenthiere erlegt. Wir hatten in unserem winzigen Boot aber keinen Raum für irgendwelche Vorräthe, so dankte ich ihnen für ihre Freundlichkeit und zog weiter."

24. Juni: „Heute Abend kamen wir bei der Christuskirche in Cumberland an. Gott sei gedankt, daß er mich am Leben erhalten und mich in Frieden und Gesundheit wieder hierher zurückgebracht hat; auch meine Familie fand ich wohl und preise Gott, daß sie mit mir die Freundlichkeit des HErrn während dieser Zeit reichlich zu erfahren bekommen haben. Während der zehn Monate meiner Abwesenheit haben die Indianer hier entschiedene Fortschritte gemacht. Die Häuser, welche eben gebaut werden, mit den großen und gut gehaltenen Feldern, sowie der fleißige Besuch der Gottesdienste, alles legt Zeugniß davon ab, daß sie äußerlich und innerlich gewachsen sind."

25. Juni: „Fast alle zur Station gehörigen Leute sind gerade anwesend, bei der Abendandacht war die Schule daher ganz überfüllt. Peter Erasmus sprach über die bevorstehende Confirmation, und ich war erstaunt, aus dem, was ich hörte, zu sehen, wie er vorangeschritten ist."

26. Juni, Sonntag: „Raum hatte die Kirchenglocke angefangen zu läuten, so war der Fluß auf beiden Seiten mit Kanoes bedeckt. Das Schulzimmer war gedrängt voll, und auch die Sonntagschule war sehr zahlreich besucht.

Die Kinder haben im verflossenen Jahr sichtliche Fortschritte gemacht. Ich las im Morgengottesdienst die Liturgie, und Hr. Hunter hielt die Predigt. Am Nachmittag predigte ich, und die Kirche war ebenso voll wie am Morgen. Die hiesigen Leute, sowie die im Fort, sind jetzt alle hier, um den Bischof zu empfangen, der heute schon erwartet war."

6. Juli: „Zu unserer Freude riefen die Indianer vom jenseitigen Ufer uns zu, man sehe ein großes Boot kommen, es sei ohne Zweifel der Bischof. In ein paar Minuten war eine Schaar von Leuten am Flusse versammelt; alle Gesichter sahen so froh aus, daß es nicht schwer war zu merken, was in ihren Herzen vorging. Bald hatten wir alle die Freude, unseren geliebten Bischof, Miss. McDonald, und meinen Sohn Henry zu begrüßen. Sie waren alle gesund und munter. In meinem Herzen aber klang es: ‚Lobe den HErrn, o meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.‘ Bei der Abendversammlung konnte das Schulzimmer kaum alle fassen, die herzu gekommen waren. Die Reihe war gerade an mir, und da am nächsten Sonntag das Abendmahl gefeiert werden sollte, so sprach ich über die Einsetzung desselben und über die rechte Art der Vorbereitung darauf."

7. Juli: „Der Bischof examinirte die Schule und war sehr zufrieden mit den Fortschritten der Kinder. Die meisten erhielten ein kleines Geschenk von ihm. Mir legte er auch einige Fragen zur Beantwortung vor, mit Bezug auf meine bevorstehende Priesterweihe. Da das Schulzimmer nicht mehr ausreichte, wurde heutige Abendversammlung in der Kirche gehalten, wobei Hr. Hunter die Ansprache auf Kri hielt."

8. Juli: „Der Bischof fuhr über den Fluß und besuchte alle Häuser der christlichen Indianer auf jener Seite. Ueberall fiel ihm der Fortschritt auf, den sie seit seinem letzten Besuch vor drei Jahren gemacht haben. Auch heute Abend strömten so viel Leute zusammen, daß wir die Kirche öffnen mußten. Es war an Peter Erasmus zu reden, und er sprach über die Worte Pauli Apostelgesch. 17, 30."

10. Juli, Sonntag: „Am 11 Uhr fing der Morgengottesdienst an; Bruder Hunter las die Liturgie und der Bischof hielt die Ordinationsrede über Apostelgesch. 2; 11. Ich fühlte mich tief gedemüthigt bei der Uebernahme einer nun noch größeren Verantwortung. Die heiligsten Gelübde, die ein Mensch auf Erden gegen Gott übernehmen kann, habe ich jetzt auf mich genommen; man erwartet fortan noch mehr von meiner Wirksamkeit in diesem Lande als bisher. Die Missionsgesellschaft in England wird mehr von mir verlangen, die Augen aller Amtsbrüder hier im Lande werden nach mir ausschauen, und die Blicke meiner Landsleute sind täglich auf mich gerichtet. Wenn ich mich nicht würdig beweise, nicht nur des christlichen Namens, sondern des Berufes eines Dieners am Evangelium, so werden alle meine Amtsbrüder

enttäuscht und alle meine christlichen Freunde und Landsleute wie verwundet sein. Diese und tausend andere Gedanken erfüllten mich bei der Uebernahme der feierlichen Gelübde vor Gott. Und o! wer ist hiezu tüchtig? Stünde nicht die Verheißung da: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“, so würde ich unter dieser Last erliegen. — Nach der Ordination fing die Feier des Abendmahls an, und wir empfingen großen Trost und Stärkung daraus für unsere Seelen. Am Abend predigte ich über 1 Thess. 5, 25.: „Brüder, betet für uns.“ Ich fühlte, wie sehr ich der Fürbitte der ganzen Gemeinde bedürftig war, daß ich diesen Text selbst wählte und die Gelegenheit benutzte, sie zu bitten, daß sie doch beten möchten für alle Menschen, für ihren Bischof, für alle ihre Prediger und Seelsorger, und auch für mich als für den allerbedürftigsten.“

11. Juli: „Heute hielt der Bischof den Confirmationsgottesdienst. Es waren ungefähr 50 Confirmanden da. Nach dieser Feier folgte die sogenannte Visitation, wobei Miss. Hunter eine englische Predigt hielt und der Bischof seinen Hirtenbrief vorlas. Dieser Tag ist für meine Seele gesegnet gewesen, eine wahre Zeit der Erquickung von dem Angesichte des Herrn. Ich fühlte, daß ich in Zukunft um Christi willen mehr tragen und Größeres unternehmen könnte. Ueberhaupt hat dieser Besuch des Bischofs uns recht erfrischt und unsere Hände gestärkt, unseren Eifer belebt und unseren Muth erneuert für das Werk des Herrn.“

Nicht minder war seinerseits der Bischof mit Henry Budd zufrieden: „Ich habe große Freude an ihm; alle meine Erwartungen hat derselbe mehr als gerechtfertigt. Ich habe das Vertrauen, daß er die Station Nepowewin wohl versorgen wird, und habe die feste Hoffnung, daß die Indianer sich um dieselbe sammeln und dort ein starkes Centrum für die Missionsarbeit sich bilden wird.“

Ende August kehrte Budd, diesmal von seiner Familie begleitet, nach Nepowewin zurück, wo er am 1. Jan. 1854 endlich die Freude hatte, den alten Mahnsuk nebst seiner Frau und einem andern alten Indianerweib und deren Enkel als die Erstlinge dieser Mission zu taufen und zwei Tage später das nun christliche alte Ehepaar kirchlich zu trauen. Rührend war es, nach diesem feierlichen Akt den früher so harten Mann erklären zu hören: „Ich habe mein altes Weib wohl bisher schon lieb gehabt, aber ich denke, nach dem, was Du uns jetzt von der gegenseitigen Liebe gesagt hast, werde ich mir Mühe geben, sie fortan noch mehr zu lieben.“ Er kam nun täglich in's Haus des Missionars und zeigte sich überaus begierig, in der christlichen Erkenntniß weiter zu kommen. Budd aber hatte noch mehr zu thun, als sich mit diesem Erstling, der übrigens schon im Juni desselben Jahres heimging, zu beschäftigen, indem er eifrig bemüht war, die des Pelzhandels wegen nach dem Fort kommenden rothen Männer zu unterrichten. So ging der Winter 1853—54 hin.

Im März machte er auch einen Besuch in der Ebene, wo ein Halbindianer, Namens Georg Sutherland, als Häuptling einer Schaar von Indianern vorstand und ihm freundliche Aufnahme gewährte. Aber dieser zweite Aufenthalt in Nepowewin dauerte nicht lange. Er mußte die dortige Arbeit einem eingebornen Katechisten überlassen und auf seine frühere Station Cumberland zurückkehren, da der Archidiaconus Hunter auf einige Zeit nach England reiste. Zwei Jahre lang übte er dort seine stille, gesegnete Wirksamkeit aus, hie und da unterbrochen durch kleine Bootfahrten nach den verschiedenen jetzt im Entstehen begriffenen Stationen der Umgegend. Wir lassen einige Auszüge aus seinem Tagebuch folgen:

7. Oct. 1855, ein Sonntag. „Schon Morgens 7 Uhr fand ich meine Indianer bereit zum Gottesdienst, den ich in ihrer eigenen Sprache halte, so daß sie jetzt auch das theure Wort Gottes mehr und mehr kennen lernen. Beidemal war der Gottesdienst sehr stark besucht. — 13. Oct. Mit welcher Freude hörte ich heute das Geschrei: „Ein Boot! das Boot!“ Am Nachmittag landete das Boot und brachte unsere Vorräthe von England sammt willkommenen Briefen von christlichen Freunden, die ich mit tiefstem Interesse las. Gott sei Dank, daß sich immer noch Christen für unser Werk interessiren! — Sonntag, 14. Oct. Heute durfte ich das heil. Abendmahl an 120 Communicanten austheilen; alle waren ernst und aufmerksam. — 27. Oct. Habe auf morgen studirt. Ach, wie nöthig brauche ich Gottes Gnade und Beistand für mein Amt, und wie so schwer, ja unmöglich ist es doch, die ganze Seele in das Wort und dessen Dienst zu versenken, wenn Gott nicht dabei ist! O mein Gott, rühre Du mein Herz mit Deiner Liebe so mächtiglich, daß diese Liebe mich dringe, andern Deine Liebe zu verkünden! — 5. Nov. Heute ist vollends der letzte Rest der Winterjäger abgereift, ihre Familien zurücklassend. So haben wir jetzt wenig Männer, aber einen Haufen Frauen und Kinder auf der Station.“

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche der Eingebornen in Australien.

(Aus dem Bericht eines Missionars.) Von C. S.

Es gibt wohl auf der ganzen weiten Erde kein freieres Volk als die Eingebornen Australiens. Sie haben weder König, noch Fürst, noch Häuptling über sich, dem sie gehorchten, Jeder ist ein geborner Freiherr und thut, was ihm gut dünkt. Höchstens thun die Weiber und Kinder, was der Vater sagt, aber auch nicht immer, denn weil ihr Zusammenleben wenig von dem wahren Wesen der Ehe an sich trägt, so sind auch die Familienbände äußerst locker. Es kann vorkommen und kommt oft vor, daß sich der Mann mit Einer Frau z. B. hier aufhält, die andere Frau ist aber wer weiß wo, und die Kinder, wenn sie nur eben

so weit herangewachsen sind, daß sie sich ihre Speise selbst suchen können, treiben sich wieder wo anders umher. Im Lagerplatz selbst ist aber Alles in einer gewissen Ordnung; Männer und erwachsene Knaben schlafen besonders, und die Mädchen und Weiber mit den Kindern auch besonders. Eine Ausnahme hiervon findet statt, wenn einer schwer krank liegt oder gestorben ist; dann sitzen sie alle, Männer, Frauen und Kinder beiderlei Geschlechts dicht beisammen und heulen und jammern. Es ist das eine Art Todtenklage. Der Missionar schreibt darüber: „Wir hatten in letzter Zeit Gelegenheit, Begräbnissen der Eingebornen beizuwohnen. Wir bemerkten dabei, daß die Gebräuche, welche sie dabei beobachteten, nicht immer einerlei sind, sondern sie richten sich nach der Person, welche gestorben ist. Wir sahen z. B., daß sie, als die alte blinde Frau gestorben, die größte Gleichgültigkeit an den Tag legten, ja sie kümmerten sich so wenig darum, daß wir endlich selbst mit dem Spaten hingingen, sie zu begraben, worauf dann schließlich doch noch ein alter Mann mitging und das Geschäft übernahm. Von einer Todtenklage war nichts zu hören, sie schienen im Gegentheil recht froh zu sein, die Alte nun vom Halse zu haben, was wohl seinen Grund darin hatte, daß sie dieselbe, weil alt und gebrechlich, mit ernähren mußten, welcher Sorge sie ja nun ledig waren. — Ganz anders verhielten sie sich bei andern Todesfällen. Bevor noch der Tod eingetreten, sitzen sie alle, Männer, Weiber und Kinder zusammen und fangen an zu heulen und zu schreien, und zwar so herzerreißend, daß es einem durch Mark und Bein geht. Ein eigentliches Weinen ist nicht, sondern mehr ein Schreien und Brüllen; nur bei Einigen bemerkt man, daß sie recht von Herzen weinen und trauern. Dem Begräbnisse eines Kindes habe ich selbst beigewohnt. Nachdem sie eine Zeit lang geheult hatten, gingen einige Männer hin und nahmen der Mutter das todtte Kind, welches sie noch fest in den Armen hielt, mit Gewalt weg, worauf das Heulen und Schreien erst recht begann. Es war herzergreifend. Die Mutter stürzte sich wie eine Wahnsinnige auf die andern Weiber, wurde jedoch überwältigt, und deren Eine nahm eine Mulde voll glühender Kohlen und Asche und warf sie der Mutter über den Kopf, so daß die Haare lichterloh anfangen zu brennen. Ich ging nun den Männern nach, welche, die Leiche in den Armen, dem Grabe zueilten, um zu sehen, wo und wie sie dieselbe beerdigen würden. Das schon fertige Grab war nahe am Lagerplatz, ein enges, etwa 4 Fuß tiefes Loch. Die Erde hatten sie sorgfältig auf einen Haufen geworfen. Nun legten sie das Kind nackend hinein,kehrten das Gesicht nach Westen und drückten die Beine an den Bauch. Darauf stießen sie mit den Füßen die Wände des Loches ein, scharften alle lose umherliegende Erde dazu und pflückten alles Gras sorgfältig ab; die ausgeworfene Erde aber berührten sie nicht, sondern dieser Haufen blieb liegen, wie er war. Als dies geschah, sagten sie zu mir: „wala una la“, d. h.: gehe du zu Hause! was ich auch that, denn

ich hatte völlig genug. Man kann dabei einmal sehen, was es heißt, zu sterben wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. Ich möchte hier einmal fragen, wo da der vielgepriesene glückliche Zustand der Heiden bleibt, wovon man oft fabeln hört. Ein solches Glück ist doch wahrlich nicht beneidenswerth. Das Heulen und Klagen wird dann noch von den Männern am nächsten Tage und von den Frauen noch einige Tage des Morgens fortgesetzt, wobei sie noch allerlei wunderliche Gebräuche beobachten. So sahen wir z. B. bei letztem Todesfall, daß die Männer alle in einer Reihe nach der Hütte des Verstorbenen marschirten, daselbst alle auf einen Haufen sich über einander warfen und schreien und heulten. Sodann gingen sie, wie auch die Weiber, aber getheilt, zum Grabe, wo dann eine Frau eine Mulde voll Wasser ausgoß und das Heulen und Schreien und Sand in die Luft werfen von Neuem begann. Ferner nahmen die Männer, nachdem die Frauen weggegangen, jeder ein Stück Holz, hielten dasselbe mit beiden Händen quer über den Nacken, tanzten einige Male um das Grab herum, dabei grunzende Töne ausstößend, warfen sich dann schreiend an dem Erdhaufen nieder und warfen endlich die Holzstücke zu dem andern trockenen Holze, womit sie das Grab bedeckt hatten. Endlich gingen sie alle einzeln vom Grabe weg und die Frauen steckten die Hütte des Verstorbenen in Brand. Auch ist zu bemerken, daß Männer wie Frauen in diesen Tagen nicht laut sprachen, ja die Frauen enthielten sich am ersten Tage sogar des Essens.“

Als Zeichen der Trauer gilt bei den Männern ein weißer Strich quer über die Stirn, die Frauen dagegen schmieren sich den ganzen Kopf, Haare und Gesicht, mit weißer Farbe über. Auch ist es Sitte, daß die nächsten Verwandten des Verstorbenen sich das Haar abscheren; die Weiber ganz, die Männer wenigstens zum Theil. Am nächsten Tage verlassen alle zusammen den Lagerplatz, wo der Todesfall vorgekommen; wahrscheinlich aus Furcht vor dem „vanja kuna“, dem bösen Wesen, welches ihrer Meinung nach den Tod, wie auch Krankheiten und überhaupt alles Uebel verursacht.

Ein ähnliches Heulen wird auch angestellt, wenn Einer sonst plötzlich zu Schaden gekommen ist.

Sodann ist zu bemerken, daß das ganze Volk in vier Klassen getheilt ist, deren jede einen besondern Namen hat. Es erinnert das in Etwas an das Kastensystem in Indien, hat aber im Grunde gar nichts damit gemein; denn während dort die verschiedenen Kasten streng abge sondert sind, so daß sie ja nicht einmal mit einander essen, viel weniger daß Einer sich aus einer andern Kaste ein Weib nehmen könnte, ist hier gerade das Gegentheil der Fall, denn sie müssen gerade das Weib aus einer andern Klasse nehmen. Die Namen dieser vier Klassen sind: Bunante, Baktare, Kumare, Burule.

Außer diesen vier gibt es noch verschiedene Unterklassen, jedoch geht dies so weit, daß die Eingebornen selbst

ins Ungetwisse gerathen und sich verwickeln, wenn man sie darüber fragt, und sich des Lachens nicht erwehren können.

Daß die Polygamie, wie überall, so auch hier viel Unheil und Unfrieden stiftet, davon kann man sich selbst bald überzeugen; will man aber sie, die Eingebornen, zu der Ueberzeugung bringen, so hält das sehr schwer; sie antworten dann höchstens: „Ja, für euch Weiße ist es gut, Eine Frau zu haben; für uns aber ist es gut, zwei und drei Frauen zu haben“, und fragt man weiter, warum das für sie gut wäre, so antworten sie: „Nun, sie müssen uns mana (Pflanzenpeise) herschaffen, wir Männer schaffen gara (Fleischspeisen) herbei“, obgleich das sehr wenig ist; das Meiste müssen die Weiber thun, die Herren Männer lieben es, im Schatten zu sitzen und zu schlafen. Von irgendwelchen Ceremonien bei der Heirath ist nichts zu spüren. Der Missionar frug einmal einen Mann (Baltare), bei wem sie denn ansprächen, wenn sie eine Frau haben wollten, und was sie dabei machten? Er sah ihn verwundert an und sagte: „Nichts machen wir. Ich gehe hin und sage: eure Tochter ist eine Kumare, darum ist sie meine Frau, denn ich bin ein Baltare.“ Damit ist die Sache abgemacht, er nimmt sie einfach und sie ist seine Frau, vorausgesetzt, daß sie bei ihm bleibt. —

Von ihrem Verkehr sowohl der Leute eines Stammes, als auch der umwohnenden Stämme unter einander, muß man sagen, daß derselbe so gut ist, als man nur irgend von Heiden erwarten kann. Es kommen ja Reibereien und Schlägereien vor, aber selten; und in vielen Fällen ist der große Lärm das Meiste. Kriege ganzer Stämme gegen einander gehören erst recht zu den Seltenheiten, überhaupt lieben sie den offenen ehrlichen Kampf nicht, sondern ziehen es vor, ihren Feind mit Hinterlist zu fangen, und darin, nämlich in der Verstellungskunst und Heuchelei, können sie Erstaunliches leisten.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Sprache der Eingebornen Australiens so vielfältig zersplittert ist, so daß man beinahe sagen kann, es gibt eben so viele, wenn auch nicht Sprachen, so doch Mundarten (Dialekte), als es Stämme und Stämmchen gibt; denn jeder Stamm hat nicht nur andern Dialekt, sondern auch meist andere Wörter. Der Bau der Sprache ist zwar bei allen gleich, und man kann deshalb als sehr wahrscheinlich annehmen, daß es früher ein Volk gewesen ist, die Worte aber sind meist ganz verschieden. Im Allgemeinen ist ihre Sprache sehr arm, für manche Begriffe ist es durchaus unmöglich, ein passendes Wort zu finden, und muß man daher das, was man sagen will, möglichst umschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Sind die Heiden glückliche Naturkinder?

Es gab eine Zeit, da schwärmte man in Europa für viele kulturlose Heidenvölker, als befänden sie sich in einem Zustande paradiesischer Glückseligkeit, und erklärte die Mission unter ihnen für eine überflüssige, ja für eine schädliche Sache, da sie diese paradiesische Glückseligkeit nur zerstöre. Seitdem hat sich ja freilich das Blatt sehr gedreht. Man hat die unschuldigen und glücklichen Naturkinder genauer kennen gelernt und jetzt gibt es nicht wenige Leute, welche erklären, diese kulturlosen Heiden stünden so tief, daß eine Mission unter ihnen eine ganz und gar hoffnungslose und vergebliche Arbeit sei. Dennoch spukt der alte Wahn noch immer in manchen Köpfen. Um ihn zu zerstören, theilte Missionar Bohner von Abokobi auf der Goldküste, der durch einen mehr als 16jährigen intimen Umgang mit den dortigen Negern die Leute ziemlich gründlich kennen gelernt, aus seiner Erfahrung einige Thatsachen mit, die den Beweis liefern, wie überaus unglücklich das Negervolk ohne das Christenthum ist.

„In das Negerdorf Sainang kam ich 1867 zum ersten Mal, und wurde bei diesem meinem Besuche gar freundlich von zwei alten, ehrwürdigen Männern empfangen, ja, sogar zum Abschied mit einem Huhn beschenkt. Später kam ich noch öfters in diesen Ort, traf aber die beiden Männer nie wieder. Im vergangenen Jahr konnte ich aber ihr Schicksal erfahren. Es haben sich nämlich zwei Leute aus genanntem Ort zur Taufe gemeldet, worunter auch der Sohn jenes einen der Alten, und nun erfuhr ich Folgendes:

„Der eine der beiden genannten Alten war der erste Slave des Dorfbesizers und hieß Tete. Er war ein überaus treuer Mann, und half seinem Meister so fleißig arbeiten, daß dieser mit dem gewonnenen Verdienst eine große Anzahl Slaven kaufen konnte. Als Anerkennung dieser seiner treuen Arbeit trat ihm sein Meister später einen Theil seiner Frohnden ab, d. h. hie und da mußten sämmtliche Slaven, statt auf den Feldern des Meisters, auf dem Acker dieses ihres Ober- oder Mitslaven arbeiten, was vielleicht unter ihnen Anlaß zu Neid und Mißgunst gab. Nun ist eines bei den Heiden eigenthümlich. Ich kann mich täglich unter Hunderten oder Tausenden von Menschen bewegen, ohne daß ich denke, der oder jener hasse mich. Ich setze vielmehr die Liebe voraus, und glaube, daß die meisten Menschen unter dieser oft unbewußten Voraussetzung sich durchs Leben bewegen. Beim Neger ist aber das Gegentheil der Fall: er glaubt, jeder mann hasse ihn. Und wenn der Neger seiner gutmüthigen Natur nach dieses auch je vergessen sollte, so würde er fast täglich durch Fetischwahrjager oder Fetischamuletten-Verkäufer daran erinnert. Diese verkaufen die seltsamsten Amuletten der Welt. Da soll das eine den bösen Blick des Feindes abwenden, ein anderes das verleumderische oder fluchende Maul unschädlich machen, ein drittes soll sogar

ermächtigen, dem Feinde eine tödliche Krankheit beizubringen u. c. Diese Fetischmänner merkten nun, daß in dem Dorfe Saimang ein fruchtbarer Boden für sie sei. Sie machten im Geheimen dem Oberclaven Tete klar, daß man ihn hasse, riethen ihm, sich gegen diese Hasser zu schützen, und verkauften ihm zu diesem Zweck eine Anzahl Amulette. Dieses war Vorarbeit. Neben Tete war noch ein anderer angesehener Slave, der Leibdiener des Meisters, von ihm „der kleine Schutzgeist“ genannt. Dieser war verheirathet, hatte aber das Unglück, daß keines seiner Kinder am Leben blieb. Wie jedermann, so rief auch er die Fetischmänner zur Hilfe, und diese, von den andern Slaven schon längst bestochen, erklärten, der Oberclave bringe aus Reid die Kinder des kleinen Schutzgeistes um. Nun wurde ersterem von letzterem der Prozeß gemacht und er wurde beim heidnischen König an der Küste verklagt. Man belegte Tetes Amulette mit Beschlagnahme und zeigte sie als Beweis seiner Schuld vor, und da auch solche sich darunter befanden, die den Besitzer ermächtigen, seinen Feind aus dem Weg zu räumen, so wurde er — mir nichts dir nichts — zum Tode verurtheilt. Er sollte in die See versenkt werden. Als Scharfrichterlohn wurde vom Kläger 80 Mark an Geld, 20 Liter Branntwein und ein Schaf verlangt. Der Gegner aber wollte dieses nicht zahlen, nahm sich eine Ausrede und ging auf sein Dorf in den Busch. Tete lag während der Zeit im Hofe des Häuptlings, die eine Hand an einen Baumkloß festgeklammert. Als dieser sah, daß der kleine Schutzgeist nicht wiederkam, ließ er den armen Gefangenen sammt dem Holzkloß auf die Dunghausen vor die Stadt hinauswerfen. Dort lag er Tag und Nacht. Er hatte einen Sohn, Namens Sai (der jetzige Taufcandidat); dieser schlich sich hier und da heimlich zu ihm, und brachte ihm etwas zu essen. Als man das merkte, schickte man den Sohn sogleich aus dem Land. Tete aber kroch nun mit dem Baumkloß mühsam auf dem Misthaufen herum, um zu sehen, ob er nicht noch etwas Genießbares finde. Freche Stadtbuben machten sich oft ein Vergnügen daraus, mit Steinen nach ihm zu werfen, bis man ihn eines Tages todt vorfand. Wäre sein Sohn nicht ein paar Tage früher nach Hause gekommen, dann wäre ihm sicher kein Begräbniß zu Theil geworden. Daß Tete ein Mörder gewesen sein soll, glaubt keiner, der die dortigen Verhältnisse kennt. Er gehörte zu den vielen Opfern, die da, wo noch das Urheidenthum besteht, täglich auf diese Weise fallen.

„So erging es dem einen meiner Freunde. Dem andern erging es ähnlich. Er war ebenfalls Slave. Sein Meister starb vor ihm, und dessen einziger Sohn war aus mir unbekanntem Gründen abwesend. So starb der Alte allein. Er hatte aber Schulden, und wegen dieser wagte niemand ihn zu beerdigen, da nach den alten heidnischen Gesetzen derjenige, welcher einen Todten begräbt, auch seine Schulden bezahlen muß. So blieb der Todte liegen und vermoderte in seinem Schlafgemach!

„Joseph Mensa, ein jetziger Bürger von Abokobi, hatte das Unglück, ohne es zu wollen, einen Menschen auf der Jagd zu erschießen. Würde nun ein solcher Fall genau untersucht und der etwa dabei obwaltende Leichtfinn gerichtlich bestraft, wer wollte etwas dagegen einwenden? Eine solche Untersuchung findet aber nun nicht statt, sondern der Thäter wird bestraft, ob schuldig oder unschuldig. Nach altem Herkommen hat die Familie eines solchen Mannes nicht allein die sehr theure Todtenfeier des Verunglückten zu bezahlen, sondern auch 7 Slaven als Ersatz zu liefern. Dies ist aber eine so unerhörte Summe Geld, daß schon die dänische Regierung einzugreifen sich genöthigt sah. Dieselbe setzte aber immerhin die Zahl der zu liefernden Slaven auf zwei an. Nun hatte also Mensa das Versehen, einen Mann auf diese Weise zu erschießen, und die Folge war, daß nicht allein er, obgleich Vater von mehreren Kindern, sich verpfänden mußte, sondern auch die beiden Kinder seiner Schwester das gleiche Loos theilten. Dies ging aber der Schwester so zu Herzen, daß sie wahnsinnig wurde, und es auch bis zur Stunde blieb. Diesem Unglück folgte bald ein zweites: Mensa's Frau starb, es gab Doctorrechnungen und Begräbnißkosten zu bezahlen. Wo aber Geld hernehmen? Zum Glück war zu dieser Zeit Mensa's älterer Bruder bereits Christ geworden. Dieser schaffte Rath und verhinderte dadurch, daß nicht auch noch das nicht einmal 7 Jahre alte Söhnchen ebenfalls Slave geworden ist.

„In dem gleichen Ort, von welchem Joseph Mensa gebürtig ist, taufte ich ein Ehepaar, das vor der Taufe vier seiner Kinder tödtete, weil es sogenannte „Sechsfingerkinder“ waren. Es kommen nämlich hier und da Kinder auf die Welt, die neben dem fünften kleinen Finger einen sechsten haben. Statt diesen durch eine Operation zu entfernen, wird ein solches armes Kind ersäuft, so will es die Sitte.

„Auf meiner letzten Predigtreise übernachteten wir bei den Verwandten eines der Mitreisenden. Derselbe traf da eine Schwester als Wittve, die ihm erzählte, was Schreckliches sie während der Krankheit ihres Mannes von den Fetischmännern auszustehen hatten. Dieselben erklärten, es liege ein Fluch oder Bann auf der Familie und dieser könne nur dann gehoben werden, wenn die ganze Familie ihren eigenen Auswurf wieder einnehme!

„In der Stadt La gibt es einen Fetisch, dessen Priester das Recht hat, jeden Todten, der in seiner viertwöchentlichen Festzeit stirbt, zu beerben, und das thut er in einer solchen abscheulichen Weise, daß er auch den letzten Fehenzug zur Bedeckung wegnimmt und der Leichnam ohne Sarg und ohne alles wie ein Vieh verscharrt werden muß.“

(Baseler Festbericht 1880.)

(Eingefandt.)

Greuel bei dem Begräbnisse eines afrikanischen Häuptlings.

Wie der Häuptling des Urua-Landes, in Mittelafrika südlich vom Aequator gelegen, begraben wird, erzählt Cameron, einer der neueren Afrika-Reisenden. Man leitet nämlich den Lauf eines Stromes ab und gräbt in dessen Bette eine ungeheure Grube, deren Boden sodann mit lebendigen Frauen bedeckt wird. In einem Ende der Grube findet der todte Häuptling auf dem Rücken einer auf ihren Händen und Knien liegenden Frau seinen Platz. Zwei von seinen Frauen, auf jeder Seite eine, müssen den mit Perlen und andern Kostbarkeiten geschmückten Leichnam in sitzender Stellung erhalten, während die zweite Frau*) des todten Häuptlings zu seinen Füßen sitzt. Das Grab wird dann zugeschaufelt und sämmtliche Frauen werden lebendig mit begraben, ausgenommen die eben erwähnte zweite Frau. Sie genießt nämlich der Landessitte gemäß vor ihren Leidensgefährtinnen das Vorrecht, vorher getödtet zu werden, ehe das Grab aufgefüllt wird. Ist dies geschehen, so wird eine Anzahl männlicher Sklaven, zuweilen vierzig bis fünfzig, abgeschlachtet und ihr Blut über das Grab gegossen, worauf sodann der Strom wieder in sein Bett geleitet wird. Cameron hörte sagen, daß mit Bambane, dem Vater des damals regierenden Häuptlings, nicht weniger als hundert Frauen lebendig begraben worden seien.

Häuptlinge niederen Ranges werden mit zwei oder drei Frauen begraben, und nur etliche Sklaven werden getödtet, um ihr Blut auf das Grab zu gießen. —

Müssen wir nicht, wenn wir von solchen entsetzlichen Greueln lesen, erschüttert ausrufen: Ja wahrlich, „Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker“? Müssen wir nicht in innigstem Mitleiden und Erbarmen mit diesen armen Menschen fragen: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Afrika heißt „der dunkle Erdtheil“, weil die Welt bisher sehr wenig von diesem Welttheile und seinen vielen Millionen Einwohnern gewußt hat. Und in der That, je mehr man nun in unserer Zeit von diesen unglücklichen Nachkommen Hams, von ihren religiösen Begriffen, Sitten und Gebräuchen erfährt, desto mehr sieht man, wie sie den obigen Namen leider nur mit allzu großem Rechte tragen. Sie wohnen in einem finstern Lande und wandeln im Finstern. Dieses entsetzliche geistliche und leibliche Elend der armen Neger sollte uns Christen mit immer neuem Eifer für unsere Negermission erfüllen, damit wir später, ob Gott will, von hier aus Neger als Boten des Friedens mit dem hellen Lichte des Evangeliums zu ihren Volksgenossen in Afrika senden

*) Die „zweite Frau“ ist unter den vielen Frauen des Häuptlings dem Range nach die zweite, und nicht etwa, was wir die „zweite Frau“ nennen.

können; so wird es auch über diese so tief gesunkenen und in so schrecklicher heidnischer Finsterniß dahin lebenden Völker immer mehr Licht werden. O ihr Christen, laßt uns bedenken, welche unaussprechlichen Segnungen und Wohlthaten uns durch die Predigt des Evangeliums widerfahren sind und noch täglich widerfahren, und laßt uns helfen, damit dieselben auch denen zu Theil werden, die noch in den grauenhaften Ketten des Heidenthums schmachten. H. W.

Gefunden.

Ein junger Indianer von etwa 24 Jahren, der Sohn verstorber heidnischer Eltern, hatte mehrere Jahre lang dann und wann, wie die Laune es ihm eingab, christliche Versammlungen besucht, einmal auch schon ernstlich an den Uebertritt gedacht. Aber es war nichts daraus geworden. Nun wurde er krank und lag Monate lang da in einem bedenklichen Zustand. Seine heidnischen Verwandten gaben ihn auf. Christen besuchten ihn. Er selbst hatte keine Hoffnung mehr, wieder gesund zu werden. Eines Abends, als der Missionar zufällig an der Hütte des Kranken vorbeiging, ertönte aus derselben laut die Stimme eines Betenden. Miss. Baird traute seinen Ohren nicht. Die Stimmen der christlichen Indianer waren ihm alle genau bekannt. Das war eine neue Stimme, die er noch nie hatte beten hören. War es am Ende der Kranke selbst? Ja, er war es; die Todesangst hatte ihn endlich zum Heiland getrieben. Ihm gelobte er jetzt den Rest seines Lebens anzuhängen und zu dienen, wenn Er ihn gesund machen wolle. Die anwesenden Heiden freilich lachten und spotteten, seine Mutter suchte ihn zu beruhigen. Von dem Tag an aber nahm's eine Wendung mit der Krankheit, und am 2. Januar wurde der an Leib und Seele Genesene in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen. — Er empfing die heilige Taufe. Mit diesem wurde ein Greis getauft, wohl über 90 Jahre alt. Seine Kinder waren alle vor ihm Christen geworden, bis er und sein Weib allein dastanden. Alle Versuche, sie nachzuziehen, waren umsonst gewesen. Endlich, endlich fing das alte kalte Herz an weich zu werden. Auf einem Schlitten ließ sich der weißhaarige Alte zu seiner Großtochter führen, die in der Nähe der Kirche wohnte, und eines seiner ersten Worte war hier: „Kind, lehre mich beten!“ Am Samstag vor der Taufe ließ er sich von seinem Schwiegersohn Joseph Martin aus der Bibel vorlesen, fiel auf seine Kniee, und sagte: „Wir wollen versuchen zu beten“, und sprach dann ein rührendes, kindliches Gebet, über das sich wohl die Engel im Himmel gefreut haben. Hoffentlich kommt auch sein Weib noch, ehe die elfte Stunde vorüber ist. Zwei andere Täuflinge waren ein alter „Medicin-Mann“, d. h. ein Zauberer, und dessen Frau, die Eltern eines Predigerfemina-

risten Moses White, die 40 Jahre lang der Predigt des Evangeliums Widerstand geleistet, endlich aber doch vom Herrn sich hatten heimjuchen lassen. Eins ihrer Großkinder war lange krank gewesen und starb gegen Ende des Jahres. Diese Trübsal bildete den Wendepunkt im Leben der Großeltern. Ueber den kleinen Sarg gebeugt, vom geliebten Kindlein Abschied nehmend, gelobte der greise Zauberer, er wolle ihm, dem Kinde, nachfolgen, wolle ein Christ werden und auch in den Christenhimmel zu kommen trachten. Als er diesen Entschluß dann öffentlich bekannt werden ließ, glaubten nur wenige, daß es ihm Ernst sei. Bald schwanden aber alle Zweifel. Zuerst ließ er sich christlich trauen mit seinem alten Weibe, dann stand er seinen heidnischen Bekannten muthig Rede und Antwort, als sie ihn wieder abwendig zu machen suchten, und endlich kam er zur Taufe, bekannte öffentlich seine lange Verstocktheit, seinen Stolz und seine Einbildung in Betreff des Ansehens, das er als gefürchteter Medicin-Mann genossen, erklärte, daß es bloß seine Schuld, nicht die des Missionars oder der Christen sei, daß er sich so spät bekehrte, denn jene hätten alles gethan ihn zu gewinnen, er aber habe sich verhärtet, bis sein Großkinderlein gestorben sei und er nun nicht länger habe widerstehen können. Dann kniete er nieder und sprach ein kurzes Bittgebet. Es war ein feierlicher Augenblick. Moses White, der immer und immer wieder seinen alten Vater herzubringen sich bemüht hatte, die anderen Christen, der eingeborne Pastor und der weiße Missionar, sie alle spürten, daß der Herr bei ihnen eingekehrt sei, und dankten ihm für diese Stunde und diesen Tag der Erquickung.

So geschah am 2. Januar in der Indianer-Gemeinde Odanah, Wis. (Ev.-luth. Missionsblatt.)

Rundschau auf dem Gebiet der Mission.

Die Londoner Juden-Missions-Gesellschaft hat 23 ordinirte Missionare nebst 85 anderen Gehülften. In fast allen größeren Städten Europa's, in der Türkei, in Syrien, Aegypten und Abyssinien hat sie ihre Stationen. Ihre Einnahme betrug letztes Jahr \$176,000.00.

(Ev.-luth. Missionsblatt.)

Die holländisch reformirte Missions-Gesellschaft in Amerika hatte letztes Jahr eine Einnahme von \$74,000.00. Sie hat Missionare in China, Indien und Japan. Die Zahl ihrer Communicanten beläuft sich auf 2,341.

Die Congregationalistische Missionsgesellschaft in Boston, die im Jahre 1810 gegründet wurde, hatte im ersten Jahr eine Einnahme von nicht ganz \$1000.00. Jetzt hat sie eine Jahreseinnahme von mehr als einer halben Million. Sie hat in ihrem Dienste 1230 Personen ins Ausland gesandt und außerdem arbeiten 523 ihrer Leute unter den hiesigen Indianern. Sie

hat 147 wirkliche Missionare, welche 362 Gemeinden mit 85,000 Communicanten bedienen. Die Uebrigen sind Missionsgehülften und Lehrer, darunter auch 400 eingeborne Prediger in den verschiedenen Heidenländern. In den drei letzten Jahren nahm diese Mission 6000 Heiden in die christliche Kirche auf.

Judenmission.

Wie der Pilger von Reading mittheilt, wurde beim Missionsfest zu Hannover über die Erfolge der Judenmission Folgendes berichtet: Nach einer neueren Berechnung sind in diesem Jahrhundert über 60,000 Juden getauft worden. Jedes Jahr bringt etwa 1000 Juden zu Christo; die Zahl der Judenchristen beträgt gegenwärtig 20,000. Eine ganze Reihe von judenchristlichen Familien, wie Christlieb, Oslander (eine Uebersetzung von Seligmann) und andere, wirken unter uns als ein Salz und sind der Welt, nach Röm. 11, 12., zum Reichthum geworden. In der reformirten englischen Kirche gibt es 130 Prediger, welche vom Judenthum zum Christenthum bekehrt wurden und von denen 3 Bischöfe geworden sind.

Das Tischgebet.

Ein Missionar speiste einst am Bord eines Kriegsschiffes mit der Königin Pomare und mehreren Häuptlingen. Es wurden köstliche Gerichte aufgetragen, aber die Eingebornen rührten nichts an. Der Capitän sagte: „Ich fürchte, wir haben den Geschmack der Eingebornen nicht getroffen.“ Der Missionar antwortete: „O ja, es fehlt nur das Tischgebet, ohne welches sie nie essen.“ Der Missionar betete, und die Eingebornen bewiesen, daß sie keine Kostverächter waren. Wie mußte sich der weiße Christ vor jenen Schwarzen, ehemaligen Heiden, schämen!

Milde Gaben für die Negermission:

Durch P. Büniger von P. Weißbrodt, Missions-Stunden-Coll. \$6.75. Durch P. Pahn von H. Bedemeier 2.00. Durch P. Döring von fr. Gemeinde in Glencoe 5.00. Durch P. Sapper von P. F. Lochner 5.00. Durch P. A. Claus von Gem.-Gliedern 5.00. P. B. Wefeloh 1.00. Durch P. J. G. Long von Frau Schneider 1.00. Durch P. C. Strafen aus Stiemkes Haus 54. P. J. G. Schäfers Gem. 5.80. P. G. P. A. Schaafs Gem. 4.30. Durch Lehrer J. Ch. Winterstein von B. Kleemann und Frau K. Eichinger je 1.00, Frau Kleemann 50. Ungenannt in Boston, Mass., 1.00. Durch Kassirer G. D. Rustad 150.00. Durch Kassirer Virtnier 234.71. Durch P. C. Dwidat 74.45. P. Wefelohs Gem. in Cleveland 5.00, vom Frauen-Verein 10.00. Durch P. J. Hofmann von Carl Helm 1.00. Durch P. C. A. Böhme von Frau Schütz 5.00. J. Bougel in Ohio 1.00. Durch P. C. Beck vom Frauen-Verein 5.00. Durch Kassirer J. P. Nabenmacher 25.25. Summa 551.30.

J. Umbach, Kassirer,
2109 Wash. str., St. Louis, Mo.

„Die Missions-Taube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar.....	\$.25
10 „	2.00
25 „	5.00
50 „	9.00
100 „	17.00

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

September 1881.

Nummer 9.

Henry Budd's Leben und Wirken.

Ein Indianer als Prediger des Evangeliums.
(Fortsetzung.)

III. Häusliche Trübsale.

Um jene Zeit mußte Budd sein zwölfjähriges Töchterlein, das krank aus der Schule am Nothen Fluß heimgekehrt war, hergeben. Rührend ist es zu lesen, was er damals in sein Tagebuch schrieb: 21. Nov. „Noch haben wir unser Kind, nach einer schlechten, ruhelosen Nacht. Geduld thut uns noth; doch der Herr wird uns helfen und uns volle Ergebung in Seinen Willen schenken. Unser seligstes Vorrecht ist es ja, daß wir Ihm alles ganz überlassen dürfen. Er macht das Kreuz nie gar zu schwer; er hilft sogar die täglichen kleinen Lasten tragen, darum dürfen wir nicht muthlos werden. Später werden wir erkennen, wie gut es alles für uns war. Er spricht: was ich thue, weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren. Oft genug haben wir Gott für den überfließenden Kelch der Freude und des Glücks, für Gesundheit und lauter Gutes danken dürfen; wir sehen auch jetzt in unserer Trübsal Seine väterliche Hand über uns und müssen rufen: Gelobet sei der Name des Herrn!“

26. Nov. „Ein lieblicher, heller Tag. Aber ach! mein Kind hat wenig Genuß davon. Sie ist so schwach, daß sie kaum einige Minuten aufsitzen und in ihrem Testament lesen kann. Ich habe ihr vorgelesen und sie zu stillem, geduldigem Leiden ermahnt; ein Blick ins heilige Buch muß sie immer wieder trösten und stärken. — 8. Dec. Ein wun-

derschöner Morgen. Gott Lob, unser Kind hat zum Frühstück ein wenig aufstehen können. Doch wissen wir wohl, es kann nicht mehr lange so fortgehen, und wir werden von ihr Abschied nehmen müssen. Wir müssen sie lieben, als liebten wir sie nicht. Täglich spüren wir aufs neue, wie ungeschickt und schwach wir dazu sind. Aber wir dürfen auch täglich aufs neue den Heiland anschauen, der alles das reichlich hat, was uns fehlt. Darum treibt uns beständig zu Ihm hin, aus Seiner Fülle die Gnade, die wir jetzt gerade brauchen, zu nehmen. O wenn wir so allezeit mit Ihm wandelten, es wäre fürwahr ein seliger, froher Gang durchs Leben!“

15. Dec. „Diesen Abend kamen wieder mehrere Indianer herbei zu den morgigen Gottesdiensten. Sie haben große Theilnahme für uns, und jeden Abend kommen etliche Weiber, mit uns zu wachen. Unsere kleine Kranke lieft ihnen dann manchmal einige Verse aus den Evangelien vor; aber ich fürchte, dazu wird sie nun bald zu schwach sein. — 18. Dec. Unser theures Kind fühlt die eigene Schwäche sehr. Ich saß an ihrem Bett und suchte es ihr eindrucklich zu machen, daß sie sich vorbereite auf alles, was Gott ihr vielleicht noch schicken will. Ich danke Gott, daß sie bei der großen Schwäche und trotzdem, daß sie zu einem Skelett abgemagert ist, doch so ruhig, stille und ergeben ist. Den Gedanken, wieder in die Schule zu dürfen, hat sie nun auch aufgegeben. — 10. Jan. 1856. Immer schwächer und schwächer wird unsre Kleine. Möge uns Gott diese Heimsuchung segnen, daß unsre Herzen entwöhnt werden vom Irdischen und sich ungetheilt aufs Ewige richten. Wenn wir solche Trübsale nicht ganz nothwendig

brauchten, würde uns Gott sie gewiß nicht schicken; wir müssen gereinigt werden von all' den Schlacken der Sünde und Unvollkommenheit, denn nur durch viel Trübsal sollen wir in Gottes Reich eingehen. O daß wir unsres Heilands Stimme deutlicher erkennen: „Fürchte Dich nicht, ich bins; sei getrost!“ Wenn die Wellen dieses armen Lebens unsre Barke fast umwerfen, möchten wir dann noch das „es ist der Herr“ mit Freuden hören und großen Frieden haben! Unser Kind wird immer liebevoller und dankbarer; sie scheint innerlich zu wachsen und erbaut die, welche sie pflegen; sie reißt der Ernte entgegen. So sagte sie gestern: „Papa, lehre mich ein ganz kurzes Gebet, weil mir der Athem gleich versagt.“ Ihre Mama hörte sie beten: „O Herr, gib mir Kraft und Geduld, alles still zu dulden, was Du mir zu leiden gibst.“ Die letzte Nacht war sehr schwer, sie fragte immer wieder, wie viel Uhr es sei; die Stunden vergingen so langsam, denn sie kämpfte mit dem König der Schrecken. — 6. Febr. Heute früh rief unser theures Kind: „Papa, komm und bete mit mir!“ Ich fühlte ihren Puls, der kaum mehr ging, sie war eiskalt und der Todesschweiß stand ihr auf der Stirne. Ich sprach: „Mein Kind, der Tod ist Dir nahe, vertrau auf Jesum bis zum letzten Athemzug, übergib Ihm Deine Seele. Es wird bald vorüber sein!“ Ohne zu sprechen, drückte sie mir nur die Hand. Wir Eltern knieten an ihrem Bette nieder und befahlen sie der Barmherzigkeit Gottes. Die Schatten des Todes fielen auf sie. „O mein Kind“, sagte ich, „hab guten Muth, klammere Dich fest an den Herrn — bald, bald ist's vorbei.“ Ich las ihr den 23. Psalm und wiederholte den Spruch: „Und ob ich gleich wanderte im Todesschattenthal“ &c.; das schien sie sehr zu ermuthigen. Ich mußte eine Schreiberei fertig machen, und war kaum ein Weilchen in mein Studirzimmer gegangen, als sie schon rief: „O Papa, komm und bete jetzt wieder mit mir!“ Ich blieb bei ihr, sie athmete schwer, umarmte mich aber noch zärtlich. Wir knieten und beteten, während der erlösete Geist ohne Seufzer oder Stöhnen sich leicht und schnell aufschwang und nur die morsche Hülle zurückließ. Niemand war im Hause als ich und meine theure Lebensgefährtin, die jeden Schmerz mit mir theilt. Mit einander schlossen wir des Töchterleins müde Augen, und priesen in Thränen unsern Gott, der ihr zum Sieg verholfen. So hat sie nun ihren kurzen Lauf vollendet und sie ist bei den Erlöseten des Herrn.“

6. März. „Noch immer wird am Eis gearbeitet. Heute ist es schon ein Monat, seit unser Kind gen Himmel ging. Alles ist noch so frisch in meinem Herzen, ich sehne mich dort zu sein, wo sie ist. Die Hand allein, die so tief verwundet hat, kann heilen. Ich bitte nicht sowohl um Tröstung, als darum, daß mir diese Prüfung geheiligt und gesegnet werden möchte.“

Wohl dürfen wir guten Muth und frohe Hoffnung haben für die Mission im fernen Westen, wenn die eingebornen Gehilfen und ihre Familien mit solchem Exempel voranleuchten.

Ein besonderes Anliegen war es dem guten Budd, daß doch in allen Häusern regelmäßige Andachten gehalten werden möchten. Zu diesem Zwecke besuchte er an zwei Abenden in der Woche die verschiedenen Familien und wohnte ihrer Andacht bei. Am häufigsten kehrte er in einer Hütte ein, wo, wie er wußte, die alte, schwache Großmutter kaum den Muth hatte, die Kinder und Enkel zur Andacht zusammen zu rufen; er sagt: „Dies ist das einzige Haus, wo nicht regelmäßig Morgen- und Abendandacht gehalten wird; nur wenn der Schwiegersohn gerade daheim ist, hält er die Ordnung aufrecht.“

Im Sommer 1859 starb einer von Budd's jüngeren Söhnen, der im bischöflichen College am Nothen Flusse sich auf den Dienst am Evangelium vorbereitete. Da heißt es im Tagebuch: 13. Juli. „Zwei Indianer von der Cumberland-Mission kamen in später Nachtstunde und brachten uns Briefe vom Red River (Nother Fluß) mit der traurigen Kunde, daß unser theurer Knabe, John West, gestorben ist. Ach! das ist ein harter Verlust, der uns wohl bis an unser Grab nachgehen wird. Doch der Bericht über sein liebliches Abscheiden tröstet uns sehr.“

14. Juli. „Es war eine ruhelose Nacht. Wir hätten unsern Schmerz so gerne ein Weilchen im Schlaf vergessen; aber der Schlaf floh unsre Augen. Den ganzen Tag waren wir wie vom Schlag gelähmt und konnten nichts thun. Ist es denn wirklich wahr, daß das Kind nicht mehr lebt? Ach, was sinnen wir jetzt an, wenn wir nicht den köstlichen Glauben hätten, daß er zu unserm Herrn und Heiland in die Herrlichkeit eingegangen ist! O du selige Hoffnung! ohne diese müßten wir dem Gram erliegen.“

21. Juli. „Wir mühen uns vergeblich ab mit Arbeiten; es sind kaum ein paar kleine Fischlein zu bekommen, von nirgends her kommen Leute mit Vorräthen. Doch diese Entbehrungen verschwinden gegen die große Noth. Da sind wir inmitten wilder Heiden, deren Herzenshärte und Eigensinn uns tagtäglich peinigen, auch äußerlich dem Mangel und Hunger ausgesetzt; aber ach, ich könnte es ja ruhig tragen, wenn nur mein Sohn, mein Johannes, das Kind meiner schönsten Hoffnung, noch lebte! Doch der Herr stillt auch diesen Sturm in meiner Seele und spricht: „Schweig, sei stille! Was ich thue, weißest du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren.““

Während Budd noch mit diesem Kummer rang, kam die Nachricht, daß auch sein ältester Sohn, den der Bischof zu seiner theologischen Ausbildung nach England mitgenommen hatte, schwer erkrankt sei. Wie sehnlich wurde da auf Briefe aus Europa gewartet, welche näheren und wo möglich besseren Bericht geben würden! Und welche Erquickung dann, als bald darauf Bischof Anderson selbst und mit ihm der zwar leidende, aber doch der Erholung entgegengehende Sohn wieder in seiner Heimat eintraf! Schnell erholte sich nun der junge Henry, vollendete seine theologischen Studien, und wurde dann 1860, wie einst sein Vater, vom Bischof Anderson in der Missionskirche

am Nothen Fluß zum Geistlichen ordinirt. Aber nur vier Jahre lang war es ihm vergönnt, als Missionar unter seinen Landsleuten und an der Seite seiner Eltern zu arbeiten. Er starb schon im Jahre 1864, und — um das Maß des Schmerzes für den alternden Budd voll zu machen — folgten dem Sohn einige Wochen später auch seine Mutter und Schwester nach. Das war der schwerste Schlag, welcher ihn bisher betroffen hatte; aber keinen Augenblick fiel es ihm ein, an der Liebe seines himmlischen Vaters zu zweifeln. In dankbarem, anbetendem, freilich auch thränenreichem Schweigen unterwarf er sich dem unerforschlichen Rathschluß Gottes und ging dann nach wie vor seiner mühevollen Arbeit in aller Treue und Hingebung nach. Ein großer Trost war es ihm, daß all' die theuern Seelen, die ihm nun entrissen waren, ein gar friedliches und seliges Ende gehabt hatten. Zwar war Henry's letzte Krankheit nicht leicht gewesen, sondern hatte ihn vom 13. August bis zum 6. September eigentlich beständig im Sterben erhalten; aber auch die Nähe des Heilands blieb ihm während dieser ganzen Zeit recht fühlbar. Es war in der Nacht des 13. August, daß dieser liebe, junge Mann durch einige heidnische Indianer, die plötzlich gerade vor seinem Schlafzimmer zu tanzen, zu singen und zu lärmern anfangen, aufgeweckt und heftig erschreckt wurde. Die Folge hiervon war eine Wiederkehr seines alten Leidens. Ehe noch jemand ihm zu Hilfe eilen konnte, hatte sich ein Blutsturz eingestellt und es schien, wie wenn sein Ende schon da wäre. Als es etwas besser wurde, forderte er seine Eltern zum Gebet auf, und ließ dann alle seine Geschwister kommen, gab jedem einzeln die Hand, ermahnte sie, gut und fromm zu sein, und nahm schließlich Abschied von ihnen auf Wiedersehen im Himmel. Darauf ließ er so viele Gemeindeglieder, als kommen konnten, herbeirufen, bat seinen Vater, noch einmal zu beten, ergriff dann des letzteren Hand und sagte: „Vater und Mutter, es ist alles recht; Jesus ist nahe; ich habe keine Schmerzen; kommt, wir wollen uns im Himmel wiederssehen.“ Dann sank er auf sein Kissen zurück und man hörte ihn leise sagen: „Komm, Herr Jesu, komm bald!“ Gleich darauf war er aber wieder bei vollem Bewußtsein, sprach noch mit einigen der Herbeigekommenen, ermahnte sie treulich ihrer Missionspflicht gegen die noch heidnischen Indianer eingedenk zu sein, trug ihnen auf, besonders allen jungen Leuten als sein letztes Wort zu sagen: „Fliehet die Sünde, fliehet alles Böse!“, legte sich dann erschöpft hin und schlummerte ein. Niemand hatte gedacht, daß er diese Nacht überleben würde. Es folgten aber noch schwere Tage, zumal da Ende August und Anfang September auch seine Mutter und vier seiner Geschwister am Scharlachfieber erkrankten und das ganze Haus wie in ein Spital verwandelt war. In der letzten Nacht (6. Sept.) stellte sich der Bluthusten heftig bei Henry ein; er nahm wieder Abschied von allen und tröstete noch seine armen Eltern. Dann kam eine Angst über ihn, so daß er seiner Wärterin das Versprechen

abnahm, nicht von seiner Seite zu weichen; aber schon nach einer kleinen Weile sagte er beruhigt zu ihr: „Maria, jetzt habe ich keine Angst mehr, Jesus ist bei mir.“ Die letzten Worte, die man aus seinem Munde hörte, waren die alten: „Komm, Herr Jesu, komm bald!“ Um vier Uhr Morgens hörte er auf zu athmen. (Schluß folgt.)

Sitten und Gebräuche der Eingebornen in Australien.

(Aus dem Bericht eines Missionars.) Von C. S.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn man das Leben und Treiben der Eingebornen äußerlich ansieht, möchte man fast denken, es wäre von Religion überhaupt gar nichts bei ihnen zu spüren. Doch selbst unter diesem so tief gesunkenen Volke sind noch Ahnungen vorhanden, daß es höhere, geistige Wesen gibt, von denen sie abhängig sind. Nicht nur, daß sie glauben, daß es irgend ein böses Wesen gibt, von dem sie sich zwar die allerwunderlichsten Vorstellungen machen, und dem sie alles Uebel, als Krankheiten, Todesfälle und dgl., zuschreiben; sondern sie glauben auch außerdem, daß es auch ein gutes Wesen gibt. Dieses nennen sie alxira, und schreiben ihm die Schöpfung Himmels und der Erde zu; sagen auch, daß er im Himmel wohne und den Menschen geneigt sei, wenigstens ihnen nichts Böses zufüge. Freilich Trost gibt ihnen dies nicht, denn den alxira scheinen sie sich als still im Himmel sitzend zu denken; nur das böse Wesen, ranja kuna, greift nach ihrer Meinung in die Schicksale der Menschen ein. Sie glauben auch an ein Fortleben der Seele nach dem Tode, und zwar geht die Seele nach ihrer Meinung an einen Ort, im Norden gelegen, leia genannt, wo sie ruhig sitzen. Und wenn sie nun dabei behaupten, daß sie daselbst kein gara, das ist Fleischspeise, sondern nur mana, Pflanzenspeise, essen, und namentlich nur Früchte; daß daselbst zwar Thiere seien, aber nicht gegessen würden, sondern immer leben bleiben, so ist das wohl noch eine, wenn auch schwache Ahnung von dem verlorenen Paradiese. Außerdem hört man auch allerlei, zum Theil recht alberne Märchen von ihnen erzählen, welche sie auch mit allem Ernste glauben, wie sie denn überhaupt sehr leichtgläubig und abergläubisch sind, so daß es nichts so Ungeheuerliches geben kann, was sie nicht glauben, wenn es nur eines der Ihrigen erzählt hat. So meinen sie z. B., daß die beiden am südlichen Himmel sichtbaren Nebelflecke zwei alte Männer mit großen weißen Bärten sind, welche sehr zornig sind auf alle Schwarzen und dieselben tödten durch Erdrosseln. Ebenso waren sie dies Jahr, als im Februar der Komet sichtbar war, in der größten Angst, denn sie meinten, daß der sie tödten wollte. Nun, darüber braucht man sich nicht allzusehr zu verwundern, denn selbst in der Christenheit findet man noch dergleichen Aberglauben.

Ein anderer schwacher Schimmer von Religion ist auch in der Beschneidung der Knaben und in ihren Tänzen zu suchen. Was die Beschneidung betrifft, so ist zu bemerken, daß die Knaben nicht als kleine Kinder, sondern erst dann beschneidet werden, wenn sie als männlich reif angesehen werden, etwa im 10. bis 12. Jahre. Vor der Beschneidung darf keiner heirathen, dies Recht tritt erst mit der Beschneidung ein. Auch erzählen sie, daß bei dieser Gelegenheit junge Männer sich mit einem Steine eine Ader am Arme aufschneiden und die alten Männer das heraus-spritzende Blut trinken, was sie wieder stark und kräftig machen soll. Nach dieser Operation wird die Ader wieder unterbunden. Manche zeigten mehrere solche Narben.

Mehr öffentlich geschehen die Tänze, an denen auch manchmal die Weiber und Kinder theilnehmen dürfen, und diese Tänze führen, je nachdem Männer allein oder Männer und Weiber tanzen, jeder einen besondern Namen. Bei dieser Gelegenheit bieten sie alles auf, sich gehörig heraus-zupuzen. Freilich nach unserm Dafürhalten ist es kein Schmuck, aber der Geschmack ist eben verschieden. Es würde zu weit führen, alles Einzelne zu beschreiben, und würde doch auch nichts helfen, da man sich, ohne es selbst gesehen zu haben, doch kein richtiges Bild davon machen kann. Die Hauptsachen dabei sind erstens, daß einer die Gelenke und Glieder des ganzen Körpers gehörig bewegen und die allerverschiedensten Stellungen annehmen kann; zweitens das Stampfen mit den Füßen, so daß die Erde dröhnt, und endlich drittens der Gesang, oder besser das Geschrei dabei. Musik ist äußerst wenig in ihren Gefängen, denn es ist eigentlich nur ein singendes Sprechen; worauf es ankommt dabei, das ist der Rhythmus. Sind die Frauen dabei theilhaftig, so bilden sich zwei Chöre; die Männer auf der einen und die Frauen auf der andern Seite. Daß Männer und Weiber sich beim Tanz umfangen, scheinen sie für unzünftig zu halten, und beschämen darin manche Christen. Den Tanz führen gewöhnlich vier bis acht Männer aus, alle Uebrigen singen, oder sie schlagen mit dem mera und einem andern Stocke den Takt. Sind sie mit dem Gesang so tief gesunken, daß sie nicht weiter können, so setzen sie eine Octave höher ein.

Endlich sei hier noch erwähnt, daß sich auch Männer unter ihnen finden, welche vorgeben, etwas von der Heilkunde zu verstehen; doch beschränkt sich ihr Wissen auf einige chirurgische Experimente, und sind dieselben so kindisch und dumm, daß ein gehöriges Maß Aberglauben dazu gehört, denselben Erfolg zuzuschreiben, und daß man darüber lachen muß, wenn man auch nicht will, denn es sind eigentlich nur kleine Taschenspielerkünste.

Missionar K. sagt: „Unter diesem Volk zu arbeiten, namentlich ihnen die Segnungen des Evangeliums von Jesu Christo zu bringen, ist nun unsere Aufgabe. Wird das nicht ein vergebliches Unternehmen sein? Scheinbar ja; aber wir wollen den Muth nicht verlieren, sondern mit des Herrn Hilfe treulich weiter arbeiten.“

Ueber die Missionsarbeit berichten die Missionare, daß sie ihr Hauptaugenmerk bisher auf die Kinder richteten, dieselben in den nöthigen Vorkenntnissen, als Schreiben und Lesen, Auswendiglernen und Singen, unterrichteten. In letzter Zeit kamen auch einige Erwachsene dazu. Nun werden auch biblische Geschichten erzählt, ein wenig Geographie getrieben, wobei die Leute zu ihrer großen Verwunderung hörten, daß es noch andere Länder gibt außer Australien und, daß es so viel Wasser auf der Erde gibt, davon sie doch so wenig haben. Zählen können die Australier nur bis zwei, was mehr ist, nennen sie „einige“ und was die Zahl ihrer Finger übersteigt, „viele“. Auch von der Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate und Wochen wissen sie nichts. Dies alles müssen ihnen die Missionare erst beibringen.

Mitte November, bei großer Hitze, zählte die Schule nur 6 Kinder, gegen Ende December 16 Schüler. Seit einem Jahre ist nun Schule gehalten und die Heidenkinder haben gute Fortschritte gemacht. Die Meisten können lesen und schreiben, wissen manchen Spruch und manche biblische Geschichte, die Zehn Gebote und das Vater Unser, können einige Lieder singen, etwas zählen und die Namen der Tage und Monate sagen. Wie die Wohnhäuser der Missionare, so mußte auch die Missionskirche von den Missionaren selbst erbaut werden. Am 12. November wurde dieselbe durch einen Gottesdienst in deutscher Sprache eingeweiht, wie denn überhaupt bis jetzt nur Gottesdienste für das Missionspersonal darin gehalten werden. Predigten für die Heiden wurden bis jetzt noch nicht gehalten, einmal, weil die Missionare die Sprache noch nicht genug in der Gewalt haben, dann auch, weil sie meinen, daß Predigten den Heiden jetzt noch wenig nützen würden.

Am Abend vor Weihnachten und am heil. Weihnachtstage war der große Schulraum angefüllt, nicht allein von den Schülern, sondern allen in der Gegend wohnenden Heiden, welche gekommen waren, den hell erleuchteten Christbaum zu sehen. Nachdem ihnen die Weihnachtsgeschichte vorgetragen und erklärt war und die Schulkinder ein in ihre Sprache übersetztes Weihnachtslied gesungen hatten, wurden an alle Anwesenden, jung und alt, Geschenke vertheilt und dadurch große Freude bereitet.

Die Missionare leiden furchtbar durch die entsetzliche Hitze. Monate lang wehete ein heißer Wind, der den Schweiß am Körper herunter rinnen machte. Alles Gemüse, Getreide, verschiedene Pflanzen und selbst Bäume, welche die Missionare angepflanzt hatten, und die erst üppig wuchsen, sind gänzlich verdorrt. Im Januar stieg der Thermometer auf + 55 Gr. R. (fast 156 Gr. Fahrenheit). Wir vermuthen jedoch, daß dieser Bericht auf einem Irrthum beruht, da selbst die höchste Temperatur, die man bis vor wenigen Jahren im Innern von Afrika, den heißesten Gegenden der Erde, beobachtet hat, + 45 Gr. R., d. i. etwa 133 Gr. Fahrenheit, war.

Schon im November war es furchtbar heiß, dann brach-

ten Anfangs December einige Gewitter eine so plötzliche Abkühlung, daß viele Menschen erkrankten und auch Manche starben. Nun meinen aber die Heiden in Australien, wenn jemand stirbt, so haben das die Leute eines andern Stammes verschuldet. Diesmal fiel der Verdacht der Schuld auf die im Missionsgebiet wohnenden Heiden. Ehe es die Missionare hindern konnten, war denn auch schon ein 25 Meilen von der Station einsam wohnender Mann meuchlings ermordet.

Wie sehr wird doch die Geduld dieser Missionare in Australien auf die Probe gestellt! Schon vor wenigstens 5 oder 6 Jahren fingen sie an zu arbeiten. Aber was ist bis jetzt ausgerichtet? Nachdem sie die so sehr beschwerliche und weite Reise von Tausenden von Meilen ins Innere des Landes zurückgelegt hatten, konnten sie das große ihnen von der Regierung angewiesene Missionsgebiet von 900 Quadratmeilen in Augenschein nehmen. Dann haben sie bedeutende Viehzucht getrieben, Häuser für sich und Stallungen für das Vieh errichtet. Jahrelang wußten sie von nichts Anderem zu berichten, dann haben sie eine Schule und endlich auch eine Kirche selbst gebaut. Wie mußten sie sich abmühen mit Erlernung der Sprache der Eingebornen, die so arm ist an Ausdrücken für religiöse

und sittliche Begriffe, daß sie solche erst selbst finden und sie nach und nach dem Volke durch Umschreibung beizubringen suchen müssen. Nun haben sie ein Jahr lang eine geringe Zahl Kinder in der Schule unterrichtet und einigen wenigen Erwachsenen die Grundbegriffe der Religion gesprächsweise vorgetragen. Weder die Missionare sind bis jetzt zum Predigen, noch die Heiden zum Hören und Verstehen der Predigt fähig. Dabei oft diese wahrhaft entsetzliche Hitze und Trockenheit und was sonst noch dazu kommt. O, ihr lieben Leser, wie leicht ist, damit verglichen, unsere Negermission, wie viel weniger wird unsere Geduld auf die Probe gestellt! Darum laßt uns nicht ungeduldig werden, wenn wir nicht gleich die gewünschte Frucht sehen, sondern geduldig und treu weiter arbeiten und dem Herrn die Frucht befehlen. Er segne unsere Mission! Er segne

die Mission in Australien! Er helfe, daß auch wir bald das Netz der Heidenmission auswerfen auf sein Wort und einen großen Zug thun!
C. S.

Eine buddhistische Gebetsweise,

wie sie unter den Anhängern des alten indischen Religionsstifters Buddha üblich ist, stellt unser Bild dar. Der Mann ist ein Priester des Buddha und schlägt eine, auf einem Gestell liegende Metalltrommel und die Frau ist

eine Priesterin, die in der Linken einen über die Schultern gelegten Stab hat, an dem eine Anzahl Zettel hängen, die mit allerlei Gebetsformeln bedruckt sind. Was sie aber in ihrer Rechten trägt, sieht wohl wie eine Blume aus, ist aber etwas, das die Leser schwerlich errathen dürften. Es ist dies nämlich eine große Rättsche (rattle), wie man sie bei uns in kleinerem Maßstabe als Spielzeug für Babies gebraucht, deren man sich aber nebst Metalltrommel und Gebetszettel-Stab in Japan bedient, um das Gebet recht ernstlich, hörbar und erhörlich zu machen. Wenn z. B. ein Hausvater in irgend einem besonderen Anliegen zu einem der buddhistischen verstorbenen Heiligen oder Untergötter beten will, so läßt er Priester und Priesterin wie



oben zu sich kommen. Die Priesterin betet, d. h. sie schüttelt und rüttelt den Gebetsstecken, daß die Zettel gehörig rascheln. Damit aber die Götter, trotz dem Rascheln der Zettel, die darauf geschriebenen Gebete nicht übersehen, so machen die Weiden noch außerdem einen gehörigen Lärm: die Priesterin rättscht mit aller Macht und der Priester trommelt drauf los, daß man sich die Ohren zuhalten möchte. Wer denkt hier nicht an den Propheten Elias, welcher der ängstlich rufenden Priester Baals spottete: „Rufet laut, denn er ist ein Gott, er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er aufwache“ 2c. (1 Kön. 18, 27.)?

In Nr. 2 des 2ten Jahrgangs dieses Blattes brachten wir das Bild eines buddhistischen Hausgottesdienstes in Japan, bei dem gleichfalls die Metalltrommel eine Rolle

spielt, das aber auch zugleich den Blick auf einen langen, von den Händen aller Teilnehmer gehaltenen und mit großen Kugeln behangenen Rosenkranz lenkt. Wir bemerkten, daß die Religion Buddha's die schreiendste Werk-gerechtigkeit sei, wie die Pabstreligion, und bezogen uns dabei auf einen kurzen Artikel Nr. 5 Seite 55 des 1sten Jahrgangs, in welchem wir auf die Aehnlichkeit des papi-stischen mit dem buddhistischen äußerlichen Gottesdienst hinwiesen. Obige Gebetszettel und deren rein mechanischer Gebrauch erinnern uns daher an Gebetszettel, die man auch im Pabstthum dem armen Volke zu abergläubischem Ge-brauche anpreis't und verkauft. So liegt vor uns ein älteres katholisches Gebetbüchlein, in welchem ein kurzes Gebet abgedruckt ist mit der Versicherung: „Diese heiligen Worte sind von Gott selbst gesandt dem Pabst Leo“ und das mit folgenden Worten angepriesen wird: „Ein sehr nützlich Gebet, welches der Pabst Leo (X.) seinem Bru-der Carolo (V.) wider seine Feind geschickt hat, mit sol-chem Ablass, wer solches bedenkt oder bei sich tragen wird, stirbt nicht jähling, und weder Wasser, noch das Feuer, auch kein Feind kann ihm nicht schaden: und in welchem Haus dies Gebet ist, dem schadet kein Feuer, jede schwangere Frau wird leicht gebären und das Kind vor Gott und Menschen angenehm sein.“ Gleichertweise wird einem mitgetheilten, angeblich vom Heiligen Geist dem heiligen Augustinus geoffenbarten Gebete eine wunder-bare Bewahrung und Behütung von Leib und Seel dessen zugeschrieben, welcher „selbiges bei sich trägt und andäch-tig spricht.“

Wir fügen noch eine andere Parallele bei. Ein alter Japanese, der endlich zur Erkenntniß Christi gekommen war, nachdem er sich in allerlei Werken und buddhistischen Andachtsübungen abgemüht hatte, übergab eines Tages dem Missionar, zu dessen Kirche er sich hielt, eine merk-würdige Rolle, mit welcher es folgende Bewandniß hatte.

Die Buddhisten in Japan glauben, daß alle Frommen oder Tugendhaften nach dem Tode einen neuen Namen erhalten, dessen Bedeutung oder Werth so ziemlich von der Geldsumme abhängt, welche von den Verwandten des Ge-storbenen den Priestern gezahlt wird. Aber das ist nicht alles: wer will, kann sich diesen Namen schon bei Leb-zeiten selbst kaufen. Das hatte denn auch jener alte Mann 35 Jahre vorher, als er von Christo noch nichts wußte, in seiner Blindheit gethan, oder hatte er das sonderbare Document gar als Lohn für seine heidnische Frömmigkeit erhalten! Auf der Rolle ist das goldene Bild eines Götzen zu sehen, der vor vielen hundert Jahren aus Indien nach Japan gebracht worden sein soll, und links davon steht der neue oder ewige Name, über den sich der arme Mann einst so gefreut hatte. Wie meinet ihr, daß derselbe lautet? „Selig geworden durch ausgezeichnete Werke der Gerechtigkeit!“

Das „Missionsblatt für Kinder“, dem letzteres ent-nommen ist, ruft hierbei seinen jungen Lesern zu: „Da

fönnt ihr sehen, daß diese Heiden eigentlich rechte Phari-säer sind. Hindus und Chinesen wie Japaner glauben alle, daß man durch gute Werke selig werden kann.“ Eben-darum aber auch hat die durch ihre Werklehre der Buddha-religion so verwandte Pabstreligion auch ihre Ablasszettel, wie jene ihren Zettel mit dem „neuen Namen.“ Freuen wir uns mit dem alten Japaner, den aus der Schrift durch den Glauben erkannt zu haben, der uns ohne unser Ver-dienst, allein durch sein vollgültiges Verdienst gerecht und selig macht und dann uns durch den Heiligen Geist zuruft: „Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem verborgenen Manna und will ihm geben ein gut Zeugniß und mit dem Zeugniß einen neuen Namen geschrieben, welchen niemand kennet, denn der ihn empfähet.“ (Offb. 2, 17.)

Unsere Aegermission.

In unserer Missionsschulen sind während der Monate Juli und August Ferien. Sonntagschule und Gottes-dienste werden jedoch fortgesetzt. Die Hitze stellte sich in den südlichen Staaten dies Jahr schon sehr früh ein: so kam es, daß der Schulbesuch im Monat Juni durchgängig ganz bedeutend abgenommen hatte. Es war den Kindern zu heiß und viele waren krank. In Little Rock schloß die Schule schon am 17. Juni, an welchem Tage nur noch 20 Kinder da waren, welche sämmtlich erklärten, jetzt nicht mehr kommen zu wollen. In Mobile hat Herr Missio-nar Wahl bis Ende Juni ausgehalten. Die Schülerzahl war eine sehr geringe. Miss. Wahls letzter Bericht vom 10. Juli lautet wie folgt: „Das verfloßene Vierteljahr ist für unsere Missionsstation hier ein sehr wichtiges und er-freuliches gewesen: es sind in demselben die ersten Tauf-handlungen vollzogen worden. Die in meinem letzten Be-richte erwähnte Mrs. S. ist, nachdem sie zwei Monate lang unterrichtet worden, am 22. Mai getauft worden. Sie wurde krank, weshalb ich die Taufe nicht gern länger aufschieben wollte, zumal sie herzlich Verlangen darnach zeigte. Außer einem Gliede der hiesigen deutschen Gemeinde war meine Frau bei der heiligen Handlung gegenwärtig.

„Zwei Tage vor dieser Taufe habe ich mit einer andern Frau den Taufunterricht begonnen. Dieselbe hatte früher unsere Tagsschule eine Zeit lang besucht, verließ dann aber Mobile auf eine Zeit. Ich erkundigte mich einige Male nach ihr, aber ohne Erfolg. Im Mai hörte ich, daß sie in der Stadt sei, aber nicht in ihrer früheren Wohnung. Als ich sie aufgefunden, erfuhr ich zu meinem Bedauern, daß sie krank gewesen sei und mehreren Schulkindern auf-getragen habe, mich zu rufen, diese hatten das wahrschein-lich vergessen. Gott verleihe, daß sich diese Frau nun treu-lich zum Evangelium halte. Sonntag, den 27. Mai, sind drei ihrer Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen, in unserm Predigtlokal getauft worden.

„Von den drei Knaben, mit denen ich am 12. April den Taufunterricht begann, haben sich leider zwei wieder zurückgezogen.

„Im vergangenen Vierteljahr habe ich mehr Gelegenheit gehabt zu predigen, denn je zuvor in demselben Zeitraum. Der Hausgottesdienst ist jeden Montag gehalten worden.

„Die Sonntagschule wurde, mit Ausnahme eines Sonntags, regelmäßig fortgeführt. Wir sind augenblicklich bei der Betrachtung des 3ten Glaubensartikels.

„In der Tagschule hatte ich in der ersten Hälfte des April noch Fräulein Sapper's Hilfe. Nach deren Fortgang stellte ich mit Erlaubniß der ehrw. Commission einen jungen Mann aus hiesiger Gemeinde an. Da aber die Schülerzahl geringer wurde, so behielt ich denselben nur für einen Monat. Es sind im verflossenen Quartal etliche über 60 Kinder auf der Liste gewesen, zugleich anwesend aber nur 45. Weniger sind oft dagewesen, mehr wohl nie. Ich glaube kaum, daß man von der, gegen das vorige Vierteljahr geringeren, Anzahl der Schüler auf einen Verfall der Schule im Allgemeinen schließen darf. Soviel ich in Erfahrung gebracht habe, sind die meisten Kinder wegen Krankheiten und wegen der zunehmenden Hitze aus der Schule geblieben. Auch haben fast alle Eltern, die ich bis jetzt besucht habe, mir gesagt, daß es ihre Absicht sei, die Kinder im Herbst wieder zu schicken. Am letzten Juni ist die Schule auf zwei Monate geschlossen worden. Ich hätte der Missionskasse für diese Zeit gern einen Theil der Miethe erspart und versuchte deshalb das Gottesdienstklokal auch für die Schule zu miethen, habe es aber leider zu diesem Zweck nicht bekommen können.

„Schließlich muß ich noch bemerken, daß ich seit einigen Monaten am Kopfe leide. Ich muß gestehen, daß ich meine Arbeit nicht thun kann, wie sichs gebührt, was mich gerade jetzt um so betrübter macht, da es scheint, als ob der Herr bald mehr sichtbaren Erfolg geben wird.“

Auch die beiden Klassen der Zionschule in New Orleans haben bis Ende Juni ausgehalten, obgleich auch hier die Zahl der Schüler sehr zusammenschmolz. Die Schülerliste der Zionschule in Sailors' Home, welche im April in ihren beiden Klassen 169 Kinder zählte, zeigte im Mai nur noch 134, und im Juni nur noch einen geringen Theil davon. Genau können wir die Zahl nicht angeben. In der St. Paulschule an der Claibornestraße war der Schulbesuch im Monat Mai noch zufriedenstellend. Es waren täglich 75—80 Kinder in der Schule. Schon Anfangs Juni blieben einige aus, gegen Mitte des Monats noch mehr. Die Hitze im Schullokal stieg bis auf 100 Grad und die Kinder erklärten, nicht mehr kommen zu wollen. Herr Lehrer Berg schloß die Schule am 24. Juni. Die meisten Kinder haben sich schon wieder für das kommende Schuljahr gemeldet. Seit Eröffnung dieser Schule im Januar sind 123 Kinder in dieselbe aufgenommen worden. Von diesen sind 2 ausgewiesen und 22 haben die

Schule wieder verlassen. Herr Berg meint: unsere Aussicht für das kommende Schuljahr ist eine sehr erfreuliche. Unsere Sonntagschule in der Claiborne Chapel war bis Mitte Juni gut besucht. Es kommen immer mehr hinzu, sogar Katholiken. Seit dem 29. Mai ist hier auch jeden Sonntag-Abend Gottesdienst gehalten worden. Die Zuhörerschaft besteht meistens aus den älteren Schülkindern und sonst jungen Leuten, doch kommen nach und nach auch einige ältere Neger. Wir werden immer mehr zu der Hoffnung berechtigt, daß sich mit Gottes Hilfe in diesem Stadttheil viel ausrichten läßt. C. S.

Rundschau auf dem Gebiet der Heidenmission.

Südafrika. Missionar Köhler taufte am Trinitatissonntage 1880 26 Kinder und 42 Erwachsene aus den Heiden, zusammen 68.

Eine Gemeinde aus den Heiden in Pretoria zählte vor 10 Jahren 34 Getaufte, jetzt 715. Die Schule zählt 160 Schüler. Außer dem Missionar arbeiten an der Gemeinde mehrere von ihr selbst besoldete eingeborne Gehilfen.

In Ramusa, der Hauptstadt von Asanta, wo noch vor wenigen Jahren die Baseler Missionare verfolgt wurden, werden jetzt vom König und den Großen des Reichs freundlich behandelt und ist ihnen auch das Predigen erlaubt worden.

China. Aus Hongkong, einer kleinen chinesischen Insel, etwa 4 Meilen breit und 10 Meilen lang, wurde am 13. März eine deutsche Kirche eingeweiht. In Tientsin, einer großen, über eine halbe Million zählenden Stadt in China, befindet sich ein christliches Hospital, von den Chinesen selbst erbauet und erhalten. Die Zahl der Patienten dieses ungeheuer großen Hospitals beträgt etwa 2000, während außerdem 5000 Patienten, die sich außerhalb desselben befinden, von seinen Ärzten behandelt werden. Zwei protestantischen Missionaren, Stevenson und Soltau, ist es gelungen, bis in das Herz von China vorzudringen.

Japan. In einer Fabrik in Japan arbeiteten Gefangene aus dem nahen Gefängniß. Der Eigenthümer der Fabrik, ein japanischer Christ, belehrte diese Arbeiter aus dem Evangelio, hielt ihnen zuweilen eine Predigt und schenkte ihnen Theile des neuen Testaments. So fand das Evangelium Eingang in jenes Gefängniß. Mehrere der Inassen ließen sich nach ihrer Freilassung taufen, und jetzt wird jeden Sonntag im Gefängniß eine christliche Predigt gehalten, welcher 350 Gefangene nebst ihren Wächtern lauschen. Jener Fabrikherr ist inzwischen gestorben, aber das von ihm gegründete Werk hat guten Fortgang und hilft Vielen aus dem Tode ins Leben.

Neuguinea. Missionare der Londoner Missionsgesellschaft wurden bei Port Moresby von Papuas überfallen. Ein Missionar und 4 Knaben entkamen und be-

richten, daß 4 Lehrer, 2 Frauen, 4 Kinder und 2 Diener gemordet wurden.

In Westafrika haben neuerdings Baptistenmissionare angefangen zu predigen. Da kam kürzlich ein portugiesisches Kanonenboot mit einer Anzahl Jesuiten an Bord. Diese Jesuiten und einige Offiziere brachten dem Könige der Kongos Geschenke, um der Jesuiten-Mission die Thüren zu öffnen. C. S.

Aus Oceanien.

1.

Wie hier in Amerika, so hat in Hawaii, einer der Sandwichinseln, die unbeschränkte Einwanderung der Chinesen immer mehr bedenkliche Dimensionen angenommen. Während im Jahre 1870 auf dem ganzen Archipel nur 1500 Chinesen sich befanden, zählte man zu Anfang dieses Jahres allein auf Hawaii mindestens 12,000 Chinesen, darunter aber kaum 500 Frauen. Da nun die Zahl der Eingebornen bereits auf 40,000 gesunken, wobei ebenfalls die Disproportion der Geschlechter sehr groß ist, so ist leicht vorauszusehen, welche Folgen dieses ungehinderte Einströmen der männlichen Chinesen nach sich ziehen muß, vor allem aber den baldigen völligen Untergang der Eingebornen. Der Hauptzweck der Reise um die Welt, welche der König Kalakaua, begleitet von einem Adjutanten, Oberkammerherrn und dem zum Einwanderungskommissär ernannten Justizminister Armstrong am 20. Januar angetreten hat, ist daher, „in Ostindien und dem malaiischen Archipel eine zahlreiche Auswanderung nach Hawaii zu veranlassen, um die aussterbende Bevölkerung des Inselreiches zu ersetzen und dem drohenden Uebergewicht der Chinesen entgegenzuarbeiten.“

Erfreulich ist bei dem allen wieder, daß die Christen auf Hawaii, die braunen mit den weißen, unter den chinesischen Eindringlingen so eifrig und so erfolgreich Mission treiben. So wurde am 2. Januar in Honolulu, der Hafen- und Residenzstadt auf der Insel Oahu, eine neue chinesische Kirche eingeweiht, welche sammt dem Grundstück 10,700 Dollars gekostet hat, wovon die Chinesen selbst bereits 4470 Dollars, die Europäer und Amerikaner beinahe ebensoviel gezahlt haben. Der König Kalakaua und der Staatsanwalt wohnten der Feierlichkeit bei. L.

2.

Die vor einigen Jahren gegründete lutherische Missionsstation Bethesda in Australien hat jetzt 16 Getaufte, darunter 4 im letzten Jahr Befeuerte. Sechs Weitere stehen im Taufunterricht. Am 31. October weihte Miss. Meyer ein neues aus Lehm und Gras gebautes, theils mit Binsen, theils mit Eisen gedecktes Kirchlein ein, das 50 Fuß lang und 15 Fuß breit ist. Außer dieser Kirche sind noch 9 Gebäude da: 2 Wohnhäuser, 2 Schulgebäude, 1 Schlafräum für die Schüler, 1 Schmiede, 1 Wagen-

schuppen, Magazin und Backhaus. Der Viehstand zählt 4700 Schafe, 50 Pferde, 60 Stück Rindvieh und 150 Ziegen. Die Hitze und Dürre sind zuweilen sehr drückend. (Miss.-Magazin.)

Die Christen in der Türkei sonst und jetzt.

Sonst durfte in türkischer Erde kein Christ begraben werden ohne besondere Erlaubniß aus Konstantinopel. Kürzlich fand man einen solchen Erlaubnißschein, der vor etwa 200 Jahren ausgestellt ist zur Beerdigung eines Christen und an den christlichen Bischof gerichtet war. Derselbe lautet in der Uebersetzung wie folgt: „Dem Träger der Satanskrone und der pechschwarzen Gewänder, dem von der Thür des Himmels Verstossenen: Du ungläubiger Lehrer! einer Deiner Volksgenossen ist gestorben. Du hast um Erlaubniß gebeten, ihn zu begraben. Nach dem Koran ist's nicht nöthig, diesen Leichnam zur Erde zu bestatten; um jedoch den Fäulnißgeruch zu beseitigen, grabe man ein tiefes Loch, fülle es über dem Leichnam mit Erde und stampfe es fest.“

Als jüngst so häufige Erdbeben vorkamen, ließ Midhat Pascha, der Gouverneur von Smyrna, nicht allein die Mohammedaner, sondern auch die Christen auffordern, einen Buß- und Betttag zu halten. Das ist das erstemal, daß ein türkisches Oberhaupt die Christen officiell anerkannt hat. C. S.

Milde Gaben für die Negermission:

Durch P. J. L. Daib \$7.25. Durch P. J. Hofmann von V. Stolle, Ch. Alpers, Frau N. N. je 1.00. Durch P. Ph. Schmidt 1.00, von fr. Gemeinde in Wanatah 4.00. Durch Hrn. Lange von S. Meyers in Umbia, Ind., 5.00. Durch Hrn. M. C. Barthel von F. Wilhelm in Denny, Pa., 5.50. Durch P. Göhringer von der Gemeinde des P. F. Karth 3.00, von Gottf. Merk 50. Von Hrn. L. Borgers Familie 10.00. P. W. Uffenbed's Schulkind 6.00, L. Lau 2.00. Von Unbekannt in Boston 1.00. P. W. J. Zahn's Gem. in Town Elision 9.24. Durch P. J. Kilian von Carl Gustav Stymant in Serbin, Texas, 5.00. P. J. Griebels Gem. 2.10. P. C. Krehmanns Gem. 5.00. Durch P. F. W. Franke von Joh. Stecher und B. Heiby je 1.00, A. Kanfner 2.00, F. W. Franke 85, Joh. Stecher, C. Noiser je .50, Frau Brehmeyer und Fr. Wolf je .25, D. Heinz .15, F. Fromel, L. Hölzel je .20, Hochzeitscoll. bei Pet. Schneider 3.10. P. F. S. Kolbes Gem. an Howard Lake 7.25. J. Umbach, Kassirer.

Für Negermission in Little Rock, Ark., erhalten:

1. Für Mission: Von Hrn. Lehrer C. D. Martworth in Sheboygan, Wis., (Dankopfer) 5.00; Fr. Karoline Idler in Fort Smith, Ark., .50.
2. Für Schulbau: Von Hrn. G. Krüger in Jackson, Wis., auf fr. silbernen Hochz. gesammelt, 4.00; durch Kassirer Grahl 19.66.
3. Für arme Negerkinder: Durch Kassirer Grahl 9.12. Little Rock, Ark., 19. Aug. 1881. F. Berg, Missionar.

Erhalten durch Frau P. C. A. Brauer vom Creter Nähverein 18 Knabenhemden, 12 Mädchenhemden, 14 Pr. Strümpfe für arme Negerkinder in New Orleans. J. F. Döschner.

„Die Missions-Zeitung“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar.....	\$ 25
10 „.....	2.00
25 „.....	5.00
50 „.....	9.00
100 „.....	17.00

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der **Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika**. In deren Auftrag redigirt von Pastor **F. Lochner** unter Mithilfe von Pastor **C. F. W. Sapper**.

3. Jahrgang.

October 1881.

Nummer 10.

„Judenmission.“

Fliege, Täublein, fliege
Ueber Land und Meer;
Zeug von Christi Siege
Ueber's Feindes Heer!

Trägtst in deinem Schnabel
Treu das Delblatt dein,
Das den zweiten Abel,
Blut und Frieden Sein

Aller Welt verkündet,
Die Gott so geliebt,
Daß Er, Liebentzündet,
Ihr den Sohn hergibt!

Denk auf deinem Fluge
Auch an Israel;
Zeig im Siegeszuge
Ihm Immanuel,

Wie Sein Herz entbrenne,
Wie Sein Volk Er sucht,
Daß es Ihn erkenne,
Dem es einst gesucht!

Wie Er Abrams Samen
Heut noch gnädig ist
Und aus Seinem Namen
Heil und Rettung fliehet!

Mahne deine Christen,
Daß für Israel
Betend sie sich rüsten,
Wie einst Daniel,

Der in gläubigem Hoffen
Nach Jerusalem
Sieht sein Fenster offen,
Flehet, daß Hilfe käm.

Auf, ihr Lutheraner,
Helfet Israel
Als Samaritaner
Nach des HErrn Befehl!

— st —

Wie aus dem neulich erschienenen 18ten Bericht der Allgemeinen Synode von Missouri, Ohio u. a. St. S. 78 zu ersehen ist, hat dieselbe in Folge einer Eingabe der Illinois-Central-Districts-Conferenz auch über die Judenmission verhandelt. Es heißt daselbst unter Anderem: „Ob schon ein jeder Christ sich in seiner Umgebung als rechten Judenmissionar erweist, so oft er eine Gelegenheit dazu

findet, so sollten wir doch ernstlich auch daran denken, den unglücklichen Juden durch Bestellung wenigstens Eines eigentlichen Judenmissionars nachzugehen. Vor allem wird es nöthig sein, erst in unseren Gemeinden für diese Mission Interesse zu erwecken, und zweckdienlich wäre es daher wohl, wenn die ‚Missions-Taube‘ und auch der ‚Lutheraner‘ hin und wieder einige Artikel in Bezug darauf brächten. — Wir sollten uns die Betreibung dieser Mission um so mehr allen Ernstes angelegen sein lassen, als es gegenwärtig keine Judenmission gibt, in der nicht neben anderen Ungeheuerlichkeiten auch der Chiliasmus spukt.“

Der freudigen Zustimmung der ganzen Synodalconferenz von vornherein sich versichert haltend, wird die „Missions-Taube“ nunmehr hin und wieder Nachrichten auch aus diesem besonderen Missionsgebiet auf ihrem Fluge mitnehmen. Soll doch das Evangelium aller Creatur gepredigt werden, und obwohl Blindheit Israel aus gerechtem Gerichte Gottes widerfahren ist, so ist es ihm doch nur „eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde“. (Röm. 11, 25. 26.) Nicht als ob hiernach vor dem jüngsten Tage die Bekehrung der meisten Juden noch zu erwarten wäre, wie die Chiliasisten träumen und, von dieser Hoffnung erfüllt, Judenmission treiben. Soll doch nach Luc. 21, 32. dies Geschlecht als Wahrzeichen für die Weissagung des HErrn bleiben bis zum Tage seiner Zukunft und nach Matth. 23, 38. 39. ihr Haus ihm wüste gelassen werden. Aber während die Sammlung der Heiden fortgeht, bis deren Fülle eingegangen, d. i. bis die

Zahl derer voll geworden ist, die Gott aus den Heiden zum ewigen Leben verordnet hat, sollen immer noch Einzelne aus den Juden bekehrt werden, trotzdem daß Gott sein Volk verworfen und den großen Haufen in Blindheit und Verstockung dahin gegeben hat. Das ist eben das große Geheimniß, welches uns gerade der Mann offenbaren sollte, der aus einem in pharisaischem Eifer um das väterliche Gesetz schnaubenden Verfolger durch eine wunderbare plötzliche Bekehrung und durch einen unmittelbaren göttlichen Beruf ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn wurde, das seinen Namen tragen sollte „vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern von Israel“ (Apostelgesch. 9, 3.) und der in fortwährendem brennendem Liebes Schmerz um sein verblendetes Volk bezeugt: „Ich habe gewünscht, verbannet zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundete sind nach dem Fleische.“ (Röm. 9, 3.) Jene Einzelnen aber sind die „Uebergebliebenen nach der Wahl der Gnaden.“ (Röm. 11, 5. ff.) Solche fanden sich zu allen Zeiten der Kirche, solche finden sich auch jetzt noch und um solcher willen sollen auch wir Judenmission treiben neben der Heidenmission und unsere Arbeit wird deshalb auch hier nicht vergeblich sein. —

Zur Einleitung und für die „Missions-Taube“ zur Erinnerung ist derselben von dem für Artikel aus der Judenmission gewonnenen Herrn Mitarbeiter, dessen Einsendung im „Lutheraner“ uns so eben, da wir Obiges schon niedergeschrieben hatten, zu Gesichte kommt, obiges „Blättchen in den Schnabel“ gelegt worden.

Die Redaction.

Henry Budd's Leben und Wirken.

Ein Indianer als Prediger des Evangeliums.

(Schluß.)

VI. Lebensabend und friedlicher Heimgang.

Bis zum Jahr 1867 blieb der nun vereinsamte Budd noch in Nepowewin, ohne hier übrigens so große Erfolge seiner Arbeit zu sehen, wie früher in dem gesegneten Cumberland. Doch wurde auch hier allmählich ein kleines Häuflein gesammelt, und auch in dem öfter besuchten Fort Carlton, besonders unter den dortigen Ansiedlern, manch fruchtbares Samenkorn ausgestreut. Im Jahr 1865 schrieb der dortige Agent der Hudsonsbay-Compagnie an Budd: „Es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, daß eine sichtbare Veränderung mit einigen der hiesigen Leute, besonders mit einigen Europäern, vorgegangen ist, seit Sie uns das letzte Mal besucht haben. Zwei oder drei wurden durch Ihre damalige Predigt so ergriffen, daß sie sich entschlossen haben, ein neues Leben anzufangen, und durch Gottes Gnade sind sie bereits ganz andere Menschen geworden. Seither haben sie angefangen, regelmäßige Morgen- und Abendandachten zu halten, nicht nur am Sonntag, sondern auch in der Woche; auch üben sie einen bedeutenden Ein-

fluß auf alle Uebrigen hier aus. Sie senden Ihnen die freundlichsten und ehrerbietigsten Grüße, und sehnen sich nach einem abermaligen Besuch von Ihnen.“

Aber, wie gesagt, in Nepowewin wollte es nicht recht vorwärts gehen, namentlich seit der alte Häuptling Mahn-suk so bald nach seiner Taufe gestorben war. Man hielt es daher für besser, den tüchtigen Pastor und Prediger seiner alten Gemeinde in Cumberland (neuerdings immer Devon genannt) zurückzugeben. So siedelte er denn im Jahr 1867 wieder an diesen Ort über, wo er schon so viel Erfreuliches und auch Schweres erlebt hatte. Nepowewin war damit nicht aufgegeben, sondern wurde fortan als Außenstation von Devon behandelt und gelegentlich besucht, bis es im Jahr 1871 in der Person des ebenfalls ordinierten eingebornen Missionars Caldwell wieder einen eigenen Missionar erhielt. Auch sonst hatte Budd noch mehrere Außenstationen, wie Moose Lake, Cumberland House u. s. w. zu bedienen. In dem zuletzt genannten Jahr standen im Ganzen 650 eingeborne Christen, darunter 170 Abendmahlsgenossen, in seiner Pflege. Es gelang ihm, den Branntweinverkauf unter diesen Christen gänzlich zu verhindern und sonst viel für sie zu thun. Auch in der Schule war er unermüdt thätig und eifrig bemüht, einige junge Leute zu Gehilfen für diese Arbeit heranzubilden. Aus seinen stets mit Sorgfalt geführten und zum Theil auch in England gedruckten Tagebüchern könnten wir noch Manches mittheilen; doch genügt das Bisherige, um den ganzen Mann und seine Arbeit zu charakterisiren. Die äußern Ereignisse und Umstände, welche darin erwähnt werden, haben natürlich bei der großen Gleichförmigkeit und Abgeschlossenheit des nordamerikanischen Indianerlebens kein allgemeines Interesse. Zeiten des Mangels wechseln mit Zeiten des Ueberflusses an Fischen, Rennthierfleisch und anderen Nahrungsmitteln; einmal bleibt der Schnee länger liegen als gewöhnlich, und die nicht aufhören wollende Kälte verhindert die Aussaat von Gerste und Kartoffeln und verschiebt oder zerstört alle Ernteaussichten; dann wieder entsteht durch plötzlich eingetretenes Thauwetter eine Ueberschwemmung, oder es bricht eine Pockenepidemie herein. Sonst aber ist ein Jahr wie das andere und ein Tag wie der andere. Nur die jährlich oder halbjährlich ankommende Post aus Europa, hie und da eine größere Taufe, der Besuch eines weißen Missionars, oder sonst ein selteneres Ereigniß unterbricht die Eintönigkeit dieses Lebens im kalten, fernen Nordwesten von Amerika.

Da werden keine glänzenden Gaben, keine vielseitige Bildung und keine europäische Gewandtheit und Vielgeschäftigkeit im Dienste des Evangeliums erfordert, wohl aber die größte und schwerste aller Tugenden: Treue im Kleinen, Treue im Verborgenen, Treue das ganze Jahr hindurch. Und diese hat Henry Budd bewiesen bis an sein Ende. Als einmal der Gedanke ausgesprochen worden war, daß er noch zur Würde eines anglikanischen Bischofs

könnte erhoben werden, äußerte er voll aufrichtiger Bescheidenheit gegen einen Freund, es sei wahrlich schon genug Würde und genug Bürde für ihn, ein Geistlicher überhaupt zu sein. Wie hätte er je erwarten können, daß Gott ihn zu diesem herrlichen Berufe aussondern würde! Ein einfacher Prediger des Evangeliums unter seinen Landsleuten zu sein, das sei schon Ehre genug für ihn.

Derselbe Geist der Demuth und der Treue im Kleinen spricht auch noch aus einem Brief, den er nur zwei Monate vor seinem Tode an eine Freundin in England geschrieben. Er entschuldigt darin die Seltenheit und Kürze seiner Berichte und fährt dann fort: „Mitten in einem District von mehreren hundert Quadratmeilen Ausdehnung, in welchem die Leute weit zerstreut umher wohnen und wandern, stehe ich armer alter Mann allein da, um die göttlichen Gnadenmittel zu verwalten und die Arbeit eines Predigers und Pastors zu versehen; und dazu kommen noch all' die verschiedenen äußern Geschäfte, welche auf den hiesigen Missionsstationen täglich die Aufmerksamkeit und Zeit des Missionars in Anspruch nehmen. Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen erzähle, wie ich jetzt meine Amtsgeschäfte vollbringe, dann an der Hobelbank emsigst arbeite und etwas später nach den Netzen meiner Fischerleute sehe. Wenn das alles geschehen ist, findet man mich vielleicht im Holzschuppen oder in der Werkstatt, um einige Arbeiter zu bezahlen, und dazwischen an meinem Studirtisch bei den Büchern oder auch bei den Rechnungen. Und während all' dieser Beschäftigungen werde ich wohl ein halb Duzendmal von Kranken unterbrochen, die Medicin wollen, und welchen ich aus unsrer kleinen Hausapotheke das Nöthige verabreiche. Und so habe ich meine Zeit seit nun 34 Jahren, Tag für Tag, zugebracht! Leute, welche ihr Lebenlang gewöhnt gewesen sind, alle möglichen Handwerker in der Nähe zu haben, die werden so etwas kaum glauben können, aber so ist es, und nur das Wenigste hiervon läßt sich beschreiben. Wenn ich überhaupt zum Schreiben komme, so geschieht es am Abend spät, wenn alles still geworden ist. — Gegewärtig bin ich so glücklich, meine liebe Tochter, Frau Cochrane, und überhaupt meine vier Töchter bei mir zu haben, und um unsre Freude vollkommen zu machen, hat auch mein Schwiegersohn einen Monat hier zugebracht. Haben Sie herzlichen Dank für alle Theilnahme, die Sie uns in unsrer schweren Heimsuchung bewiesen haben. O, es war eine große Trübsal, ich glaube die größte, die ich je durchgemacht: meinen theuren, meinen einzigen, meinen letzten Sohn auch herzugeben in der Blüthe seiner Jahre. Bloß die Gnade Gottes und die Gebete meiner Freunde haben mich aufrecht erhalten, und doch — ich war wie niedergeschmettert. Welches Fleisch und Blut könnte die scharfe Schneide einer solchen Trübsal ertragen! O daß ich meinen Willen ganz Ihm ergeben könnte mit Ruhe und Glauben und mit kindlicher Sanftmuth sagen: Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor Dir.“

Nicht lange nachdem er diese Zeilen geschrieben, kam die Reihe an ihn selber. Am 2. April des Jahres 1875 entschlief Henry Budd sanft, nachdem fünf Söhne und Töchter und seine Frau ihm in die Ewigkeit vorangegangen waren. Sein Ende war friedlich und still, obgleich ganz plötzlich und unvorsehen. Am Ostersonntag hatte er noch selbst das heilige Abendmahl ausgetheilt und am Freitag darauf starb er. Er litt an einer starken Erkältung und klagte über Müdigkeit, war aber sonst ganz wie gewöhnlich. Doch verschlimmerte sich sein Husten allmählich, bis sich zuletzt auch Blutauswurf einstellte. Nichtsdestoweniger ging er immer noch nicht nur im Hause umher, sondern auch in's Freie hinaus, und ließ sich von seiner besorgten Tochter nicht einmal zum Hinliegen bewegen. Am letzten Nachmittag saß er in seinem Armstuhl und schien etwas zu schlummern. Seine Tochter, die ihn fortwährend beobachtete, hörte ihn wie im Traume die Liebesanfänge „Ach bleib bei uns“ und „Fels der Ewigkeiten“ vor sich hin sprechen. Offenbar war sein Geist mit göttlichen Dingen beschäftigt. Auch mehrere Stellen aus der Kri-Bibel waren in seinem Munde. So oft er aber erwachte, war er vollständig bei sich und nichts Außergewöhnliches an ihm zu bemerken. Endlich ging er zu Bett, und zwei Stunden später war er eine Leiche. Ohne Seufzer, ohne Nöcheln durfte er hinüberschlummern; nur seine Arme hielt er ausgestreckt vor sich hin, und als seine Tochter ihn fragte, was er wünsche, öffnete er lächelnd seine Augen, schaute sie an, schloß die Augen wieder — und damit stand sein Athem still.

Henry Budd's Name und Geschlecht ist damit ausgestorben. Zahlreich aber ist die Schaar von geistlichen Kindern, die dem Wort seiner Predigt geschenkt wurden und welche heute noch als Zeugen seines gesegneten Wirkens ihr Licht leuchten lassen und das Andenken des Gerechten in ihren Herzen bewahren. Ihr jetziger Pastor ist der Schwiegersohn des Seligen, Henry Cochrane, ebenfalls ein ordinirter Indianer-Missionar und indirect eine Frucht jener Erstlingsarbeit des frommen John West, die wir oben beschrieben haben.

Rundschau auf dem Gebiet der Mission.

In Hermannsburg war am 22. und 23. Juni Missionsfest. Wie gewöhnlich wurde der erste Tag in der Kirche, und der zweite im Freien gefeiert. Die große Kirche war so voll, wie noch nie zuvor. Vormittags hielt Pastor Sultmann die Vorlesung (Erklärung eines Schriftabschnittes vom Altar aus), und Pastor Th. Harms hielt die eigentliche Festpredigt. Nachmittags predigten Pastor Ernst und Inspector Mügelfeldt. Am Schluß stattete Pastor Harms nach altem Brauch Bericht ab, davon wir Einiges mittheilen:

„In Afrika hatte der Krieg zwischen den Engländern und den holländischen Bauern des Transvaal-Freistaates den ganzen Winter hindurch Post- und Telegraphenverkehr unterbrochen; erst ganz vor Kurzem haben wir zu unserer Freude erfahren, daß unsere Stationen in Transvaal unter den Betschuanen vom Kriege nicht betroffen worden und daß unsere Missionare nur eine mäßige Kriegssteuer zu bezahlen gehabt haben. Die üblichen Berichte über die einzelnen Stationen fehlen noch, so daß ich für jetzt gar nichts darüber sagen kann. Daß die Bauern im heldenmüthigen Kampfe gesiegt haben, weiß alle Welt; über den Frieden wird noch verhandelt. Br. Hohls aber traut dem Frieden nicht recht und ich auch nicht. Unsere Arme reichen nicht bis nach Afrika, um zum Frieden zu helfen; unsere Gebete aber reichen nicht bloß nach Afrika, sondern auch bis in den Himmel, und durch unsere Gebete vermögen wir viel zum Frieden mitzuwirken. Unsere durch den Zulu-Krieg zerstörten Stationen im Nord-Zululande bauen wir rüstig wieder auf. Die Engländer helfen uns nicht dabei, sondern wir sind auf den Herrn Herrn und uns selbst angewiesen, und werden es auch ohne die Engländer fertig kriegen. Dagegen verweigert uns der Häuptling des Süd-Zululandes, John Dunn, dieser zum Zulu gewordene Engländer, zum Heiden gewordene Christ, beharrlich den Wiederaufbau, und hat auch unsere Missionare bezichtigt, daß sie mehr an ihren eigenen Vortheil gedacht hätten, als an die Missionsarbeit. Diese Anklage ist auch von Missionsblättern weitergetragen worden, und unsere Missionare werden selbst sich gegen diesen schweren Vorwurf vertheidigen und zu rechtfertigen wissen.“

Zu Neu-Hannover, nicht weit von Hermannsburg in Afrika, verlangte ein Theil der Gemeindeglieder, die ziemlich weit von Kirche und Schule entfernt wohnen, von der Mission einen Lehrer für ihre Kinder, da ihnen der Weg zur Schule zu weit sei. Weil aber die Hermannsburg-Mission gerade keinen Lehrer für diese Leute hatte, so wandten Letztere sich an Pastor Beer in Wilhelmsburg bei Hamburg, welcher früher Missionar der Hermannsburg-Mission zu Hermannsburg in Afrika war; Pastor Beer wandte sich an das Consistorium in Hannover, welches sich bereit erklärte, nicht allein einen Lehrer, sondern auch einen Missionar nach Afrika zu schicken. So dürfte demnächst auch eine Landeskirchliche Mission in Afrika ins Leben treten. Das Eigenthümliche bei der Sache ist, daß Missionar Struve in Neu-Hannover, zu dessen Gemeinde diese Leute bisher gehörten, gar kein Freund der Freikirche, sondern ein Verehrer der Landeskirche ist.

In Indien erholt sich die Mission allmählich nach den Schrecknissen der Theuerung und Hungersnoth. Probst Mylius ist wohl auf und die jungen Brüder arbeiten sich nach und nach in die Sprache des Telugu hinein. Zwei der älteren Missionare, Scriba und Wörrlein, sind mit den Ihrigen nach Europa zurückgekehrt, um ihre geschwächte

Gesundheit wieder herzustellen. Beide waren in Hermannsburg.

In Australien und Neuseeland arbeitet die Mission noch auf Hoffnung. Hermannsburg, im Mittelpunkt Australiens, blühet auf. Hoffentlich werden auch dort bald etliche Heiden in das Reich Gottes eingehen.

Die Einnahme der Druckerei und Buchbinderei belief sich im vergangenen Jahre auf 37,355 Mark oder 8965 Dollars, die Ausgabe betrug 28,768 Mark, so daß ein Ueberschuß von 8586 Mark oder 2070 Dollars in die Missionskasse floß. Außer vielen Gaben an Kleidungsstücken und Naturalien hatte die Missionskasse eine Einnahme von 263,644 Mark und 75 Pfennigen oder 63,275 Dollars (in runder Summe) und eine Ausgabe von 274,824 Mark 71 Pfennigen oder etwa 65,958 Dollars. Also eine Mehrausgabe von 2683 Dollars.

Die Leipziger Mission, die nun seit 40 Jahren unter den Tamulen in Ostindien arbeitet, hat daselbst 22 Missionare, 9 Prediger aus den Eingebornen und 173 Schullehrer. Die Zahl der Getauften ist über 12,000. Die Schulen besuchen 2500 Schüler, darunter noch eine bedeutende Anzahl Ungetaufte. Die Mission hat 18 Hauptstationen. Die Ausgaben des letzten Jahres, etwa 60,000 Dollars, überstiegen die Einnahmen; jedoch ist die Mehrausgabe durch den letztjährigen Kassenüberschuß mehr als gedeckt.

Die Berliner Mission hat jetzt im Ganzen 42 Stationen. Ein großer Theil derselben ist in Süd-Afrika. Die afrikanischen Heidenchristen dieser Mission haben im letzten Jahre etwa 2160 Dollars für Missionszwecke aufgebracht.

Die Baseler Mission hat über 14,000 Getaufte in Indien, China und Afrika. Die Einnahmen dieser Mission betragen im letzten Jahre beinahe 192,000 Dollars. Die Ausgaben fast ebensoviel.

Die Rheinische Mission hat in Süd-Afrika 10 Stationen mit etwa 10,000 Christen. Diese 10 Gemeinden erhalten sich selbst, besolden ihre Prediger und Lehrer und üben strenge Kirchenzucht. Die sonntäglichen Kirchen-collecten dieser 10 Gemeinden betragen im letzten Jahre 4000 Dollars. Außerdem brachten sie 3000 Dollars an freiwilligen Gaben auf.

Dahomey. Man hat oft daran gezweifelt, ob solche Missionsberichte, die von greulichen Menschenerschlächtereien erzählten, auf Wahrheit beruhen. Leider haben dieselben in jüngster Zeit aufs Neue Bestätigung gefunden durch die Vorgänge in Dahomey, einem Negerstaat der sogenannten Sklavenküste in Afrika. Hier gehört es noch immer zur Tagesordnung am königlichen Hofe, von Zeit zu Zeit Menschen zu schlachten. Um die nöthigen Opfer zu bekommen, werden jährlich Kriegszüge in das Innere des Landes unternommen. Die königliche Mordbande brachte im letzten Jahre nicht weniger als 17,000 Gefangene für die königliche Schlächtereier heim, und 7200 Menschenköpfe von

solchen, die es gewagt hatten, sich zu widersetzen. Alle Vorstellungen christlicher Missionare waren bisher ohne Erfolg.

Erfreulicheres ist zu berichten von Lifu, einer der Loyalty-Inseln der Südsee, wo schon vor 25 Jahren Menschenmord, Vielweiberei und Götzendienst abgeschafft waren. Von den 6½ tausend Einwohnern sind 5½ tausend Protestanten und 1 tausend Römische. Auf der Insel sind 19 Kirchen und Kapellen.

C. S.

(Eingefandt.)

Warum wir unsere Negermission mit allem Ernst unterstützen und fördern sollen.

Durch die Mission, die wir vor einigen Jahren unter den Negern im Süden unsers Landes angefangen und bis dahin unter sichtbarem Segen von oben fortgeführt haben, wird uns unwillkürlich die ursprüngliche Heimat dieser fast allgemein verachteten Menschenklasse besonders wichtig und interessant. Afrika hat in den letzten dreißig bis vierzig Jahren wohl mehr als irgend ein anderer von Heiden bewohnter Erdtheil die Augen und das Mitleid der christlichen Völker auf sich gezogen. Und mit Recht. Wohl befinden sich ja unleugbar alle Heiden in einem bedauernswerthen, unglückseligen Zustande; denn sie leben ohne Gott in der Welt, und darum auch ohne Hoffnung; sie wissen nichts von einem Sünderheiland, an dem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Sie beten stumme Götzen an, die sie nicht hören und ihnen nicht helfen können; sie knien nieder vor ihrer eigenen Hände Werk. Und weil sie von der in Christo offenbarten und erschienenen Liebe Gottes zum Heil der Sünderwelt nichts wissen, so können sie weder Gott recht lieben, noch auch in rechter Liebe und wahrem Frieden unter einander leben.

Während dies von allen Heiden ohne Ausnahme gilt, mögen sie nun in China oder Japan, in Indien oder Afrika leben, so sind doch die Eingebornen des letztgenannten Landes in vieler Hinsicht die allerunglückseligsten und bedauernswerthesten. Denn nicht nur befinden sie sich mit den übrigen Heiden in gleich großem geistlichen Elende, sondern auch im Außerlichen führen sie ein überaus elendes Dasein, so daß sie in dieser Hinsicht das Mitleid der Christen fast noch mehr in Anspruch nehmen, als die so tief gesunkenen Ureinwohner Australiens.

Afrika ist ja seit zwei Jahrhunderten der Jagdgrund gewesen, wo entmenschte Sklavenfänger die schwarzen Söhne Hams wie wilde Thiere unter unsäglichen Grausamkeiten gefangen und sie an den Meistbietenden verkauft haben, wie man ein Stück Vieh verkauft.*) Gegen vier-

*) Bekanntlich betrachten die afrikanischen Negerfürsten ihre Unterthanen sammt und sonders als ihre Sklaven, mit deren Leben,

zig Millionen dieser armen Menschen sind in dem angegebenen Zeitraume auf solche Weise aus ihrem Heimatslande weggeschleppt und in verschiedene Länder als Sklaven verkauft worden. Auch die Vorfahren unserer hiesigen Neger sind ja bekanntlich auf diese Weise in unser Land gekommen. *) Doch, „ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks“; — „denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch her gesandt“ — so sprach einst der von seinen Brüdern verkaufte Joseph zu denselben. Dies Wort dürfte auch hier seine Anwendung finden. Menschen gedachten es freilich böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks. Denn wiewohl die armen Neger hier ins harte Joch der Sklaverei geriethen, so ist doch erstlich schon schwer zu sagen, ob sie sich dabei in größerem leiblichen Elende befanden als früher bei ihrem wilden Leben in Afrika, wo sie eigentlich auch nur die Sklaven ihrer verschiedenen Häuptlinge waren, von deren Launen ihnen beständig der Tod drohte. Sodann aber hatten sie hier in den Banden der leiblichen Sklaverei doch vielfach Gelegenheit, von den geistlichen Banden der Sünde und des Teufels befreit zu werden, und zu der rechten Freiheit zu gelangen, womit uns Christus befreit hat. Daß viele von ihnen diese Freiheit in Christo hier auch wirklich gefunden haben, ist gewiß; gar manche liebliche, ergreifende Beispiele sind davon bekannt geworden. Für sie war es somit nicht ein Unglück, sondern ein Glück, daß sie in ein fremdes Land kamen.

Freiheit und Eigenthum sie schalten und walten können, wie es ihnen gefällt. Kommt nun zu einem solchen Negerfürsten einer der reisenden muhamedanischen oder sogenannten christlichen Sklavenhändler und wird mit ihm um eine gewisse Anzahl Sklaven gegen Flinten, Pulver, Branntwein, Perlen und sonstigen europäischen Flitter Handels eins, so läßt der Fürst entweder von seinen eigenen Unterthanen die nöthige Anzahl einfangen oder er stellt eine förmliche Menschenjagd an, oder er überfällt ein benachbartes feindliches Volk, um aus den Kriegsgefangenen die contrahirte Anzahl Sklaven dem Händler zu liefern. So treiben es die Negerfürsten im Großen, und ihre Unterthanen machen es ihnen natürlich nach im Kleinen. Ein Mann, der in Afrika viel gereist ist, hat darum mit Recht einmal gesagt: „Afrika ist ein großes Sklavenland, drei Viertel seiner Bevölkerung sind Sklaven.“

D. H.

*) Als nämlich die Spanier Amerika entdeckt und auf den westindischen Inseln reiche Goldgruben gefunden und ausgedehnte Pflanzungen angelegt hatten, so bedurften sie vieler Arbeiter. Weil sie nun die Eingebornen, die unterjochten Indianer, theils meist ausgerottet hatten, theils unter der harten, ungewohnten Arbeit wie die Rücken dahinfallen sahen, so holten sie sich aus Afrika die kräftigen Neger. Im Reformationsjahre 1517 wurde von Spanien der Sklavenhandel für seine amerikanischen Besitzungen förmlich eingerichtet. Bald folgten dem Beispiel Spaniens andere seefahrende Christenvölker. In die nordamerikanischen Colonien Englands, die jegigen Vereinigten Staaten, wurden die ersten afrikanischen Sklaven von einem holländischen Schiffe gebracht, das im August 1620 in den St. James River einlief.

D. H.

Was sie in ihrem heidnischen Heimatlande nimmer hätten zu hören bekommen — die frohe Botschaft von dem menschgewordenen Gottessohne zum Heil der verlorenen Sünderwelt — hier wurde sie ihnen verkündigt, und mehr noch, sie wurde durch Gottes Gnade für sie auch eine Kraft Gottes zu ihrer Seelen Seligkeit. —

Jetzt genießen alle Neger unsers Landes mit uns gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten; die drückenden Ketten der Leiblichen Sklaverei sind ihnen abgenommen; — aber auch die noch viel drückenderen Ketten der schmählichen geistlichen Sklaverei der Sünde und der Knechtschaft des Teufels? Wollte Gott, es wäre so! Weil dies aber nicht der Fall ist — das gerade hat unsere Kirche bewogen, das Werk der Mission unter ihnen anzufangen. Wohl sind die meisten Neger in den Südstaaten dem Namen nach Christen; aber bei der bei weitem größten Mehrzahl ist es auch bei dem Namen geblieben; im Uebrigen sind sie in geistlichen, göttlichen Dingen fast ebenso unwissend als ihre Volksgenossen in Afrika, vor denen sie sogar in sittlicher Hinsicht oft nicht besonders viel voraus zu haben scheinen. Da ist es denn ein ebenso nöthiges als wichtiges Werk der christlichen Liebe, zunächst diesen armen Leuten in unserm eigenen Lande durch die Predigt von dem einigen Erretter und Heiland der Sünder aus ihrem geistlichen Glende zu helfen. Wir sollten daher, da wir das Werk der Mission unter den Negern nun einmal in Angriff genommen haben, dasselbe jetzt auch mit Lust und Freuden kräftig unterstützen und fördern.

Doch, hinter diesen armen Negern in Amerika stehen die ungezählten Millionen ihrer noch ärmeren Volksgenossen in Afrika, auf die wir ohne Zweifel seiner Zeit auch unser Augenmerk richten sollten. Hier öffnet sich ein weites Feld der christlichen Liebesthätigkeit. Millionen und aber Millionen Menschen hungern dort nach dem Brode des Lebens. Wohl sind in den letzten dreißig Jahren schon manche Heilsboten mit dem hellen Lichte des Evangeliums nach diesem von tiefster heidnischer Finsterniß überschatteten Lande gezogen; wohl haben sie auch schon gar manche herrliche Erfolge erzielt; allein — „was ist das unter so Viele?!“ In's eigentliche Herz, in das große Innere von Afrika sind bis jetzt noch gar wenige Missionare gedrungen. Das Klima dieses Landes ist zumeist auch derartig, daß nur wenig Weiße es auf die Dauer ertragen können. Viele sind demselben schon zum Opfer gefallen. Nur die Neger selbst können sich namentlich in den heißen Gegenden Central-Afrikas heimisch fühlen. Wie wichtig sollte uns da wiederum unsere Negermission auch im Hinblick auf die zahllosen Millionen in Afrika erscheinen! Durch dieselbe können und sollen wir durch Gottes Gnade Leute aus den Negern selbst heranbilden, um sie dann später als Missionare zu ihren Landsleuten in Afrika zu senden, damit sie in Gottes Hand das Mittel werden, auch dieses finstere Land mit dem hellen Lichte des Evangeliums zu erleuchten, und die schrecklichen Schatten des Todes mit dem Worte

des Lebens zu vertreiben. Sind doch auch vor tausend und mehr Jahren unsere eigenen heidnischen Vorfahren in deutschen Landen auf dieselbe Weise zum Christenthum gebracht worden, indem in früheren Jahrhunderten nach England ausgewanderte Deutsche dort das Wort von Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, kennen lernten und ihn auch im Glauben als ihren Heiland annahmen, deren Nachkommen dann später mit der Predigt des Evangeliums von England nach Deutschland zurückkehrten. Warum sollte Aehnliches nicht auch in dem in Rede stehenden Fall geschehen können? Darum auf! ihr lieben lutherischen Christen, und laßt uns unsere Negermission auf betendem Herzen tragen, und sie mit unsern Gaben kräftig unterstützen! S. W.

Ushuwaja im Feuerlande.

An der äußersten Südspitze von Südamerika, dem südlichen Eismeeer zu, liegt die vom amerikanischen Festlande durch die Magelhaensstraße getrennte Feuerlands-Insel. Als Magelhaen die nach ihm nun benannte Wasserstraße im Jahre 1520 entdeckte, beobachtete er während der nächtlichen Fahrt große Signalfeuer, welche die wilden Eingebornen unterhielten, und überrascht davon nannte er die Hauptinsel mit den sich um dieselbe gruppirenden Inselchen „Feuerland“, spanisch: Tierra del Fuego. „Die Inseln, welche nahezu einen Flächenraum von 1500 geographischen Quadratmeilen einnehmen, gewähren einen melancholischen, traurigen, abschreckenden Anblick; überall eine wilde, öde Natur, hohe, vielfach zerrissene Gebirge mit ihren ewigen Gletschern, eine unaufhörlich die starren nackten Felswände weitschende Brandung; ja selbst die Sonne vermag nur selten durch den fast immer über der Landschaft schwebenden Wolkenschleier zu bringen und erscheint dann auch nur in einem, röthliche Strahlen werfenden, blutrothen Gewande.“ Obwohl im Sommer die mittlere Temperatur 53 Gr. F., im Winter 33 Gr. ist, ja auch Tage mit 12 Gr. vorkommen, so soll doch der Frost nicht lange dauern und weniger streng als in England sein; am wärmsten ist es im December, Januar und Februar. „Die Einwohner werden Pescherähs (d. h. Freunde) genannt; sie gehören zur amerikanischen Rasse, zählen ungefähr 4000 Köpfe, unterscheiden sich aber nicht unbedeutend von den Indianern. Indem sie kleiner als diese, meist häßlich, bartlos und von untersehtem Körperbau sind, haben sie eine rostfarbige Haut, breite Nase, wulstige Lippen, großen Mund, tiefliegende Augen ohne allen Ausdruck und langes schwarzes Haar. Schmutzig, mißtrauisch und tückisch, nach Darwin auf der niedrigsten Culturstufe stehend, bringen sie ihr ganzes Leben fast in gänzlichem Nichtsthun hin. In vollkommener Gleichheit, ohne Hauptlinge lebend, ziehen sie beständig unstät an der Küste umher, sich von Pilzen, Beeren, wildem Sellerie, Rößelkraut,

Schalthieren nährend, die sie roh oder halbverwest genießen, wenn das Meer ihnen nicht einmal einen toden Seehund oder Walfisch ans Ufer wirft. Wenige unter ihnen kleiden sich in Guanaco- oder Seehundsfelle und leben in runden, nach oben spitz zulaufenden Hütten, die mit Seehundsfellen oder Zweigen bedeckt sind; die meisten gehen nackt und schlafen, wie die Thiere des Landes, unter freiem Himmel. Alle bemalen sich das Gesicht mit grellen Farben, oder färben es ganz und tragen um den Leib Schnüre von kleinen Muscheln. Sie leben in Familien beisammen und ein Mann hat zwei Frauen. Ihre Sprache klingt hart, aber sie besitzen eine wohlklingende Stimme und die Fertigkeit, die Töne einer fremden Sprache leicht nachzuahmen; sonst aber an mechanischer Geschicklichkeit sehr arm, sind ihre Kähne von primitivster Natur, in der rohesten Form bearbeitet. Auch von Religionsbegriffen will Darwin keine Spur bei ihnen vorgefunden haben.“

Nun auch zu den Pescherähs im Feuerlande hat die Mission endlich ihren Weg gefunden. Absichtlich aber haben wir nach einem bekannten Werke im Vorstehenden unsere Leser mit Land und Leuten ein wenig bekannt machen wollen, damit sie nur um so mehr zur Ehre unseres Herrn in dem Nachfolgenden sehen, wie sich das Evangelium in seiner seligmachenden, erneuernden und bildenden Gotteskraft auch selbst an Pescherähs erweist. Meinte doch der hier erwähnte ungläubige Naturforscher Darwin, der auf seiner Reise um die Welt 1831 auch Feuerland besuchte, einst zur Begründung seiner Theorie oder vielmehr seiner Fabel, daß der Mensch vom Affen abstamme, in den Feuerländern das fehlende Glied zwischen Affe und Mensch gefunden zu haben, bis ihn der Erfolg der Mission auch bei diesem Volke, bei dem er keine Spur selbst von Religionsbegriffen entdecken konnte, nöthigte, seinen Irrthum wenigstens in Betreff der Feuerländer öffentlich einzugestehen.

Auf Anregung eines frommen englischen Seeoffiziers, Namens Allen Gardiner, entstand im Jahre 1844 die Patagonische Missionsgesellschaft. Von derselben unterstützt, missionirte er selbst mehrere Jahre rastlos, wiewohl scheinbar erfolglos, unter den Feuerländern, bis er an der unwirthlichen Küste ihrer Insel durch das Ausbleiben der nöthigen Nahrungsmittel und bei feindseliger Haltung der Eingebornen nach langwierigem Leiden am 6. September 1857 dem Hungertode erlag. Dies entmuthigte jedoch keineswegs die genannte Missionsgesellschaft, sondern spornte vielmehr ihren Eifer. Weil zur Zeit die Anlegung einer Station im Feuerlande nicht möglich war, so suchte man von den nordöstlich gelegenen Falklands-Inseln aus der Art zu missioniren, daß man mittelst des Missions-schiffes „Allen Gardiner“ Eingeborne dahin übersiedelte und sie dann später mit den empfangenen günstigen Eindrücken unter ihr Volk wieder heimkehren ließ. Die erste gute Frucht davon wgr die Anlegung einer Station auf der vom Feuerlande nur durch eine schmale Wasserstraße geschiedenen Navarin-Insel und die weitere Frucht der

Arbeit der Gesellschaft, die sich inzwischen zur Südamerikanischen Missionsgesellschaft vergrößert hatte, war die Anlegung der Station Ushuwaja im Feuerlande selbst. Ueber die segensreiche Arbeit des Evangeliums auch unter diesem so tief stehenden Volke schreibt Dr. Gundert in seinem Missionsblatte, dem „Calwer Missionsblatt“, wie folgt:

„Es war im Jahre 1869“, schreibt derselbe, „daß Missionar Stirling, der eben zum Bischof von Falkland ernannt worden war, seine ersten bekehrten Feuerländer mit Missionar Bridges in Ushuwaja ansiedelte, nachdem noch im Jahre 1859 ein mörderischer Ueberfall die frühere Niederlassung in Wollyah unmöglich gemacht hatte. Die vielgeprüfte Südamerikanische Missionsgesellschaft hat seither an ihren so verzweifelt verkommenen Pflinglingen im Feuerlande Freude erlebt. Nicht nur haben deren Angriffe auf Schiffbrüchige aufgehört, sie haben auch schon völlig hilflosen, ja verhungerten Seeleuten auf einer jener öden Inseln allen möglichen Beistand geleistet. Ein Admiral, der sich in Folge seines langen Aufenthalts an jenen unwirthlichen Küsten sehr für die Feuerländische Mission interessirt, hat darüber an den berühmten Naturforscher Darwin geschrieben, welcher in seiner Antwort stand: ‚Ich hätte nicht geglaubt, daß alle Missionare der Welt die Feuerländer ehrlich machen könnten, bekenne aber jetzt, daß ich mich geirrt habe. Ich war immer der Meinung, die hohe Bildung Japans sei wohl die wunderbarste Erscheinung in der Weltgeschichte; jetzt aber bin ich überzeugt, daß, was die Missionare in der Umwandlung der Feuerländer zu Stande gebracht haben, mindestens ebenso wunderbar ist.‘ Mit dem Brief schickte er 200 Mark für die Südamerikanische Mission.

„Es sind jetzt dort 180 Getaufte und darunter 36 Communicanten; daneben aber schon Hunderte, welche ‚Gott‘ anrufen in irgend welcher Noth. Für die 60 Feuerländer, welche lesen gelernt haben, und die Tausende, die es noch lernen werden, ist jetzt das von Missionar Bridges übersetzte Evangelium Johannis gedruckt und hinausgeschickt. Das Missionshaus (aus Eisen gefertigt) steht jetzt nicht mehr allein, ein Waisenhaus mit 25 Schülern und ein Dörflein der christlichen Familien hat sich an dasselbe angeschlossen. Diese begnügten sich nämlich nicht mehr mit den elenden heuschoberähnlichen Hütten, in denen sie früher hausten. Es steht nun, Gott Lob! nicht mehr zu befürchten, daß das ‚Yahgan‘-Völklein aussterbe; Kindermord, Vielweiberei und die bösen Zauberärzte müssen vor dem Evangelium verschwinden.

„Da liegt vor mir ein Brief in der schweren Yahgan-sprache, geschrieben von dem dortigen Christen Maakol an seinen früheren Lehrer Bridges, dessen Rückkehr er sehnlichst erwartete. Er ist zu lang, um hier einen Platz zu finden, aber das Wichtigere muß doch daraus mitgetheilt werden. ‚Wann kommst Du wieder? Sind die Deinigen wohl? Wenn Gott (God) uns gnädig ist, werden wir das Glück haben, Dich wieder zu sehen; darnach verlangt mich,

daß Du uns Gott kennen lernest. Ich kann aber meine Sprache noch nicht gut schreiben. Viele warten darauf, Dich zu sehen. Ich habe jetzt mein zweites Stück Feld umgegraben; habe auch für meine Sachen und das Brennholz einen Schuppen gebaut. Ich liebe es, immer beschäftigt zu sein, und finde, daß das einem gut thut. So habe ich schon 4 Bootslasten Brennholz hergeschafft, füttere meine Schweine und biete mich auch der Mission oft zur Arbeit an. Darum bin ich nicht mehr in so beständiger Noth, wie ich war in der Zeit, da wir unwissend waren. Luise (meine Frau) ist brav und die Kinder sind wohl; jeden Abend unterrichte ich sie. Herr Lorenz ist so gut, uns fleißig zu lehren, und Viele hören ihn gern. Er hilft uns mit Nahrung nur, wenn wirkliche Noth herrscht. Ich nun bin gewohnt, ordentlich zu leben und auf meine Speisevorräthe Acht zu geben. Andere aber kommen immer zu meinem Haus und plagen mich mit Betteln. Etliche vom Volk sind auch noch böse und pflegen zu stehlen, daher Herr Lorenz und Whaits viel Noth mit ihnen haben. Doch etliche der Leute wünschen ernstlich gut zu werden, an Gott zu glauben und seinen Willen zu thun, mehr als früher. Wir (Getaufte) haben ein Verlangen, Jesu Christo zu gehorchen, und wir sollten ja auch Gott so folgen, wie die Leute in England, welche unser Bestes wünschen. Euch allen und Gott danken wir von Herzen.

„Man sieht daraus, wie die Erstlinge gelernt haben, das Beten und Arbeiten zu verbinden und im steten Kampfe mit der trägen, gedankenlosen Mehrzahl des Volks sich emporzurichten. Es ist alles Dankes werth, darauf zu merken, wie Gott einem so tief gesunkenen Geschlecht, das unstät umherirrte und in Nothzeiten sich selbst auffraß, aufzuhelfen begonnen hat.“

Ein jüdisches Mädchen.

Sarah wuchs in Polen bei ihren jüdischen Eltern auf, ohne je mit Christenkindern zusammenzukommen. Als ein nachdenkliches Kind sehnte sie sich auch nie, mit ihnen zu spielen. Einmal aber saß sie im Garten, als über der Hecke drüben ein lebhaftes Gespräch von Mädchen begann. „Ist das nicht ein nettes Büchlein? Vater hat es mir eben gekauft“, sagte eine Stimme. Eine andere folgte: „Das ist das Neue Testament! Ich will euch was draus vorlesen.“ Und nun wurde Joh. 19. vorgelesen.

Diese Geschichte sank tief in Sarahs Herz. Jetzt mußte sie auch ein Neues Testament haben, und es gelang ihr leicht, eines zu bekommen. Damit beschäftigte sie sich nun so lange, bis sie sich getrieben fand, auch ihren Eltern etwas vom Heiland zu erzählen. Ja, sie bat dieselben, doch selbst auch von ihm zu lesen und an ihn zu glauben. Aber wie schauten diese auf! Sie verboten ihr mit einem Fluch, je wieder vom Nazarener zu reden oder an ihn zu denken.

Sarah aber las weiter. Da verreiste ihre Mutter und

plötzlich erkrankte der Vater. Die Tochter pflegte ihn Tag und Nacht, redete aber auch ganz frei vom Heiland und bat den Kranken, ihn selbst anzurufen. Schon dem Tode nahe griff er zu, verlangte sogar nach der Taufe. Aber der Prediger, den Sarah rief, wußte, daß man ihn nicht an das Sterbebett des Juden zulassen werde, und sagte Sarah nur die nöthigsten Worte, die sie dem Vater zuflüstern sollte. Dieser starb bald, im fröhlichen Kinderglauben.

Jetzt erst kehrte die Mutter zurück. Wie sie aber von der Tochter des Vaters letzte Worte hörte, wurde sie wüthend, rief die Verwandten und schlug mit ihnen auf Sarah los, bis sie ohnmächtig wurde. Dann sperrete man sie im Keller ein, daß lange Zeit niemand von ihr hörte. Endlich entrann sie mit zerrissenen Kleidern und blutenden Armen in die Straße und rief um Hilfe. Die Mutter hatte sie eben umzubringen gedroht. Nun mischte sich die Polizei darein und nahm sich der Armen an. Man brachte sie nach Warschau, wo sie die Taufe empfangen hat. Ihr selbst ist es nun ein Wunder, wie Gott sie so weit geführt hat, warum sollte er nicht auch ein Aehnliches noch an ihrer Mutter thun? (Missionsblatt f. Kinder.)

„Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.“

Der vor noch nicht langer Zeit verstorbene reiche Schatzmeister der Presbyterianerkirche an der fünften Avenue in New York, Herr William Sloan, bedachte in seinem Testamente Kirche, Mission, Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalten, wie folgt: Der Kirchenbau- Behörde der Presbyterianerkirche 10,000 Dollars, dem Prediger-Unterstützungsverein derselben Kirche 10,000 Doll., der amerikanischen Sonntagschul-Union 10,000 Doll., der amerikanischen Tractatgesellschaft 5000 Doll., dem Seemanns-freund-Verein 5000 Doll., dem St. Andreas-Verein 5000 Doll., der New Yorker Bibelgesellschaft 20,000 Doll., der auswärtigen presbyterianischen Missionsbehörde (Heidenmission) 30,000 Doll., der einheimischen derselben Kirche (innere Mission) 30,000 Doll., eils verschiedenen Anstalten 140,000 Doll., zusammen 265,000 Dollars.

Außerdem fielen eine Anzahl kleinerer Vermächtnisse Freunden und Verwandten zu, ingleichen wurden 35,000 Doll. unter die Arbeiter seiner Carpet-Firma vertheilt und sein Pastor, Dr. John Hall, war mit 20,000 Doll. bedacht.

Milde Gaben für die Regermission:

Durch P. C. Jäckel von Frau Rosebroof \$5.00, von N. N. .50.
Durch P. G. Mademacher von Frau Groß 1.00. Durch Herrn L. Lange von J. H. Dmmen .50. Von N. N. für die Baukasse 1.00.
Durch P. Streckfuß von Frau W. Schimmel 1.00. Von Herrn F. A. Schulze 1.00. J. Umbach, Kassirer.

Für die Regerschule in New Orleans erhalten:

Durch Herrn P. H. W. Schröder in St. Clair, Mich., von Herrn Wilh. Stein \$1.00. Von Frau C. in Cleveland 2 Paar Schuhe und einige Packete Kleider. N. J. B.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

November 1881.

Nummer 11.

Habiba.

(Frei nach „Freund Israels“.)

I.

In Bengalen in Ostindien lag englische Besatzung, ehe die „Ostindische Compagnie“ ihr Regiment an die englische Regierung abgetreten. Jener Besatzung diente ein eifriger „Kaplan“ als Prediger. Nach einjähriger, scheinbar ganz erfolgloser Thätigkeit, in falscher Traurigkeit fast gebetsunfähig, trifft er auf den unbeabsichtigt aufgeschlagenen Spruch: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte; sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel!“ (Matth. 10, 5. 6.) Diesen Ruf zu solcher Stunde erfährt er als „Beruf“. Als bald wendet er sich zu der Judenthümlichkeit des Ortes. Der reiche Salomo, der angesehenste Jude von Bengalen, hochbetagt sammt seinem Weibe, umgeben von einem verwittweten Sohn und der 20jährigen jungfräulichen Tochter Habiba, liebt solche Unterhaltung. Er ist geistig gebildet und jüdisch wohlgeschult: wie sollte er, der seinen Kindern die denkbar strengste Erziehung im Judenthum gegeben, solche „Disputationen“ zu fürchten haben! Auch andere Juden finden sich dort ein. Indeß mehr „Scharfsinn“ als „Heilsverlangen“ auf jüdischer Seite läßt den Kaplan nach monatelanger Arbeit auch hier Erfolglosigkeit befürchten. Doch Gottes Wort kommt in Ostindien so wenig als in Amerika „leer zurück“. Einige Officiere, Augen- und Ohrenzeugen jener Gespräche und Zeugnisse, gehen in sich, werden, selbst

geistlich befruchtet, die fruchtbaren Führer ihrer Mannschaft. Es regt sich in den soldatischen Todtengebeinen durch den Hauch und Zug des Lebenswortes. Unbetend gewahrt es der Prediger. Sein Glaube erstarrt, sein Eifer wächst; die Liebe wird brünstiger, die Hoffnung lebendiger sowohl bei seiner nächsten Berufsarbeit unter den Soldaten als bei seiner entfernteren unter den Juden. — Siehe dort in Salomo's reichem Hause die strahlende Abendbeleuchtung. Der Kaplan ist auch da. Der Sohn des Hauses, des Vaters Geist verwandt, „eifert mit Unverständnis“. „Sind nicht“, so ruft er begeistert aus, „Israels Gottesverheißungen Beweis genug, daß zeitliches Wohlergehen Gottes Segen, zeitliches Mißgeschick Gottes Ungnade bekunde? Die Treuen unseres Volkes sind reich; Abgefallene verarmen!“ — „Und wie lang ist diese kurze Zeit gegenüber endloser Ewigkeit?“ wendet der Kaplan ein. Vergleichen führt er Bibelsprüche an. Der Hausvater will gar „lieber die Zukunft aufs Spiel setzen als die Gegenwart opfern“. Betrübt und fast hoffnungslos fragt der Kaplan Habiba: „Was würden Sie wählen? Ein kurzes Leben oder ein langes, dieses oder das zukünftige?“ — „Meine Wahl“, bekennt die Monate lang stumm gewesene, stets im entferntesten Winkel weilende und scheinbar gegen all dieses Streiten theilnahmlose Jungfrau, „ist schon getroffen: Trübsal zu leiden mit Christo, der für mich litt!“

Was ist der Schrecken eines unerwarteten Schusses, der Schlag des donnervermählten Blitzes, der Eintritt des Todes mitten im Kreise des Lebens — im Vergleich zu diesem Schuß-, Blitz- und Todeschrecken verbreitenden

Christenbekenntniß aus Habiba's Mund an Salomo's Herd! Ist es Traum, Wahn, Scherz? Was zitterst du so, greiser Salomo? „Ich bin jung, meine Eltern“, beginnt die allein hier ruhig geliebene Jungfrau; „Ihr dachtet, mich das Leben genießen zu sehen: ich erwarte — Kummer! Ich fürchte ihn nicht! Ich glaube an Jesus Christus, auch Israels Heiland! Er hat meine Sünden getragen: ich will einen Splitter Seiner Kreuzesschmach tragen!“ — Lassen wir die Erschrockten allein! — Stärker als die natürliche Liebe zum Kinde ist der unbändige Abscheu gegen „Abgefallene“. Salomo und die Seinen haben keine Habiba mehr! Acht Tage beklagen sie, auf dem Boden sitzend, ihr Brot mit Asche essend, die „Todte“. — Ja, diese „Todte“ lebt; Christus ist ihr Leben. Am starken Schilde ihres Glaubens prallen die jüdischen Pfeile der ganzen Judenschaft Bengalens ab. Die alte Wahrheit „ich glaube, darum rede ich“ wird neu; sie bekennt auch durch ihre Taufe Christum öffentlich. Des reichen Salomo arme Habiba, reich im Herrn, sucht und findet einen Dienst als Magd. —st—

(Fortsetzung folgt.)

Mission unter den australischen Papuas.

Wie die Bewohner der von Australien nördlich gelegenen großen Nachbarinsel Neu-Guinea, werden auch die australischen Schwarzen Papua d. i. Wollköpfe genannt. Sie sind aber von jenen ihren Namensvettern sehr verschieden. Nicht nur sind sie von weit schwächerem Körperbau, sondern sie stehen auch in jeder Beziehung auf einer weit tieferen Stufe, wie sie denn überhaupt die niedrigste Form des menschlichen Lebens aufweisen. Sie führen ein Herumstreicherleben, das mit dem Nomadenleben anderer Völker nicht zu vergleichen ist und von dem sie kaum abzubringen sind. Sie leben von Wurzeln, Beeren, Ratten, Mäusen, Kängurus oder, wo die Gegend an letzteren arm ist, nehmen sie auch mit Schlangen und Eidechsen vorlieb. Obwohl meist gutmüthig, sind sie doch auch Menschenfresser, denn das Fleisch erschlagener Feinde oder verstorbener Freunde gilt unter ihnen als Delikatesse. Und so gering sind nach dem Urtheile besonnener Berichterstatter ihre geistigen Fähigkeiten, daß die zu Narren gewordenen Weisen und Klugen dieser Zeit auch in den australischen Papuas eine Stützung für ihr Affenevangelium zu finden meinten.

Auch dieser Aermsten unseres Geschlechts hat sich die Mission zu verschiedenen Malen angenommen und obwohl so viele Versuche mit traurigen Ergebnissen endeten, die treueste Arbeit vergeblich zu sein schien und die meisten englischen und deutschen Missionare, so z. B. die Leipziger, sich dem erfolgreicherem Pastoriren unter den zahlreichen englischen und deutschen Colonisten zuwandten, so sind sie doch von der Mission nicht gar aufgegeben. So arbeiten

u. a., von den lutherischen Gemeinden Australiens unterstützt, Missionare ausdauernd und nicht ohne Erfolg. Sie haben einige Stationen. Eine der jüngsten ist das vor ein paar Jahren erst gegründete Bethesda, das etwa 16 Getaufte zählt und, außer Wohnhäusern und zwei Schulgebäuden, nun ein neues Kirchlein hat, das am vorjährigen Reformationsfeste Missionar Meyer einweihte.

Wie wir nun aus dem so eben von Freundeshand uns zugegangenen „Bericht über die Missions-Anstalt in Neuedtelsau (Franken) vom 1. April 1878 bis 1. April 1881“ ersehen, arbeitet einer von den sieben nach Australien zu den Colonisten gesendeten und aus dieser Anstalt hervorgegangenen Predigern, Fliert aus Sulzbach, als Heidenmissionar unter den dortigen Papuas. In jenem Bericht lesen wir hierüber Folgendes: „Die Berichte von Missionar Fliert lauten nicht hoffnungslos, wenn auch die tiefe Versunkenheit jenes Heidenvolks der missionirenden Thätigkeit große Hindernisse in den Weg legt. Doch ist bereits ein Anfang gemacht, der weitere Erfolge der Gnade verbürgt. Am Epiphaniensfest des Jahres 1879 wurden 12 Seelen durch die heilige Taufe Christo und seiner Kirche einverleibt und das Jahr darauf weitere vier zur Gemeinde hinzugezogen. Andere stellen sich zum Gottesdienst und zur christlichen Unterweisung ein. Im vorigen Jahr haben unsere Brüder am Kilalpanina ein Missionskirchlein gebaut, das die Liebe von Christen in der Heimat auch mit schönen Altargewändern und heiligen Gefäßen geziert hat. Gott gebe fernerhin seinen Segen zum gedeihlichen Fortgang auch des australischen Missionswerks.“

Der in diesem Bericht erwähnte Kilalpanina ist jedenfalls der weit nördlich von Adelaide gelegene kleine Landsee, an dem, wie uns Grundemann's Missions-Atlas zeigt, sich das südaustralische Hermannsburg befindet. L.

Aus China

bringen wir diesmal unsern Lesern folgende drei, dem „Ev. Missions-Magazin“ entnommene Geschichten.

1. In Schi Tschia Tang, einem Dorf der Provinz Schantung, hatten die Einwohner am 28. October 1878 ihren Buddhistentempel sammt dessen Ländereien der Kirche Jesu Christi geschenkt. Nun waren aber einige Heiden da, welche den Christen wenigstens das Land wieder nehmen wollten; es kam zu Streitigkeiten und langen Unterhandlungen, endlich aber zur Abfassung einer neuen Urkunde (12. Nov. 1880), in welcher es heißt: während der Hungersnoth habe das Dorf viele Wohlthaten von den Christen empfangen und die Einwohner hätten sich überzeugt, daß das Christenthum wahr sei u. s. w. Dann wird bestimmt, daß der fünfte Theil des Tempellandes wieder ans Dorf zurückfallen, das übrige aber auf ewig der Kirche gehören solle u. s. w. Das Land wurde nun genau ausgemessen, Grenzsteine gesetzt und — ein Frie-

denstmahl gehalten. Das Beste aber ist, daß diese ganze Geschichte in weitem Umkreis großes Aufsehen erregt und die Heiden auf die Mission aufmerksam gemacht hat. Manche sind extra nach Schi Tschia Tang gekommen, um sich zu überzeugen, ob die Geschichte auch wahr sei. Mehrere stehen im Taufunterricht.

2. Am 11. Januar wurde ein Buddhistenpriester getauft. Durch Weben im Winter und Feldarbeit im Sommer hat sich derselbe seither seinen Lebensunterhalt erworben. Sein alter Lehrer, der reiche Tempelpfründen zu vergeben hat, hat ihm eine Summe Geldes und eine einträgliche Priesterstelle angeboten, wenn er nur der „ausländischen Narrheit“ entsagen wolle. Er aber antwortete: „Geld hat keinen Werth. Friede und Seligkeit — die sind unschätzbar.“ Gegenwärtig hält er sich in jenem Tempel zu Schi Tschia Tang auf, wo er mit einigen anderen noch weiteren christlichen Unterricht erhält.

3. In den Hsien-Hsien-Kreis wurde das Evangelium von einem Chinesen gebracht, der halbverhungert nach Peking gekommen war und hier in der amerikanischen Missionskapelle das Brot des Lebens gefunden hatte und dann mit seiner ganzen Familie übertrat. Vor einem Jahre machte Missionar Roberts seinen ersten Besuch in Hsien Hsien und jetzt besteht dort schon eine Schule und eine Gemeinde von mehr als 20 Mitgliedern. Ein großes Schulzimmer, das einem reichen Heiden gehört, ist von diesem unentgeltlich der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Mit einer einzigen Ausnahme können die Christen dort alle lesen, ihre Hauptfreude aber haben sie am Gesang, ohne sich um Melodie und Harmonie viel zu bekümmern. Unter den Befeierten ist ein alter Mann, der früher berüchtigt war wegen seines widerwärtigen, leidenschaftlichen, streitsüchtigen Charakters, jetzt aber umgewandelt ist. Als er sich zur Taufe meldete, warnte sein eigener Sohn, der Erstling des Dorfes, den Missionar vor ihm: wenn man den aufnehme, werde er die ganze Gemeinde ruiniren und den Fortschritt des Evangeliums hemmen. Jetzt ist der Alte eins der eifrigsten Gemeindeglieder und dazu so demüthig und bußfertig, daß wenn er von seiner eigenen Sündhaftigkeit und von der Gnade Christi spricht, seine Stimme von Thränen erstickt wird; — und Thränen sind rar in China!

L.

Allerlei aus China.

Der bekannte Jung Wing, obgleich zweiter chinesischer Gesandter in Washington, besitzt und bewohnt doch ein Haus in Hartford, um von hier aus die 100 jungen Chinesen zu beaufsichtigen, welche dort und in einigen anderen Städten studiren. Diesen jungen Chinesen, sowie den Japanern, welche in den nämlichen Anstalten studiren, wird das Lob ertheilt, daß sie höflich, freundlich, geordnet und fleißig seien. Sie haben ihre Nationaltracht

beibehalten, aber nicht vollständig. Sie leben als Pensionäre in amerikanischen Familien und müssen nur zu gewissen Zeiten in Hartford erscheinen, um sich einer Art Visitation und chinesischen Sprachübungen zu unterwerfen. Christliche Gottesdienste dürfen sie besuchen.

Der neue Vertrag zwischen China und den Ver. Staaten enthält die Bestimmung, daß kein amerikanischer Bürger und kein amerikanisches Schiff sich am chinesischen Opiumhandel betheiligen dürfe.

Im Tong-Fiang-Thal, 60 Stunden landeinwärts von Ningpo, herrschte vor 3—4 Jahren noch tiefe, heidnische Finsterniß. Da sandten die amerikanischen Presbyterianer einen alten chinesischen Prediger hin, und als Frucht seiner Arbeit sind jetzt schon 33 Erwachsene getauft worden, während 150 Taufcandidaten da sind, von denen freilich nur 50 Hoffnung geben, daß sie etwas Rechtes werden können. Andere hält bisher nur die Furcht vor der bereits ausgebrochenen Verfolgung vom Uebertritt zurück.

Die Christen in Tong-Fiang nämlich hatten Monate lang allerlei Vergewaltigung auszustehen, weil sie zu den Kosten des Götzendienstes beizusteuern sich weigerten. Einigen zerstörte man sogar ihre Häuser, beraubte sie u. s. f. Missionar Butler brachte die Sache vor den amerikanischen Konsul, der sich ihrer aber nicht annahm. Da schrieb er einen höflichen Brief an den betreffenden Oberamtmann, stellte ihm die ganze Sache vor und legte eine Abschrift des Vertrags bei, welcher den eingebornen Christen Glaubensfreiheit verspricht. Der eingeborne Prediger, der diesen Brief überbrachte, wurde freundlich aufgenommen, mußte mehrere Fragen über die christliche Religion beantworten und durfte dem Oberamtmann sogar eine Bibel und ein anderes christliches Buch überreichen. Die Frucht davon war, daß die Sache untersucht und dann eine Proclamation zum Schutz der unschuldig Leidenden erlassen wurde, in welcher als Zweck des Christenthums angegeben wird: „Die Besserung der Menschen und die Förderung des Friedens.“ Diese Proclamation, die in den verschiedenen Dörfern angeschlagen wurde, hat mehr dazu beigetragen, das Evangelium in dieser Gegend zu empfehlen oder doch zu einem Gegenstand der Aufmerksamkeit zu machen, als alles andere.

An einem andern Ort, Leo-Si-sah, hat die gleiche Missionsgesellschaft eine kleine Gemeinde von 15 Seelen, unter welchen eine ältere Frau, zugleich der Erstling dieses Ortes, hervorragt. Diese hat einen Sohn, Namens Ping-fong, der als kleiner Junge mehrere Tagreisen weit nach Ningpo lief, um in der dortigen Missionschule Aufnahme und Unterricht zu finden. Er wurde wirklich aufgenommen, erhielt später die Taufe und trat nach abgelegtem Examen in den Missionsdienst ein. Diesen verließ er aber bald wieder, studirte Medicin und practicirte mehrere Jahre lang mit außerordentlichem Erfolg als Arzt. Namentlich gelang es ihm, mehrere Gelähmte zu heilen, an denen europäische Aerzte ihre Kunst umsonst versucht

hatten. — Nun hörte der berühmt gewordene Doktor, seine Mutter habe sich auch bekehrt, und alsbald beschloß er, sie zu besuchen. Er fand alles sehr verändert, und zwar zum Guten. Seine Mutter, die ihn früher verstoßen und als Auswürfling behandelt hatte, weil er ein Christ geworden, empfing ihn jetzt mit offenen Armen; und das machte ihm sein Herz so warm, daß er den schweren Entschluß faßte, sammt seiner aus Ningpo gebürtigen Frau und seinen Kindern wieder in seine alte Heimat zurückzukehren und zugleich seinen eigenwilligen Austritt aus dem Missionsdienst dadurch gut zu machen, daß er nun an seinem Geburtsort selbst ein Prediger des Evangeliums wurde. Die Reise von Ningpo dauerte zehn Tage. Jetzt wohnt er ein paar Stunden von Leo-Si-sah entfernt und wirkt nun als Arzt und Evangelist in der ganzen Umgegend, namentlich unter den angesehenen und wohlhabenden Heiden, die ihn schon um seines Vaters willen, der ein bekannter Gelehrter war, und um seines älteren Bruders willen, der ebenfalls mehrere Examina glänzend bestanden hat, achten. Bis jetzt sind acht Personen infolge seiner Wirksamkeit getauft worden, und 25 andere sind innerlich auch schon für Christum gewonnen, lassen sich aber durch äußere Rücksichten noch abhalten. Einer dieser Bekehrten war als Heide fast blind, wurde aber von Ping-fong geheilt, was er als ein vom Christengott gewirktes Wunder ansieht.

(Miss.-Magazin.)

Sawaii und Japan.

Wenn vor einem halben Jahrhundert jemand gezeigelt hätte, daß im Jahre 1881 ein hawaiischer König in einer christlichen Kirche Japans eine Ansprache halten würde, so hätte wohl niemand das geglaubt. Ist doch dieses alte Inselreich so lange dem Auslande verschlossen geblieben, und selbst als es zuerst den Amerikanern ein wenig seine Thore öffnete, konnte von einer Missionsthätigkeit noch nicht die Rede sein, denn allüberall stand als Regierungserlaß angeschlagen, daß Todesstrafe auf den Uebertritt zum Christenthum gesetzt sei. Und doch ist am 10. März 1881 eine solche Ansprache gehalten worden.

Wie die „Missions-Taube“ in der Septemhernummer berichtete, hatte der christliche König Kalakaua von Hawaii, einer der Sandwichsinseln, am 20. Januar eine Reise um die Welt angetreten. Als er auf dieser, nunmehr beendeten, Reise im März auch nach der Hafenstadt Yokohama in Japan kam, schickte sich eben die dortige japanesische Christengemeinde an, den neunten Jahrestag ihrer sogenannten Union-Church feierlich zu begehen. Dort missioniren nämlich aus Amerika Reformirte und Presbyterianer und aus Schottland „United Presbyterians“. Da nun zwischen diesen drei reformirten Secten kein eigentlicher Unterschied stattfindet, so arbeiten sie vereinigt an dem Aufbau der presbyterianischen Kirche

unter den Japanesen und daher jener Name. Da nun schon vor 29 Jahren die neubekehrten Christen von Hawaii in ihrem Missionseifer an Japan dachten und die von ihnen damals an die Missionsgesellschaft in Boston gesendete Summe von etwa 1000 Dollars hernach zur Erbauung jener Kirche in Yokohama mit verwendet wurde, so hielt man es für um so angemessener, den königlichen Gast von Hawaii zu dieser Feier einzuladen.

Bei seinem Eintritt in die gedrängt volle, mit Bibelsprüchen und den Flaggen von Japan und Hawaii geschmückte Kirche empfing einer der Missionare, Dr. Gulik, ein von Weißen geborner Hawaiianer, den König mit einer Adresse, auch wurde demselben ein japanesisches Exemplar des Neuen Testaments überreicht. Darauf hielt der König eine Ansprache, in welcher er dafür dankte und dann sagte: es habe ihn gefreut, die eingebornen Christen Japans kennen zu lernen; wenn heimgekehrt, werde er den Leuten in Hawaii Bericht erstatten; das Christenthum sei jetzt die herrschende Religion in seinem Lande und er hoffe, es werde auch noch in Japan den Sieg davon tragen.

Noch sei bemerkt, daß ehe Kalakaua die Einladung annahm, er bei der japanischen Regierung anfragen ließ, ob sie nichts dagegen habe, wenn er einer solchen Feierlichkeit beizuhöhen, da ja das Christenthum noch nicht gesetzlich anerkannt sei, er aber als Gast in Japan weile. Die Antwort der Regierung war, daß ihre Stellung zum Christenthum eine liberale sei.

L.

Auch etwas von den mitfolgenden Zeichen.

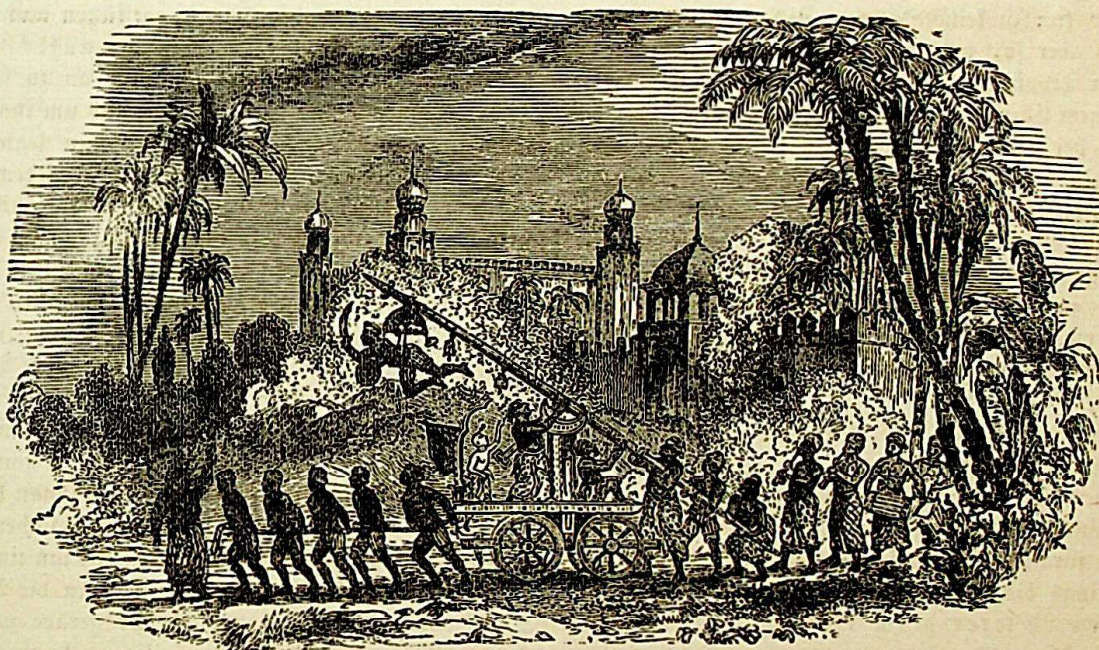
Auf dem vorjährigen Jahresfeste der (unirten) Baseler Missionsgesellschaft erzählte Missionar Schmolk aus Talatscheri in Indien Folgendes: „Als Bruder Müller in Talatscheri seine Kirche baute, war ein hoher, heidnischer Beamter so erbost darüber, daß er alles aufbot, den Bau zu hintertreiben. Etliche Missionare gingen zu dem Manne, um ihm Vorstellungen zu machen, und nach vielem vergeblichem Zureden rief ihm einer noch zu: „Es gibt einen gerechten Gott. Irret euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten.“ Der Beamte sprengte nun in der ganzen Stadt das Gerücht aus: drei Missionare seien vor ihm niedergefallen und hätten seine Füße umklammert, aber umsonst. Man werde bald sehen, wer mehr vermöge, Jesus Christus oder er. Nach etlichen Tagen schwoilen dem Manne die Füße auf; es bildeten sich böse Geschwüre, und in kurzem starb er unter großen Qualen. Selbst Heiden und Muhammedaner besprachen lange dieses auffallende Ereigniß; manche sagten, der Missionar habe den Mann verflucht, andere aber gaben Gott die Ehre. Ueber alle aber kam eine heilsame Furcht. Wir sehen aber daraus, daß der Herr sich nicht unbezeugt unter uns läßt und, wo es sein muß, sein Wort auch durch mitfolgende Zeichen bekräftigt.“

Eine indische Selbstpeinigung.

Das indische Heidenthum hat auch seine sogenannten Heiligen. Sie heißen Fakirs d. i. Büßende. Dieselben legen sich alle möglichen Qualen auf, um, wie sie meinen, das Fleisch zu ertödtten und zur vollständigen Seelenruhe, zum inneren Frieden zu gelangen. Da kriecht der Eine nackend und auf dem Bauche oder wälzt sich auf dem glühenden Sande meilenweit von einem heiligen Orte zum andern; ein Anderer steht, in ein Leopardenfell gehüllt, Jahrelang auf einem Bein und hält den Arm so lange in die Höhe, bis er ihm abstirbt, wobei die umherwohnenden Heiden den wunderlichen Heiligen treulich füttern, und

Ein Brand aus dem Feuer gerettet.

Etwa 3½ Stunden nordöstlich von der Baseler westafrikanischen Missionsstation Christiansborg, so berichtet Missionar Schönfeld in dem Collectenblatt Nr. 125, liegt das Plantagendorf Kwantanang, dessen Einwohner früher sämmtlich eifrige Verehrer des großen, gefürchteten „Küsten-Fetisches“ Laakpa waren. Sowohl von Christiansborg als von dem zwei Stunden entfernten Abokobi aus wurde seit langer Zeit dort das Evangelium gepredigt, und schon vor 13 Jahren haben einige Kwantanang-Leute um einen „Lehrer“. Man sandte ihnen damals für einige Monate den treuen, tüchtigen



ein Dritter ließ das an sich geschehen, was unser Bildchen darstellt, d. h. er ließ sich einen eisernen Haken durch den Rücken ziehen und so an einem langen Balken hängend, umherschwingen. Wir sagen von letzterem Heiligen: er ließ, denn solche Schwingfeste sind nunmehr von der englischen Regierung verboten. Es gibt unter den Heiden wohl schwerlich anderswo solche Selbstpeinigungen. Aber wenn nun auch noch so sehr durch sie der menschliche Stolz eine höhere Heiligkeit sucht — was sind diese und andere Selbstpeinigungen, was alles Opfern und Beten der Heiden anders, als der Nothschrei des geängsteten Gewissens nach Hilfe? Auf ihn muß daher die Predigt von dem antworten, der unsere Krankheit trug und auf sich lud unsere Schmerzen, der um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen wurde, der am Kreuze angenagelt hängend unsere Strafe trug, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden geheilet würden.
L.

Katechisten Daniel Ablo, welcher mit Eifer Alten und Jungen christlichen Unterricht ertheilte. Unter seinen Schülern befand sich auch ein zwölfjähriger Knabe Namens Amon. Derselbe hörte aufmerksam zu, kam jedoch dem Christenthum nicht gerade näher. Als eine Anzahl der Schüler Ablos getauft wurde, entstand unter denen, welche die Finsterniß mehr liebten als das Licht, Aufregung. Durch Drohungen ließen sich viele abschrecken, so auch Amon. Doch wurde in der Folgezeit noch mancher ehemalige Zuhörer Ablos theils in Abokobi, theils in Christiansborg getauft. Das Gemeindlein von Kwantanang wuchs auf 46 Seelen.

Im Jahre 1877 nun wurde der Katechist Eduard Mate bleibend in Kwantanang stationirt, nachdem eine von 17 Männern unterzeichnete Bittschrift darum gebeten hatte.

Bald lernte Mate unsern Amon kennen; denn er bemerkte den mittlerweile zum 22jährigen Manne Herangewachsenen als einen der aufmerksamsten Zuhörer bei seinen

Predigten und Andachten. „Kein Christ“, sagte mir Mate, „konnte so das Gesagte wiederholen, wie er, und Lesen hatte er auch gelernt, denn er brachte immer sein Testament in die Gottesdienste.“ Nichtsdestoweniger war er ein Feind Gottes, ja ein eifriger Fetischdiener geworden. Warum? Weil er Freiheit seines Fleisches und Weltlebens verlangte, und der Fetisch Laakpa gewährt ja diese Freiheit in teuflischer Liberalität. Amon that's vielen zuvor; besonders aber zeichnete er sich als Tänzer aus. Diese Tänze werden in mond hellen Nächten unter freiem Himmel aufgeführt bei dem für die Neger so berausenden Lärm der Trommeln und sind Brutstätten für die wüthendsten Sünden und Laster. Amon erfand sogar einen neuen Tanz, dem er den Namen „Zobem“ (= Ist keine Schande) gab. Sein Gewissen sagte ihm aber fort und fort: Ist doch eine Schande, du armseliger Tropf, der du Besseres haben könntest! Hörte er von einem Christen, der ausgeschlossen wurde, oder bemerkte er bei seiner guten Kenntniß des göttlichen Wortes, daß ein Gemeindeglied nicht recht wandelte, so hatte er seine Freude daran und machte es überall bekannt. Kam er aus einer Predigt heim, so versammelte er seine Gefinnungsgegnossen um sich und suchte nun alles ins Lächerliche zu ziehen mit der reichen Spottgabe, die er besaß. Er machte auch Spottlieder und sang dieselben zu den Tänzen. Wenn er von einem Heiden in der Nähe oder Ferne hörte, der beabsichtigte, Christ zu werden, so verdroß ihn keine Mühe, denselben abwendig zu machen, indem er alles, was das schwache Herz gefangen nehmen kann, gegen die Christen und das Christenthum sorgfältig zusammenstellte, und manchen soll er überredet haben, denn man fürchtete ihn mit seinem heillosen Wiß.

So gieng bis zum Januar 1880. Da suchte der Herr den Lasterer heim mit schwerer Krankheit, die keiner Arznei weichen wollte. Sein Gesicht schwoll unförmlich an, so daß er kaum mehr sprechen konnte. Er verlangte aus seiner heidnischen Umgebung ins Christendörflein gebracht zu werden. Das geschah. Die Christen, seine Verwandten, erschrafen, versammelten sich aber alsbald zum Gebet für ihn, worauf es besser wurde. Um diese Zeit wurde er wiederholt durch Träume erschreckt, wobei das merkwürdig ist, daß einmal seine heidnische Schwester, ein anderes Mal ein Verwandter, ein Christ, denselben Traum hatten. Er hörte sich in einem derselben von Priestern des höchsten Gottes gerufen. Als er dahin laufen wollte, wo sie standen, wurde er von Schlangen gebissen, und wie er entrinnen wollte, versperren ihm Schlangen ringsum den Weg. Das ist mein gerechter Lohn, sagte er sich selbst, und Furcht und Bittern ergriff ihn. Einen andern Traum, jedenfalls ähnlicher Art, konnte er nie erzählen; er brach jedesmal in Jammer und Thränen aus, wenn man ihn darum frug; nur das versicherte er, er wisse nun, was das sei: Qualen der von Gott Verworfenen. — Einmal sah er

einen Priester des Gottes der Christen zu ihm treten, seine Hände auf ihn legen, über ihm beten und ihn taufen. Da habe seine heidnische Schwester gerufen: „Was, Amon, du läßt dich taufen und sagst mir nichts?“ worauf er geantwortet habe: „Nicht Kleider, nicht dieser Welt Dinge begehre ich, sondern Reinwaschung in der Taufe!“ So in innerer und äußerer Zubereitung vergingen einige Wochen, während welcher die Christen viel mit ihm verkehrten. Aber sie trauten seinen Worten noch nicht recht, was ihn sehr betrübte. Er forderte sie oft flehentlich zum Gebet mit ihm auf. Auf eine Frage: auf welchen Namen sollen wir bitten? gab er zur Antwort: „Gibts auch einen Namen unter dem Himmel, in welchem wir selig werden können, als allein der Name Jesu? Wisset Ihr nicht, daß der Sünder entfliehen muß dem zukünftigen Jorn? Haltet mich nicht auf!“

Sein ganzer Körper fing allmählich an zu schwellen. Da bat er eines Tages alle Christen, sich um ihn zu versammeln; keiner sollte fehlen. Und nun legte er vor allen ein Sündenbekenntniß ab, das jedem durchs Herz ging. Da sei kein Gebot Gottes, das er nicht übertreten habe, er habe all' sein Gut hingebracht im Teufelsdienst; er wisse, daß er Gott eine unermessliche Summe schulde, und wenn er diese nicht um Jesu willen geschenkt bekomme, so gebe es keinen Frieden für ihn; in seiner Sünde sei er über und über beschmutzt. Sein Weib ermahnte er, sich zu bekehren. Dringend bat er seine christlichen Verwandten, sich seiner zwei Kinder anzunehmen. Freilich müßten sie getauft werden; aber er müsse ihnen vorangehen. Wenn er aber sterbe, so solle man doch darauf halten, daß seine Kinder die Schule besuchen. Und nun bat er alle dringend, doch Fürbitte für ihn einzulegen, daß er getauft werde. So traf mich denn die Botschaft der Gemeinde, als ich am 29. Februar gerade zur Kirche gehen wollte, und trieb mich zu eiligem Kommen. Am Morgen in aller Frühe brachen Ablo und ich nach Kwantanang auf, und wir fanden den Kranken nach sorgfältiger Prüfung vor den Christen und seinen heidnischen Anverwandten, die inständig für ihn um die Taufe baten, reif zur Aufnahme in den Gnadenbund Gottes. Zitternd und jagend wartete er auf meinen Entscheid, und als ich ihm zu zögern schien, brach er in Thränen aus und rief, ob er denn gewiß verloren gehen müsse? Ich konnte ihm nun den gewissen Trost der Vergebung aller seiner Sünden zusichern; denn einen Menschen, mehr von seinem Elend durchdrungen, mehr von Jesu allein das Heil verlangend, mehr von der Kraft der Vergebung aller Sünden in der Taufe überzeugt, habe ich kaum je getauft. Und wie er dürstete mit brennender Begierde, in demselben Maße wurde auch sein Durst gelöscht, als ich an ihm und seinen zwei Kindern die heilige Handlung vollzog unter großer Theilnahme von Christen und Heiden, die laut weinten. Er bezeugte in der kurzen Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt war, daß er ungetrübten Frieden

genieße. Er beehrte nichts mehr, als in diesem Frieden zu seinem Heilande gehen zu dürfen. Als einige Christen in seiner Gegenwart um Genesung für ihn beteten, strafte er sie. Nicht um Leben sollen sie bitten, sondern daß sein Weg abgekürzt werden möge und daß er nicht mehr strauchle. Laut erhob er einmal seine Stimme im Gebet: „O Vater, Gott, Dank dir, daß du auch mein Angesicht verherrlicht hast, mich zu deinem Kinde gemacht und deinen Schafen zugezählt. Nun bitte ich dich, Vater, laß mich in dieser Welt nicht länger leben, nimm mich in dein Königreich alsobald. Das bitte ich; eilend thue so! Amen!“ Und der Herr erhörte ihn. Sechs Tage nach seiner Taufe durfte er sehen, daß unser Glaube der Sieg ist über Tod und Teufel. Ist das nicht ein Brand, der aus dem Feuer gerettet ist? An seinem Begräbniß nahmen viele Heiden Theil und empfingen einen tiefen Eindruck von der Macht Gottes, die sich selbst an einem Petro Amon in Gericht und Gnade verherrlicht hat.

(Weiblatt z. Allg. Miss. Zeitschr. Juli 1881.)

Die Mission in Gaza.

Gaza ist ja eine alte Stadt, schon 1 Mos. 10, 19. wird sie erwähnt gleichsam als die letzte Stadt Kanaans und Asiens. Denn wenn man von Egypten her nach Asien reißt, tritt man hier aus der Wüste ins besiedelte Land ein. Um dieser Lage willen ist sie auch früh befestigt worden, wie schon ihr Name anzeigt, sie heißt nämlich „die Starke“. Als die südlichste der 5 Philisterstädte kommt sie häufig in der Bibel vor, namentlich in Simsons Geschichte. Sie ist schon oft erobert und zerstört, aber auch immer wieder aufgebaut worden. Lange war sie dann ein christlicher Bischofsitz, aber im Jahr 634 nahmen die Moslems sie ein und wandelten die christliche Kirche, welche auf der Stätte des größten heidnischen Tempels errichtet worden war, in die noch bestehende Moschee um. Seither muß sie eine vorherrschend muhammedanische Stadt genannt werden; denn weil Muhammeds Großvater hier begraben liegt, wird sie von den Arabern als eines ihrer Heiligthümer betrachtet. Jetzt kann sie für die zweite Stadt des gelobten Landes gelten, hat sie doch 21,000 Einwohner und bedeutenden Handel, namentlich mit der Seife, welche aus dem Del des großen Olivenwaldes, der sich im Norden der Stadt ausdehnt, bereitet wird. Uebrigens eine Stadt der Ruinen, auf einem etwa 90 Fuß hohen Hügel erbaut; wo man nachgräbt, findet man Reste schöner Bauwerke, kürzlich sogar ein ziemlich wohlerhaltenes riesiges Götzenbild.

Etliche 60 Häuser der Stadt gehören griechischen Christen, die andern alle den Muhammedanern. Ein menschenfreundlicher Engländer, Britchett, hat vor etlichen Jahren

Schulen für die Mädchen beider Klassen gegründet. Als er kränklich wurde, sandte die „Kirchliche Missions-Gesellschaft“ auf seine Bitte einen Judenchristen, Alexander Schapira, nach Gaza, um das Werk zu übernehmen. Der scheidende treue Mann, den Schapira im deutschen Spital von Beirut traf, bat ihn noch, die Geduld nicht zu verlieren, wenn er gelegentlich geschlagen oder seine Kleidung zerissen werden sollte. Er habe selten über die Straße gehen können, ohne daß ihm die Knaben einige Steine nachgeworfen haben. Schapira aber war gutes Muths, als er am 29. November 1878 in Gaza einzog; daß ihn ein Knabe gleich mit einem Steintwurf begrüßte, rechnete er ihm nicht hoch an. Kannte er doch das Land zur Genüge, das er vor 16 Jahren als Jude verlassen hatte, nachdem er in Tiberias in die Geheimnisse des Talmud war eingeweiht worden, und das Arabische war ihm auch geläufig. Wie bewegte es ihm das Herz, jetzt als ein Friedensbote Jesu Christi dahin zurückzukehren!

Es ist ihm nun gelungen, weitere Schulen zu eröffnen, auch einen Sonntagsgottesdienst zu halten, namentlich aber mit den Moslems in innigeren Verkehr zu treten. Am meisten Freude macht ihm seine Schule für Moslem-Mädchen, die, 45 an der Zahl, sich regelmäßig einfinden; andere Schulen für griechische Knaben und Mädchen werden auch von Moslem-Kindern besucht. An Weihnachten bereitete er einen Christbaum für die Kinder, die dann arabische Lieder sangen und die Geschichte von der Geburt des Heilandes in Englisch, Arabisch, Türkisch und Griechisch auf sagten, was alles die großen Herren der Stadt, Muhammedaner und Griechen, ganz geduldig mit anhörten. Zum Schluß hat der Gouverneur, ein freundlicher türkischer Herr, den Kindern eine Rede gehalten, daß sie doch die Schule ohne Unterbrechung besuchen und fleißig darin lernen möchten; auch den Eltern legte er es sehr ans Herz, sie sollten ihre Kleinen ja regelmäßig zur Schule schicken.

Es ist nun schon ein muhammedanisches Knäblein zur Taufe gebracht worden. Das war eine wunderliche Geschichte. Es kam nämlich die Mutter des Knäbleins, welche selbst die Tochter des Stadtvorstehers ist, zum Missionar und bat ihn, er solle doch ihr Bublein taufen. Herr Schapira wunderte sich sehr über diese Bitte, daher sie ihm erklärte, wie sie zu derselben gekommen sei. Sie habe schon mehrere Kinder gehabt, die seien aber alle ganz jung gestorben, so daß nur noch dieses Eine lebendig geblieben sei. Nun höre sie von ihrer Schwester (einem 14jährigen Schulmädchen), wie Jesus die Kleinen so lieb gehabt und die Kranken geheilt habe. Das sei ihr zu Herzen gegangen; daher wolle sie das Kind zu Jesus bringen, daß es in seinem Namen getauft werde; dann werde der doch gewiß Gott bitten, ihr dieses Kind zu lassen. Der Missionar sagte ihr, wenn das Kind auf Jesu Namen getauft werde, so müsse es auch christlich erzogen werden. Darauf erklärte sie, dagegen habe sie nichts einzuwenden, wenn

nur Gott es am Leben erhalten wolle. Der Knabe hieß bisher Muhammed, nun aber solle er Wohabi, d. h. Gabe (Gottes), genannt werden. Es kam also richtig zur Taufe, bei welcher die meisten Verwandten des Kleinen gegenwärtig waren. Nun betet eben der Missionar, Gott möge das Kindlein seiner Mutter erhalten und durch ihn auch die ganze Familie zum Glauben an den Heiland bringen. Möge es gelingen, trotz allem, was im Wege zu stehen scheint!
(Calver Missionsbl.)

Eine wunderbare Bewahrung.

In Madras steht Miss. Handmann einer Kostschule von etwa 50 Knaben vor. Da gibt es immer viel Arbeit, und wenn man noch so sehr wacht, was hülfte es, so Gott nicht mit wachte? Handmann erzählt:

„Es war nach einem Sonntagsgottesdienst, da brachte einer der Knaben, der manchmal etwas verrückt scheint, den kleinen Jesuadian an unsern großen Brunnen im Garten, der 8 Klafter tief ist. Er sagte, er solle mal da hineinschauen. Als das sechsjährige Kind auf die Brüstung trat und hinabsah, gab ihm jener einen Stoß, daß es kopf-über ins Wasser stürzte. Der junge Verbrecher ging weg und that, als wäre nichts geschehen. Nach einer Stunde, als das Essen hergerichtet wurde, schlug ihm aber sein Gewissen; er sagte nur: wo ist doch wohl auch der Jesuadian? Einige Knaben suchten ihn nun überall im Garten und fanden ihn endlich im Brunnen liegend. Ein Wehgeschrei erhob sich, daß Alles nach dem Brunnen stürzte. Wir dachten nicht anders, als eine Leiche zu finden.

„Da lag aber der kleine Bursche platt auf dem Rücken, wie auf einem Bett, die Hände über die Brust gefaltet, nur das Gesicht ragte aus dem Wasser hervor. Wir glaubten, er sei leblos. Da, mit einem Male schlug er die Augen auf, der Lärm hoch über ihm hatte ihn geweckt. Wie aus tiefem Schlaf erwachend schaut er um sich und sieht uns verwundert an. Es dauert noch eine Weile, ehe wir die nöthigen Vorbereitungen gemacht hatten, um ihn herauszuziehen. Er aber wartete ganz ruhig, ohne einen Laut von sich zu geben, bis er herausgezogen wurde.

„Wie man ihn emporzog, fand sich unter seinem Rücken ein etwa ellenlanger Palmblattstiel. Darauf hatte er gelegen. Es war uns ein Wunder Gottes, als der kleine Bursche gesund und wohlbehalten vor uns stand. Christen wie Heiden, die es mit angesehen hatten, bezeugten laut: ‚Hier hat der Allmächtige ein Wunder gethan.‘ Ja, er hatte seinen Engel gesandt, um den kleinen Schützling so sanft auf's Wasser zu betten und zu behüten. Jesuadian sagte uns, als ihn der böse Knabe in den Brunnen hinabstieß, habe er ein Vater-Unser gebetet, dabei sei er mit dem Kopf zuerst ins Wasser gefallen; was dann weiter geschehen, wisse er nicht. Eine Stunde

lang hatte er auf dem Wasser wie auf einem Bette geschlafen.

„Der unheimliche Verbrecher bekam eine tüchtige Strafe und wurde dann entlassen. Da aber einige meinten, der Kleine sei von jenem Blattstiel und nicht von Gottes Hand über dem Wasser gehalten worden (wobei immer noch das Wunderbare blieb, daß dieser Stiel gerade unter seinen Rücken zu liegen kam), so ließ ich in unserem seichten Teiche mit ihm und anderen Knaben eine Probe machen. Wir legten sie mit dem Rücken platt auf jenen Stiel — aber sie sanken unter wie Blei. Von jener kalblütigen Ruhe Jesuadians, mitten im tiefen Brunnen, war hier im seichten Teiche keine Spur zu sehen. Ja, ihre Engel sehen allezeit das Angesicht des himmlischen Vaters.“ —

Es ist ja wahr, daß jeder Mensch und jedes Kind schwimmen kann, ohne es gelernt zu haben; man braucht sich bloß recht ruhig auf den Rücken zu legen, so trägt einen das Wasser. Aber das scheint hier das größte Wunder: wie konnte der hinabgestürzte Kleine sich so ruhig in seine Lage finden, daß er geradzu einschliefe? Möge der Eindruck dieser Gottesthat bei den Knaben fortwirken, bis sie sich in der letzten Noth von Gottes starker Hand getragen wissen!
(Kinder-Missionsbl.)

Missions-Wünsche.

Mein Jesu, trage doch zu Deiner kleinen Heerde
Das schwarze Mohrenvölk, das Deine Hilfe sucht.
Gib, daß es durch Dein Blut in Dich gezogen werde,
So hat es hier und dort die wahre Lebensfrucht.

Ein Studiosus aus Sachsen, 1745.

Milde Gaben für die Regermission:

Durch P. Melcher von F. Haar und J. Deeb's je \$1.00. Durch Karl Schmidt für Bautafel 1.75. Durch J. M. Jordan von Karl Neuentrich, Hochzeits-Coll., 8.00. Durch P. Fr. Berg für Bautafel 21.66. Durch P. F. Lochner von seiner Gemeinde 5.55, von P. F. Lallemanns Friedens-Gem. 22.50. Durch P. Landgraf von Frau Plümer 3.00. Durch P. Wolbrecht von Luise Lönning, Dankopfer, 5.00. Von P. C. Engelbers Gem., Theil einer Missions-Collecte, 8.00. Durch P. Jäse von Fr. Kollamp .25.

John Umbach,
2109 Wash. str., St. Louis, Mo.

„Die Missions-Taube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorauszahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar.....	\$.25
10 „	2.00
25 „	5.00
50 „	9.00
100 „	17.00

Die Partikel-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffenden Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, 119 West Jefferson st., Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Regermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimat und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

3. Jahrgang.

December 1881.

Nummer 12.

Graf Johann Moriz von Nassau-Siegen in Brasilien.

Zur ältesten Geschichte der protestantischen Missionen.

Nach Dr. Th. Christlieb.

Unter den nassauischen Grafen und Fürsten, die als einstige Herren des Landes heute noch im Munde der (reformirten) Siegerländer fortleben, wird keiner mit größerer Ehrerbietung und Dankbarkeit genannt, als Johann Moriz, Fürst von Nassau-Siegen. Mit berechtigtem Stolz nennt ihn ein nassauischer Geschichtsschreiber „die Ehre seines Zeitalters, die Zierde seines Hauses“. Volksmund heißt ihn den „Brasilianer“ oder „Amerikaner“. Wie er, der auf dem nassauischen Schloß Dillenburg geboren wurde, zu dem letzteren Titel kam, und wie dies auch ein Missionstitel ist, wird der Leser sogleich erfahren.

Hauptsächlich um Spanien die Mittel zum damaligen niederländisch-spanischen Kriege, die ihm seine südamerikanischen Silberflotten zuführten, abzuschneiden und den Handel mit den Producten der südamerikanischen Colonien sich selbst zuzuwenden, hatte sich 1621 die westindische Compagnie in den Niederlanden gebildet, deren erste große Unternehmung sich gegen das portugiesisch-spanische Brasilien richtete. Bei Bildung dieser Compagnie wirkte aber auch schon ein religiöses, ein Missionsinteresse mit, was seither wenig beachtet wurde. Barläus, seit 1632 Professor am Athenäum zu Amsterdam, ein um so glaubwürdigerer Zeuge, als er mit den Leitern der bra-

silianischen Angelegenheiten in vielfachem persönlichen Verkehr stand und in die betreffenden Documente Einblick hatte, berichtet uns bei Darlegung der politischen Erwägungen, die zur Gründung jener Compagnie führten, folgendermaßen: „Hiezu fügten etliche, denen die Religion etwas mehr zu Herzen ging, noch dieses, daß durch dieses Mittel der wahre Gottesdienst in den westindischen (amerikanischen) Landen könnte fortgepflanzt werden. Dieses Licht müsse man bei dem Volk, das im Finstern wohnt, aufgehen lassen, und nicht nur der Menschen, sondern vornehmlich Christi Reich erweitern. Neben dem Nutzen der reichen Kaufleute müsse man sich auch das Heil und die Seligkeit so vieler und großer Völker angelegen sein lassen. Auf diese Weise würde der Handel Gottseligkeit und die Gottseligkeit nutzbar sein.“

Seit 1624 sehen wir nun die Niederländer immer festeren Fuß in Brasilien fassen. Bis zum Jahr 1635 war der östliche Vorsprung des Landes, Pernambuco, und die nördlicher gelegenen kleineren Landschaften unter ihrer Botmäßigkeit. Als nun aber die Verhältnisse gebieterisch einen Generalgouverneur mit ausgedehnter Vollmacht erheischten, der zugleich die Eigenschaften eines ausgezeichneten Feldherrn und gewandten und einsichtsvollen Administrators verbände, so fanden die Directoren keinen Tauglicheren, als Johann Moriz von Nassau. Begleitet von den Segenswünschen des Prinzen von Dranien, der Generalstaaten, der Directoren und des Volkes segelte er als Generalgouverneur zu Land und zur See mit 12 Schiffen im October 1636 ab und landete im fol-

genden Januar in Pernambuco. Während die Directoren auf ihn große Hoffnungen auf neue Eroberungen, die Actionäre auf reichen Antheil am Handelsgewinn bauten“, sagt sein Biograph, „betrachteten ihn fromme Seelen als ein Werkzeug der Vorsehung, das geläuterte Christenthum in Brasilien unter Portugiesen, Negerklaven und Indianern auszubreiten und die Schläge zu vergüten, welche die reformirte Kirche in Deutschland erlitten hatte.“*) War doch in dem Vertrag zwischen Moriz und der Compagnie auch für den Unterhalt „eines gottseligen Dieners des göttlichen Wortes“ Vorsorge getroffen.

Die Fürsorge für Kirche und Schule scheint unserem Fürsten wirkliche Herzenssache gewesen zu sein, so daß Barläus von ihm rühmt: „Gleichwie er den Eifer in Religionsfachen und was den reinen Gottesdienst betraf, allen anderen Geschäften, auch den sonst den meisten Ruhm einbringenden vorzog, so waren auch immerdar sein Herz und Gedanken auf Erhaltung und Fortpflanzung desselben gerichtet, weil er wohl wußte, daß wer Gott ehrt, von Ihm wieder geehrt werde, und wer Ihn vor Augen hat, von Ihm auch geschirmt und geleitet werde.“ Freundlich und streng gerecht gegen die heidnischen Einwohner, deren „Gemüther er dadurch dergestalt gewann, daß auch diese Barbaren und Menschenfresser viel von ihm hielten und ihm alles Gute nachsagten“, durchaus tolerant gegen seine portugiesischen katholischen Unterthanen, deren Gottesdienst er zum Verdruß mancher ganz frei und ungehindert ließ, ebenso auch gegen die Juden, so daß Manche, die unter dem spanischen Regiment „sich gestellt hatten, als ob sie Christen wären“, jetzt unter seinem milderen Scepter die Furcht vor der Inquisition verloren und „es wieder öffentlich mit den Juden hielten“, blieb es doch seine vornehmste Sorge, „daß hin und wieder in den Provinzen geeignete Prediger und Seelsorger angestellt würden, die den reinen (?) Gottesdienst mit Lehren, Predigen und Bedienung der heiligen Sacramente gebühlich beobachteten, desgleichen Schulmeister zum Unterricht der Jugend in den Hauptstücken christlicher Religion“. Wie er die Juden Samstag vom Wachtdienst entband, damit sie Sabbath halten könnten, so ward auch die Entheiligung des Sonntags durch allerlei wüste Ausgelassenheiten, ebenso Würfel- und Kartenspiel, „welche den Leuten die Beutel und Säckel heftig zu fegen pflegten“, verboten. Wir sehen hier die Anfänge amerikanischer Gewissensfreiheit auch auf der südlichen, bisher von dem papistischen Spanien beherrschten Hälfte unseres Welttheils.

Der Eifer, womit dieser fromme, wenn auch in etlichen wichtigen Stücken der Lehre aus Schwachheit irrende,

weil der reformirten Kirche zugethane fürstliche General-Gouverneur das Werk der inneren Mission betrieb, erstreckte sich auch auf das Werk der äußeren Mission. Wie er selbst den Gottesdienst fleißig besuchte, so sandte er auch nach allen Hauptplätzen der Colonie Prediger, die in niederdeutscher, portugiesischer, französischer oder englischer Sprache das Evangelium verkündigten. Schon 1637 wurden auf sein Andringen deren 8 ihm aus Holland nachgesandt, wiewohl damit noch nicht dem Mangel an Predigern unter den Colonisten abgeholfen war, besonders in den Provinzen Rio Grande und Porto Calvo.

Unter diesen nachgesandten Predigern scheinen denn besonders zwei sich auch der eingebornen Heiden angenommen zu haben. Von einem derselben, dem niederländischen Prediger Doriflarus, wird namentlich erwähnt, daß er „auch auf den Dörfern in brasilianischer und portugiesischer Sprache zu predigen anfing und auch den (Heidelberger) Katechismus ins Brasilianische übersetzte“. Damit ist ohne Zweifel die Sprache der Tapujas, eines der südamerikanischen Indianerstämme, gemeint, welchen die Niederländer schon früher für sich gewonnen hatten. Ebenso wird dem anderen dieser Prediger, Davilus, nachgerühmt, daß er, „um das arme unwissende Volk in der Religion zu unterrichten, ihre Sprache erlernte, sich oft in ihren Dörfern mitten unter sie niedersezte, die Jugend unterwies und nach der Unterweisung auf gethanes Bekenntniß nach Gelegenheit die Leute durch die Taufe der christlichen Kirche einverleibte, auch die angehenden Eheleute nach Brauch der reformirten Kirche zusammengab und einsegnete“. — Letztere zwei Prediger haben wir uns also jedenfalls als Missionare zu denken. Im Blick auf sie besonders, aber auch auf die übrigen kann Barläus rühmen, „daß Christus den Heiden jezo auch von den Lehrern der reformirten Religion gepredigt wird, und daher die Reformirten der Ehre und des Ruhms, welche sich sonst die Römischkatholischen gar allein zuschreiben, als wenn niemand, denn nur sie, die christliche Religion in heidnische Lande ausgebreitet hätte, nunmehr theilhaftig werden“.

Etwas hatten schon die Portugiesen in der Christianisirung des Landes vorgearbeitet. Die Missionare, besonders Davilus, fanden öfters Indianer, welche die Zehn Gebote, das Vaterunser und den apostolischen Glauben „stammelten“, die sie von den Katholiken gelernt hatten. Nun erhielten sie noch etwas gründlicheren und systematischeren Unterricht, besonders auch durch Schulen. In seinem Streben, den christlichen Glauben auch unter den Brasilianern zu verbreiten, erzählt Barläus, ließ Johann Moriz „etliche Schulen für die Jugend aufrichten, dieselbe zu der Religion und guten Sitten allgemach anzuführen; auch wurden etliche kurze Formulare der christlichen und gottseligen Lehre verfertigt und gewisse Personen bestellt, welche sie der Jugend vorhalten und auslegen sollten“. Ebenso auch war Johann Moriz darauf

*) So war z. B. sein älterer, regierender Bruder Johann Papist geworden und hatte auf Antrieb seiner bigotten papistischen Gemahlin im Jahre 1624 den seinem Vater feierlichst zum Schutz der reformirten Kirche geleisteten Revers meineidig widerrufen und gewaltsam das nassauische Volk wieder papistisch zu machen gesucht.

bedacht, die Eingebornen von ihrem wüsten und unstäten Jägerleben zu einem geregelten Ackerbau überzuleiten, und erließ auch Verordnungen, daß sie für ihre Dienste bei Colonisten gehörigen Lohn erhalten sollten. —

So zeigt dies Blatt aus der ältesten protestantischen Missionsgeschichte in der That schon alle wesentlichen Elemente zu einer gedeihlichen Missionsentwicklung: Predigt des Evangeliums in der Sprache der Eingebornen, die Hauptstücke der christlichen Lehre in dieselbe übersetzt, Schulen und Anleitung zu geordneter Arbeit, dazu der sittigende Einfluß von Recht und Gerechtigkeit, von christlichen Gesetzen und humanen Verordnungen in der ganzen socialen Gestaltung des Lebens im Lande. Da begreift es sich, daß man von Johann Moriz sagte, „er habe in Brasilien mehr frommer Leute gemacht, als gefunden.“

Schade, daß dieser vielversprechende Anfang dennoch nur eine Episode in der Geschichte Brasiliens und der protestantischen Mission blieb! Die engherzige Sparsamkeit der Directoren der westindischen Compagnie nöthigte Johann Moriz, schon 1644 die Statthalterschaft von Brasilien niederzulegen, die er auch, als sie ihm 1647 abermals angetragen wurde, nicht mehr annahm. Nach seinem Abgang begann die Colonie zu verfallen. 1654 ergab sich auch das Recife mit der Morizstadt den Portugiesen. Der gleichzeitige Seekrieg mit England hinderte die Niederländer, die herrliche Colonie zu behaupten, und im Frieden von 1667 leisteten sie — freilich unter Widerstand einiger Provinzen — gegen 8 Millionen Gulden Ersatz förmlichen Verzicht auf Brasilien. Damit verschwanden auch die Anfänge protestantischer Missionsthätigkeit daselbst. Durch das ihm treu ergebene Portugal erhielt der Antichrist wieder die volle Herrschaft über Brasilien.

L.

Habiba.

(Frei nach „Freund Israels.“)

II.

Zwei Jahre vergehen schnell. Jener Kaplan, bis ans Ende ein treuer Knecht, ist zu seines Herrn Freude eingegangen. Die englische Besatzung ist versetzt. Habiba steht ganz allein. Was hält sie hier fest? Die Sehnsucht, womöglich ihren Eltern das Heil in Christo zu bezeugen. Siehe, wie sie dort unter den Fittigen der Nacht, sie, die arme Verbannte, dem reichen Elternhaus zuschleicht. Ach, die Magd, die treue Hüterin ihrer Kindheit, soll und wird helfen, daß Habiba noch einmal ihre Mutter sehe und spreche. Aber vergebens lauscht die sehnsüchtige Tochter. Streit und Lärm dringt an ihr Ohr. Ist des Vater Salomos Stimme „lebendig begraben“? Ist es die Stimme der Mutter, die widerspricht? Wie ein gehektes Reh entflieht die Bedrohte. Der Morgen dämmt: aber Habibas Kraft ist erschöpft. Dort liegt die Bewußtlose und

Hülfslose: aber noch hilfloser soll sie erwachen. Mit wiederkehrendem Bewußtsein gewahrt sie, vom scheußlichsten Ausfluß, dieser Morgenlandplage, bedeckt zu sein. — Nicht wahr, nun murrst und haderst sie, weicht von Christo, fällt ab mit ihren zwar geheilten, aber undankbaren neun Volksgenossen? Nein, sie bleibt mit dem Einen Samariter bei Christo (Luc. 17, 11—19.): „Ich bin nicht mehr, was ich war; aber Jesus ist derselbe geblieben!“ Und immer weiter flüchtet die aussächtige Jüngerin; denn hörten die Eltern von ihrem Ausfluß: so würde diese Gottesgeißel ihnen noch größeres Aergerniß! Habiba möchte die Ihrigen doch so gern gewinnen! — Aber bis Calcutta sind 50 Stunden, und die Hindus treiben die „Unreine“ von sich; auch hat Salomos reiche Tochter nie Bettelkunst geübt! — Wie sie endlich nach Calcutta gekommen, weiß ich nicht. Nach 2 Monaten wurde sie von einem dortigen Missionar und dessen Begleiter, einem bekehrten Juden, gefunden. Wie? In einem zerfallenen Hause auf einem Staubhaufen, mehr einem „Holzstück“ ähnlich, schon von Ratten benagt, liegt die Bewußtlose und lispelt: „Herr Jesu, erbarme dich; gib mir Speise!“ — Zur rechten Stunde hatte der Herr jene beiden Männer als „Engel“ (= Gesandte) gesendet.

Der erste Erzähler dieser Geschichte lebte bis 1858 selbst in Calcutta, hörte aber noch 1861, also vor jetzt 20 Jahren, von ihr. Besonderen Trost gab ihr stets die Lehre von der Auferstehung, mit der sich ja auch der aussächtige Hiob, prophetischen Geistes, tröstete. „Wann wird mein Jesus kommen? Dann! Dann!“ Solche Worte, fließend aus brünstigem Geist, außerordentlicher Geduld, Dankbarkeit gegen ihre Pflegerinnen und andere Glaubensfrüchte ließen auch an diesem Siech- und Siegbett die goldene Wahrheit leuchten: Aber in dem Allen überwinden wir weit um Deß willen, der uns geliebet hat! Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, . . . weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn!“ — Merkwürdige und langwierige Anfechtung erzeugte ihr der Gedanke, daß auch ein aussächtiger Leib ein „Tempel des Heiligen Geistes“ sein solle. Da half ihr, von Gott erleuchtet, jener christliche Helfer wunderbar heraus durch die Gegenfrage: „Hydia“ (dies war ihr Taufname), „wie stand es um deine Seele, als Jesus sich dir zuerst offenbarte? Warst du heilig oder unheilig, rein oder unrein?“ — „Das war Gottes Stunde“, lautete ihr glaubensfreudiges Bekenntniß, „Seine Macht zu offenbaren! Wie ein Blitz zuckte mir die Wahrheit durch die Seele; der Strick war zerrissen, und ich war frei!“ — Jene Anfechtung schwand. — Ihr Volk sammt ihrer Familie lag ihr sehr am Herzen: „Gibt es Viele meines Volks, die Jesum lieben?“ „Warum gehen die Christen nicht gleich jenem guten Kaplan zu den Juden, unter denen sie gewiß viele Habibas fänden, meinen Jesus zu lieben?“ „Mein Jesus!“ das war und blieb ihr liebstes Wort. —

Warum gibt es unter uns nicht solche „Kapläne“? Warum benützen wir nicht die reiche Gelegenheit, auf Reisen, im Verkehr, im Handel und Wandel auch Juden die Wahrheit zu bezeugen, außer welcher kein „Heil“? Möge diese — jetzt von einem Judenchristen zu Dienst seiner Volksgenossen hierzulande im „New York Witness“ niedergelegte — wahre Geschichte uns, ja auch uns, der Pflicht erinnern, „Judenmission“ zu treiben. Der Herr, welcher dieser Sabiba als einer Lydia (Apost. 16, 14.) das Herz aufgethan: der kann auch dein Zeugniß segnen, wenn du durch Ihn erst selbst ein Nathanael oder eine Lydia geworden! (Joh. 1, 45—51; 15, 27 a.) —st—.

Unsere Negermission.

In Little Rock ist unsere Mission gegenwärtig ohne Missionar, da Herr Missionar Berg mit Zustimmung der Commission einen andern Beruf angenommen hat; doch ist die Wochen- und Sonntagsschule noch durch Herrn Lehrer Jeske versorgt; auch ist Herr Pastor Obermeier von der deutschen lutherischen Gemeinde ersucht, bis zum Eintreffen eines neuen Missionars der Negergemeinde zu predigen und vorkommende Amtshandlungen zu verrichten.

In Mobile hat Herr Missionar Wahl nun auch die Schule wieder eröffnet, nachdem dieselbe wegen seines Kopfleidens einige Monate länger ausgesetzt war, als sonst geschehen sein würde. Vor einiger Zeit wurde der Missionar recht angenehm überrascht. Als er sich eines Abends nach seiner Halle begab, um Gottesdienst zu halten, wenn jemand kommen würde, um ihn zu hören, schallte ihm schon von Weitem lauter Gesang entgegen. Schon befürchtete er, die Gesellschaft, welcher die Halle gehört, habe eine Versammlung; aber nein, es war eines unserer Kirchenlieder, das gesungen wurde. Als er eintrat, fand er, daß 6 Erwachsene, welche schon oft den Gottesdienst besuchten, und 2 Kinder der Missionschule das Lied angestimmt hatten. Später kamen noch Einige hinzu, und Alle hörten andächtig der Predigt zu. Nach der Predigt wurde der 12jährige Pflege Sohn der letzten Sommer getauften Mrs. Smith getauft, der eine recht gute christliche Erkenntniß hat. Auch der Vater eines Schülers der Missionschule, ein Katholik, der sonst noch nie den Gottesdienst besucht hatte, war zugegen. Der Missionar dankte dem Herrn für diese Erquickung.

In New Orleans wurden die Schulen am 1. September wieder eröffnet. Obgleich ganz in der Nähe von Sailors' Home zwei neue Schulen für Neger angefangen hatten, wurde unsere Schule daselbst schon im ersten Monat von etwa 100 Kindern besucht, von denen 20 neu eingetreten waren. Die Sonntagsschule in Sailors' Home zählte 60 Schüler. Das Lokal aber ist jetzt so erbärmlich schlecht und es regnet so hinein, daß öfter der ganze Fußboden mit Wasser bedeckt ist. Auch wird es immer mehr

lebensgefährlich. Könnten wir doch ein eigenes Missionseigenthum beschaffen!

In der Schule an der Claiborn Straße stieg die Zahl der Schüler schon in den ersten drei Wochen auf mehr als hundert, so sah sich Herr Lehrer Berg genöthigt, allen später kommenden die Aufnahme wegen Mangel an Raum zu verweigern. Auch die Gottesdienste werden hier noch immer gut besucht. C. S.

Rundschau auf dem Arbeitsfeld der Hermannsbürger Mission.

In Afrika war durch den Krieg zwischen den Engländern und den Bauern der Post- und Telegraphenverkehr eine Zeitlang gestört; jetzt ist derselbe soweit wieder hergestellt, daß von den meisten Stationen Berichte vorliegen. Aus denselben ist ersichtlich, daß die Mission durch den Krieg nicht so viel gelitten hat, als man befürchtete. Von 20 Stationen der Hermannsbürger Mission sind Berichte eingegangen. Dieselben sind:

A. Stationen in Natal:

1. Hermannsburg, die erste und älteste Station und Sitz der Superintendentur. Es ist ein blühendes, schön gelegenes und schön angelegtes Dorf, mit stattlicher Kirche von Stein, einem ziemlich hohen Thurme und schöner Orgel. Das Missionseigenthum ist 10,000 Morgen groß. Missionare sind: Superintendent Hohl und Miss. Otte. Die Gemeinde aus den Heiden zählt 220 Seelen. Im letzten Jahre sind 45 Heiden getauft.

2. Empangweni. Missionar J. N. Hansen. Gemeindeglieder aus den Heiden 47. Missionsland 150 Morgen.

3. Endumeni. Missionar: H. Schütze. 38 Heidenchristen.

4. Ehlenzeni. Missionar: Reibeling. 26 Heidenchristen. Hier befindet sich ein Seminar zur Ausbildung eingeborner Missionare. Eigenthum 650 Morgen.

5. Muden. Missionare: Röttcher und Holst. Getaufte 95. Eigenthum 7500 Morgen.

6. Sutherland. Missionar: H. Müller. 75 Heidenchristen.

7. Stembeni. Missionar: Fröhling. Eine neue Station von 4500 Morgen und 9 Heidenchristen.

8. Esilengheni. Missionar: Reinstorff. 3 Heidenchristen.

9. Ekembela. Missionar: Engelbrecht. 60 Gemeindeglieder (d. h. Getaufte). Missionseigenthum 7500 Morgen.

B. Stationen im Betschuanenlande.

10. Rustenburg. Missionar: Ferd. Zimmermann. 440 Heidenchristen. Im letzten Jahre sind 83 getauft und 15 Paare copulirt.

11. Bella. Missionar: Springhorn. 155 Heidenchristen. Im letzten Jahre 16 getauft.

12. Eben-Gzer. Missionar: Jordt. 154 Heidenchristen.

13. Bethanie. Missionare: H. W. Behrens sen. und jun. und Wickert. Gemeindeglieder aus den Heiden 1062. Letztes Jahr 52 getauft, 27 confirmirt, 21 noch im Taufunterricht, 317 Schüler, 905 Abendmahlsgenossen, 17 copulirte Paare. Durchschnittlicher Kirchenbesuch 300 bis 450 Personen.

14. Emaus. Missionar: Lohann. 336 Heidenchristen. Tausen im letzten Jahr 72, im Taufunterricht 32.

15. Kroondal. Missionar: Chr. Müller. 221 Heidenchristen, getauft im letzten Jahre 32, Taufcandidaten 18.

16. Potoane. Missionar: Grotherr. 63 Heidenchristen. Im letzten Jahre getauft 35.

17. Hebron. Missionar: H. Kaiser. 497 Heidenchristen. Im letzten Jahre getauft 54. Kirchenbesucher durchschnittlich 250.

18. Limao. Missionar: Lüneburg. 183 Glieder.

19. Melorane. Missionar: Wehmann. 193 Glieder. Getauft 32. Durchschnittlicher Kirchenbesuch 150.

20. Harmshope. Missionar: Chr. Schulenburg. Heidenchristen 182. Getauft im letzten Jahr 34.

Auf diesen 20 Stationen sind im letzten Jahre 525 Heiden getauft und die Gesamtzahl der Heidenchristen auf denselben beträgt 4059. Die Berichte aus andern Theilen Afrikas werden wir später folgen lassen.

In Ostindien war der Stand der Hermannsbürger Mission zu Anfang dieses Jahres folgender:

1. Raidupett. Missionare: Probst Mylius und Miss. Th. Petersen. Getaufte aus den Heiden 272 und aus andern Religionsgemeinschaften aufgenommen 10.

2. Sulurpett. Missionar: Kohlmeier. 150 Getaufte, 9 Aufgenommene.

3. Gudur. Missionar: Kiehne. 149 Getaufte, 1 Aufgenommener.

4. Wenkategiri. Missionar: Lückow. 34 Getaufte, 2 Aufgenommene.

5. Wakadu. Missionar: Ramme. 39 Getaufte, 1 Aufgenommener.

6. Rapur. Missionar: Rothe. 4 Getaufte, 5 Aufgenommene.

7. Kalastry. Missionar: Schepmann. 154 Getaufte, 1 Aufgenommener.

8. Tirupath. Missionar: P. Petersen. 80 Getaufte, 8 Aufgenommene.

Sriharikota. Vacant. 9 Getaufte, 8 Aufgenommene.

Im Ganzen auf diesen 9 Stationen 891 Getaufte aus den Heiden und 45 aus anderen Gemeinschaften Aufgenommene. Mehrere Missionare (Wörlein und Scriba) waren zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Deutschland gereist.

In Australien geht das Missionswerk immer noch sehr langsam vorwärts; nicht allein der Unglaube, Aberglaube und die Unwissenheit der Heiden, sondern auch das Klima und so mancherlei andere Dinge bereiten den Missionaren dort große Hindernisse. Haben wir in Amerika in diesem Sommer oft gemeint, Ursache zu haben, über Hitze und Trockenheit zu klagen: so ist dies bei den Missionaren in Australien viel mehr der Fall. Missionar Kämpfe schreibt Anfangs März dieses Jahres:

„Was uns nun jetzt wieder so ins Gedränge bringt, das ist die lang anhaltende Trockenheit und was damit sonst zusammenhängt. Wie es scheint, erstreckt sich dieselbe diesmal über den ganzen australischen Continent, denn von allen Seiten liest man Klagen darüber in den Blättern. Besonders hart ist aber das Innere davon heimgesucht, denn wir haben hier schon seit 1879 keinen genügenden Regen mehr erhalten. Der Regen, welcher fiel, kam im Winter und hat wenig, sehr wenig Futter hervorgebracht. Dazu kam diesen Sommer in den Monaten December bis März eine sehr große Hitze und ungewöhnlich starker, trockener Ostwind, und so sieht es jetzt äußerst traurig aus. Das Vieh stirbt an manchen Orten schon in großer Anzahl aus Mangel an Wasser und Futter; auch schon mehrere Menschenleben sind der Dürre zum Opfer gefallen, indem sie, bevor sie Wasser erreichen konnten, unterwegs an Durst gestorben sind. Jedoch das trifft uns weniger, denn wir haben noch Futter und Wasser genug, wenn auch nicht ganz nahe, so doch in einiger Entfernung; deshalb sind wir mit unsern Schafen etwa 12 Meilen nordwestlich gezogen. Was dagegen mit einer solchen Trockenheit zusammenhängt, daran haben wir auch zu tragen, und das ist einmal, daß aller Verkehr abgeschnitten ist, weil kein Fuhrmann unter solchen Umständen fahren kann, und daß es schwierig ist, Lebensmittel und andere Sachen zu erhalten. Zum Andern, daß die Heiden, weil ihre Nahrung hier immer spärlicher wird, sich mehr von hier wegziehen, umso mehr, als wir ihnen auch jetzt keine Lebensmittel vom Gouvernement verabreichen können; denn obwohl dieselben nun bereits ein Jahr abgeschickt sind, so kann doch der Fuhrmann nicht weiter, sondern muß warten, bis Regen kommt. Und doch wären dieselben jetzt gerade am aller-nöthigsten, weil eben die gewöhnlichen Lebensmittel der Heiden jetzt am spärlichsten sind. Dazu kommt nun noch, daß Br. Schulze mit Br. Jürgens hinuntergefahren ist mit dem Wagen, der Trockenheit wegen aber nicht wieder heraufkommen kann, bevor nicht Regen kommt. Hatten wir vorher schon viele Arbeit, so jetzt umso mehr, da da wir durch die Trockenheit noch dazu gezwungen wurden, mit den Schafen wegzuziehen, so daß die wenigen Kräfte nun auch noch zersplittert sind. Wie es noch werden wird, wissen wir nicht; wir gestehen es gern, daß wir mit unserm Vieh ganz zu Ende sind. Unter solchen Umständen kann natürlich an Garten- und Ackerbau nicht gedacht werden, ja selbst die Melonen, die wir sonst alle Jahre

reichlich hatten, fehlen uns dies Jahr. Wie oft steigt da im Herzen die Frage auf: Warum mag der Herr dies wohl thun? Ihm ist es doch ein Kleines, hier Hülfe und Rath zu schaffen; warum thut Er es nicht? Nun, gewiß sind Seine Wege allezeit die besten, und so wird der Herr auch hiermit seine weisen Absichten haben, obschon wir es nicht recht verstehen können.

„Unsere Arbeit mit und an den Heiden ist trotzdem immer vorwärts gegangen, und machen uns namentlich die Kinder in der Schule manche Freude. Nur schade, daß jetzt so wenig hier sind; wir haben durchschnittlich 10—12 in der Schule gehabt. Einige derselben machen gute Fortschritte, namentlich geht jetzt auch das Auswendiglernen bedeutend besser als früher. Nur das selbstständige Nachdenken über irgend eine Sache will noch nicht recht gehen. Sie sind so denkfaul, daß es rein nicht zu sagen ist. Sie fassen es gleich, was ihnen gesagt wird; aber selbst nachzudenken, das fällt ihnen nicht ein.

„Ein recht betrübender Fall ereignete sich anfangs dieses Jahres, der uns auch wieder einmal einen Blick thun ließ in die finstere Nacht ihres Aberglaubens. Es war am 2ten Sonntag nach Epiphania, als alle Heiden Abends in höchster Aufregung an die Station kamen und uns berichteten, daß eine Anzahl Männer des benachbarten Stammes an Owen Springs gekommen seien und einen der Ihrigen ermordet hätten. Wir hielten es anfangs nur für ein leeres Geschwätz, jedoch es bestätigte sich als wahr; denn am Dienstage darnach kamen einige Männer zurück und erzählten uns, daß ein Mann, Namens Kalkinja, der sehr oft hier an der Station war, ermordet sei und sie ihn begraben hätten. Sofort begann auch das übliche Todtengeräusch. Warum aber wurde dieser Mann ermordet? Er fiel einfach als ein Opfer ihres Aberglaubens. Es brach nämlich im Monat December unter den Heiden an Owen Springs eine epidemische Krankheit aus, die mehrere Leute dahintrastete. Nun meinen aber die Heiden, daß wenn irgend mehrere in einem Stamme in kurzer Zeit sterben, es nothwendig die Leute eines andern Stammes verschuldet haben müssen, und sie suchen sich jedenfalls dafür zu rächen, und wenn es auch nur Einer ist, der ihnen in die Hände fällt. Dabei zeigt es sich auch, wie tief sie gesunken sind, wie sie so gar nichts natürlich Edles mehr haben; denn es fällt ihnen längst nicht ein, in offenem, ehrlichen Kampfe ihren vermeintlichen Feinden zu begegnen, sondern mit List und Falschheit suchen sie ihre Opfer zu erschleichen. Sie wählten dazu einen Mann, von dem sie wußten, daß er sich gewöhnlich an einem etwas abgelegenen Plage mit seiner Familie aufhielt. Und es ist ganz erstaunlich, welche List sie dazu gebrauchen. Am 3. B. die hiesigen Heiden glauben zu machen, daß nur Ein Mann dahin gekommen sei, sind sie alle in einer Reihe gegangen, und jeder Nachfolgende trat genau in die Fußspur seines Vorgängers, und damit überhaupt so wenig Spuren als möglich zu sehen wären, traten sie auf alle im Wege liegenden

Holz- und Steinstücke, um so die Verfolger von der Spur abzuleiten.

„Wir suchten nun auf alle Weise die hiesigen Heiden zu überreden, nicht wieder auf gleiche Weise Rache zu nehmen, und so viel wir wissen, ist bis jetzt auch noch nichts ausgeführt, obgleich es erst ihr fester Vorsatz war.“

Fürwahr, das Werk der Mission ist ein schweres Werk und fordert viel Geduld und Ausdauer. C. S.

Die norwegische Missionsgesellschaft

hat im vorigen Jahre 9 neue Missionare ausgesandt. Am 29. Mai segelten dieselben auf dem „Eliever“ von Fredrikstad ab und langten nach 73tägiger Fahrt in Durban (Natal, Südafrika) an. Hier wurden drei Brüder: Berge, Eriksen und Nordgaard, die für die Zulumission bestimmt waren, abgesetzt, sowie der verheirathete Br. Braadtvedt, der sofort auf Umpumulo in Natal als Lehrer und Hausvater für die Kinder der Missionare zu wirken begann und bald durch seine Tüchtigkeit und sein liebevolles Wesen aller Herzen gewann. Der jugendkräftige, energische Nordgaard hat schon in Ekjowe, wo er dem alten Ostebro treu zur Seite steht, unter den Schülern einen vierstimmigen Sängerkhor zu Stande gebracht, und die schönen mit Lust und Leben gesungenen Choräle werden sicherlich nicht verfehlen, auf die Heiden einen gesegneten Eindruck zu machen. Das neuerbaute Schulgebäude ist voll von lernbegierigen Schülern, und 35 Heiden stehen im Taufunterricht. So geht's auf dieser Station erfreulich voran.

Mit Emzinjati dagegen ist es so gegangen, wie wir (s. Miss. Mag. 1880, S. 239.) fürchteten. Die Station ist aufgegeben und statt ihrer eine neue Station in Dunnsland: Ekombe (oder Eubeni) angelegt worden. John Dunn zeigt sich den norwegischen Missionaren gegenüber sehr freundlich. Wie der Häuptling Glubi in seinem Districte nur anglikanische, so will Dunn nur norwegische Missionare, von den Hermannsburgern dagegen will er nichts wissen. Aber während Glubis Verhalten durch den Einfluß des anglikanischen Bischofs Macrorie bedingt ist, ist hier die Ausschließung der deutschen Missionare dem Willen der Norweger gerade zuwider. Sie haben wiederholt Dunn gesagt, daß sie die Hermannsburgern gerne wieder im Lande sehen würden, und Ostebro bezweifelt nicht, daß Dunn schließlich einsehen wird, daß er am klügsten handeln würde, wenn er ihnen gestattete, ihre verwüsteten Stationen wieder aufzunehmen. In dem Districte, wo die neue Station liegt, hat Dunn Martin Ostebro, einen Sohn des Missionars, als Magistrat*) eingesetzt; auch hat er seinen Freunden erlaubt, noch eine neue Station, wo sie selbst wollen, zu gründen, und die

*) Er hat deren drei in seinem Lande eingesetzt, und das Volk muß Hüttensteuer zahlen, 5 Schillinge für jede Hütte.

Direction in Stavanger wird wohl die Anlegung derselben gutheißen. Herr Kilner, der erfahrene Secretär der Wesleyaner, der 30 Jahre in Indien gewirkt und vom Cap alle Missionsstationen im südlichen Afrika besucht hat, hat sich auch bei den Norwegern eingestellt, um ihre Arbeitsweise und deren Erfolge kennen zu lernen. Er meinte, jetzt sei die Zeit gekommen, im Zululande zu missioniren; vor der Hand wolle er aber davon abstehe, seine Gesellschaft zur Arbeit dort aufzufordern, da er hoffe, die Norweger würden mit Kraft weiter machen.

Von Durban, wo das Missionschiff (Eliaser) 4 Wochen lang liegen blieb und welches ein Sammlungsort für alle Freunde des göttlichen Wortes war, ging das Schiff*) nach Tamatave, wo die für das Innere Madagaskars bestimmten Missionare Svendsen, Nielsen und Meegan's Land stiegen. Die Arbeit dort entwickelt sich in erfreulicher Weise. Auf 13 Stationen (von den übrigen 4 fehlen die Angaben) haben im Jahre 1879 369 Heidentaufen stattgefunden. Es sind mehrere Annegemeinden gegründet, in denen auch kleine Kirchen (à ca. 70 Dollar per Stück) aufgeführt worden sind. Die Schulen werden immer fleißiger besucht und die Liebe und das Vertrauen der Leute zu den Missionaren nehmen in dem Maße zu, als sie dieselben näher kennen lernen. Jedoch gibt es auch Feinde und Gegner, die durch Ueberredungen und Drohungen, ja sogar durch Gewalt die Heiden von der Annahme des Evangeliums, sowie von der Sendung ihrer Kinder in die Missionschule abzuhalten suchen. Namentlich sind von der Station Soatanana Klagen dieser Art laut geworden; aber den Widersachern zum Troß hat sich dennoch die Zahl der Schüler, sowie die der Kirchenbesucher, in den ersten 6 Monaten des vorigen Jahres verdoppelt. Die Londoner in Nord-Betsileo haben endlich die Untauglichkeit und zum Theil auch die Gewissenlosigkeit ihrer eingebornen Lehrer eingesehen und infolge dessen dieselben wieder entfernt und ihre Gemeinden den Norwegern übergeben. Hierdurch fallen dem Betafo-Districte wenigstens 6000 Seelen zu, von denen 300 getauft und 60—70 abendmahlsberechtigt sein sollen. Missionar Eng'h's Bezirk umfaßt also jetzt, diese 4 neuen Gemeinden mit eingeschlossen, im Ganzen 18 Gemeinden mit einer Bevölkerung von 20,000 Seelen, Eng'h setzt seine Hoffnung auf die Hilfe der Eingeborenen — und die thut hier auch wahrlich recht noth. Drei Jüglinge der Lehrerschule stehen ihm zwar als tüchtig ausgebildete Schulmeister zur Seite, aber was ist das unter so viele!

Zwei Verluste hatte die norwegische Missionsgesellschaft im vorigen Jahre auf diesem Arbeitsfelde zu beklagen, den einen durch den am 10. März erfolgten Tod des Missionar Pedersen, dessen letzte Worte waren: „Meine Arbeit ist vollbracht. Ich gehe zu Jesu. — Gott

*) Kapitän Svendsen kann von seiner Mannschaft sagen: „Alle meine Leute suchen den Herrn.“ In jedem Hafen hißt er die Bethelstlagge auf.

sei gelobet.“ Er ist der erste norwegische Missionar, der in madagassischer Erde ruht. Der zweite ist der Austritt des Missionar Bekker, — eines von jenen traurigen, in der Mission sich leider hie und da wiederholenden Ereignissen, vor denen die norwegische Gesellschaft bisher glücklich bewahrt geblieben war. Durch eine Frage der Visitation (in Bezug auf die Rechenschaftsablegung) und zwar ohne jeden triftigen Grund sich beleidigt fühlend, kündigte Bekker seine Stellung und verließ die Station!

— Von Tamatave ging das Missionschiff nach Tullear und Morondava an der Westküste von Madagaskar. Am ersten Orte erhielt Missionar Röstvig in Br. Bertelsen die lang ersehnte Hilfe für seine schwere Arbeit. Das von Norwegen mitgebrachte Haus, vor dem die Sakalaven eine abergläubische Furcht hatten und welches im Lande aufzurichten der König verbot, durfte doch, nachdem die Häuptlinge die Sache gründlich überlegt, ins Land getragen werden. Die Häuptlinge erklärten nämlich, dies sei ihr bestimmter Wille und falls der König anders wolle, so werde ers mit ihnen zu thun haben. Auf der sandigen Rhede bei Morondava verließ der letzte von den neuen Missionaren, Mas, das freundliche Schiff, welches von da nach Mauritius ging, um eine Ladung Zucker einzunehmen. Gleich am ersten Sonntag erlebte Mas die Freude, den Missionar Jacobsen einen Heiden taufen zu sehen. Es war dies auch ein „Makoa“ (früherer Sklave), Malainkira (der Gefang verschmähet) mit Namen, der vier Jahre lang die Schule besucht und zuerst sehr stumpf und wenig hoffnungserweckend gewesen war. Sowie er es aber soweit gebracht hatte, daß er lesen konnte, fing er an einen erstaunlichen Fleiß an den Tag zu legen und große Fortschritte zu machen. Auch während der Abwesenheit Jacobsens (zur Erholung in Natal), wo er doch nur auf Selbststudium angewiesen war, ging er nicht zurück, sondern eignete sich immer mehr Kenntnisse an, so daß er bald getauft werden konnte. Es heißt jetzt Samuel und scheint mit dem Christenthum Ernst zu machen.

(Mitgetheilt von R. v. Möller im „Ev. Miss. Magazin.“)

Aus der Missionsgeschichte der Südsee.

Sonderlich Kindern erzählt.

Viele tausend Stunden von hier liegt ein großes Meer, welches man die Südsee oder den Stillen Ocean nennt; in demselben befindet sich eine Masse der schönsten und fruchtbarsten Inseln, wo die Felder und Bäume das ganze Jahr grün sind und die herrlichsten Früchte wachsen. Man sollte meinen, die Leute dort müßten außerordentlich glücklich sein. Dem ist aber nicht also, und war es noch vor etlichen Jahrzehnden viel weniger, als jetzt. Die Ursache davon ist die: die Bewohner dieser schönen Inseln leben zum großen Theil in heidnischer Finsterniß und Blindheit in greulichen Sünden und Lastern dahin, und wo die Sünde herrscht, da ist Elend und Jammer aller Art, wie herrlich auch die Natur rings umher in üppigster Herrlichkeit prangt. Doch, wie gesagt, es fängt seit etlichen Jahr-

zehnden an besser hier zu werden: durch die gesegneten diensteifrigen Boten des Evangeliums ist eine große und immer weiter greifende Veränderung vorgegangen. Um euch hievon ein Beispiel vor Augen zu stellen, will ich euch eine Geschichte erzählen, die noch in die Zeit fällt, wo die Inseln noch ganz heidnisch waren. Eine derselben heißt Rajatea. Dort stand einst ferne vom Meeresufer eine Hütte aus Bambusrohr unter dem Schatten eines Palmbaums, die Wohnung einer eingebornen Familie. Der Vater stammte aus einer niedrigen Volksklasse, die Mutter war eines Häuptlings Tochter. Und eben das war der Grund namenlosen Jammers. Denn als die Mutter ihren ersten Sohn geboren hatte, kamen alsobald ihre Verwandten herbei, entrißen ihr das Kindlein und verscharrten es lebendig in eine Grube, wo es elendiglich umkam; denn so verlangte es die wilde heidnische Sitte wegen der ungleichen Abstammung der Eltern. Dasselbe geschah zur größten Betrübnis des Vaters auch bei der Geburt des zweiten und des dritten Kindes dieser unglücklichen Eltern, welches ein Mädchen war. Vergebens bat der Vater mit den flehentlichsten Bitten, man möchte des Kindleins verschonen; es ward zu den zweien vorangegangenen in die Grube verscharrt. Nach etlichen Jahren starb der Vater, die Mutter blieb jedoch am Leben. Inzwischen kamen Missionare nach Rajatea, erzählten den Einwohnern von dem Herrn Jesu Christo als dem Sohn des lebendigen und wahrhaftigen Gottes, der in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen. Eine Zeitlang schien es, als ob sie keinen Eingang fänden mit dieser Predigt des Evangeliums; doch nach Verlauf mehrerer Jahre wurden ihre Herzen weich, und mit Thränen thaten sie Buße über ihr bisheriges heidnisches Leben und glaubten an den Herrn Jesum Christum. Sie warfen ihre hölzernen und steinernen Götzen weg, gaben ihre grausamen Sitten und Gebräuche auf und wurden ganz andere Leute. Wo ehemals blutige Götzenaltäre gestanden waren, da erhoben sich nun freundliche Kirchlein, in welchen die schwarzbraunen Insulaner ihre Kniee in dem Namen Jesu beugten; und wo man sonst nur das Geschrei des Haders und grausamen Mords hörte, da tönen nun Lobgesänge und heilige liebe Lieder. Jetzt werden keine Kinder mehr ums Leben gebracht: jetzt wohnen Eltern und Kinder in herzlichster Liebe beisammen und danken Gott für die große Barmherzigkeit, daß Er ihnen Missionare gesandt habe.

Aber was that jene Mutter, von der ich euch vorhin erzählt habe? Sie hörte auch, was die Missionare sagten. Sie sah, wie jetzt glückliche Kinder mit ihren glücklichen Eltern Hand in Hand gingen, nur sie war allein und ohne Kind. Nun gedenkt sie an ihre gemordeten Kinder: nun erinnert sie sich, wie herzlich einst ihr Mann sie bat, der Kinder zu schonen, und wie sie nicht hören wollte: nun denkt sie daran, wie die armen Würmchen weinten, und litten, und hilflos nach und nach dahinstarben in der Grube, ohne daß ihre Mutter sich ihrer erbarmte. O, wer kann den Schmerz schildern, der nun ihr Mutterherz bei diesem Gedanken durchwühlte!

Eines Tages, als sie auch über ihre verlorenen Kinder wehklagte, kommt eine Frau herein und spricht mit ihr. Die Mutter machte sich auf: sie kann nicht glauben, was die Frau gesagt hat; sie fürchtet, es sei zu schön, zu herrlich, als daß es wahr sein könnte, aber doch will sie gehen und sehen, ob es vielleicht doch wahr sei? Sie muß 30 Stunden weit über das stürmische Meer auf einem kleinen Schiffelein fahren. Vielleicht wird das Schiffelein an den Felsen zerschmettert; vielleicht verschlingen die Wellen

des Meeres das zerbrechliche Fahrzeug; aber sie denkt an keine Gefahr; sie kann es fast nicht erwarten, bis das Schiff zur Abfahrt fertig ist. Endlich stößt das Boot vom Lande. Was kann wohl jene Frau der betrübten Mutter gesagt haben, daß diese auf einmal mit so freudiger Sehnsucht übers Meer dahin fährt? Wartet nur ein wenig, wir werden es bald erfahren.

Das Schiffelein landet endlich im Hafen der Insel Cimeo. Die Mutter eilt ans Ufer. Dort in jenem freundlichen Hause wohnt der Bruder und die Schwester ihres verstorbenen Mannes. Diesem Hause eilt sie mit klopfendem Herzen zu. Sie will erfahren, ob es wahr ist, was jene Frau ihr gesagt hat. Sie läuft, so schnell sie kann. Ihr Herz klopfet immer stärker. Jetzt ist sie dem Hause ihrer Verwandten ziemlich nahe. Unter der Thüre steht ein junges blühendes Mädchen. Das Mädchen ist ihr leibhaftiges Ebenbild: sie betrachtet es und betrachtet es wieder: — sie ist! sie ist! ihre eigene theure, längst verloren geglaubte Tochter! Sie stürzt auf sie zu, umarmt sie, drückt sie an ihr Herz und ruft aus: Freuet euch mit mir, denn diese meine Tochter war todt, und siehe, sie lebt!

Aber, werdet ihr sagen, das kleine Tochterlein ist ja begraben worden?

Allerdings, gerade als die Verwandten der Mutter das neugeborne Tochterlein in die Erde legten, war der Vater desselben vom Hause abwesend. Sobald er heimkam, ging er allein hin, um das Grab seines Kindes zu suchen, und fand auch bald die Stelle, wo man es eingescharrt hatte. Und nun stieg der Wunsch in seinem Herzen auf, sein liebes Tochterlein noch einmal zu sehen. Er öffnete das Grab, und bemerkte gleich, daß das Kind noch nicht gestorben sei. Er nahm es heraus: er legte es nicht wieder in das Grab, sondern verbarg es, und schickte es heimlich zu seinem Bruder und seiner Schwester nach Cimeo, wo es aufgezogen wurde. Er sagte aber seiner Frau nie ein Wort davon, und sie hatte auch nie etwas davon gehört, bis jene Frau es ihr sagte.

Nun denket euch, wie es der Mutter zu Muthe war, als sie mit ihrem theuren Kinde wieder nach Rajatea kam. Wie oft mag sie ihre Tochter betrachten, wie oft sie geküßt und über ihr geweint haben, — nicht mehr Thränen des Jammers, wie zuvor, sondern Thränen der Freude. — Aber es war noch eine andere Freude für ihr Mutterherz aufbehalten. Ihre Tochter hörte ebenfalls das Evangelium, und wurde auch eine Christin, wie die Mutter.

Seitdem ist die Mutter gestorben; aber die Tochter lebte vor etlichen Jahren noch, ist eine liebe fromme Christin geworden und hat als Lehrerin in großem Segen unter den Kindern ihrer Landsleute gewirkt.

Die März-Nummer der Missions-Taube

ist neu gedruckt worden. Die geehrten Abonnenten, welche diese Nummer nicht empfangen haben, werden hierdurch ersucht, uns dies mitzutheilen, worauf ihnen die Nummer zugesandt werden wird.

„Luth. Concordia-Verlag.“

Für die Baukassa in New Orleans erhalten: Durch Hrn. S. W. Bömann in Altamont, Effingham Co., Ill., von W. Böcker \$1.50, Fr. Vandelow .50. Von D. L. Fronz in New Orleans 1.25. New Orleans, den 21. November 1881.

R. J. Watke,
113 Columbus Str., near Clayborne, New Orleans, La.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.